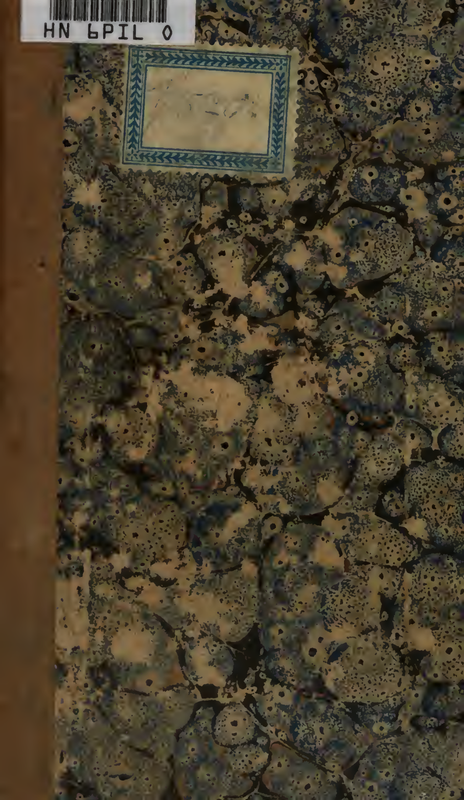
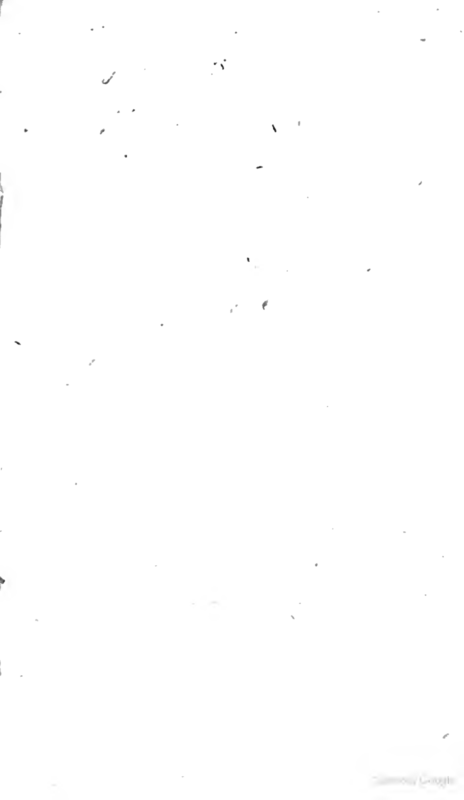
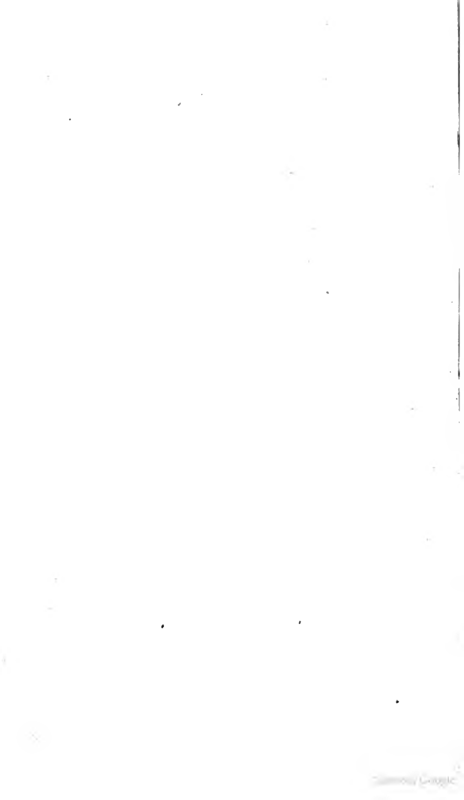










So sollst du einstens diesen Szepter wieder aus meinen Händen erhalten.

Friedrich der Siegreiche
Churfürst von der Pfalz

Der Marc Aurel des Mittelalters.



Treu nach der Geschichte bearbeitet

Erster Theil.

Leipzig, 1796.
in der Weygandschen Buchhandlung.

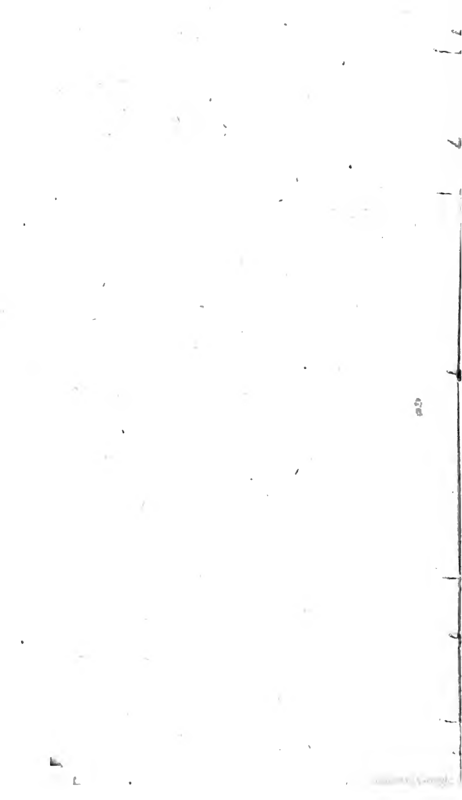
Petermann sc.

Friedrich der Siegreiche

Churfürst von der Pfalz.

Treu nach der Geschichte bearbeitet.

Erster Theil.



So sehr im Allgemeinen der Satz gelten mag, daß der Mensch von den Umständen abhänge, durch Verhältniße motivirt, durch eigenthümliche Ereigniße und zufällige Dazwischenkunft gewißer Begebenheiten zu dem gebildet werde, was er sey, den Karakter erhalte, diese Stufe ersteige, auf welcher er glänzt, dieses Glück, diese Auszeichnung genieße, welche man in seiner Biographie findet, beneidet oder bewundert: so findet er doch zur Ehre des Menschengeschlechts und zur freudigen Verherrlichung der im Menschen wohnenden höhern und göttlichern Kraft bey gewißen seltnen und großen Menschen, seine wirkliche Ausnahme.

„Der Mensch erhebt sich über seine Zeit„genoßen — über sein Jahrhundert; wird „durch Handlung — durch ausgezeichnete

„Thätigkeit, durch höheres Genie mehr als ein
„halber Welttheil, übersieht — überschaut das
„Ganze, herrscht, überglänzt alle, steht allein
„als der Bewunderte und Seltne unter seinen
„Zeitgenoßen, entzückt die Nachwelt, und
„giebt reichen Stoff der Feder des ihn ver-
„herrlichenden Schriftstellers, und ist, war,
„und wird alles durch seine Eigenthümlichkeit,
„durch das entschiedne Uebergewicht seiner
„Geisteskräfte. Er wäre groß geblieben, auch
„dann, wenn er nicht in dieser Zeit, unter die-
„sen Umständen, auf dieser Karriere des Le-
„bens und der Politik gelebt und gehandelt
„hätte!" —

Caesar, Themistocles, Aristides, Epaminondas, Julian, Gregorius VII, Sixtus V, Herrmann, Mathias Korvinus, Luther, Friedrich der Siegreiche, Friedrich der Einzige, wären auch außer ihrer glänzenden Laufbahn, und ihrem günstigern Würkungskreise genialische große Männer geblieben! Aber wären sie trotz der äußern Umstände, die auf den Gang ihrer moralischen Kultur würkten, eben das geworden, was sie nun so ausgezeichnet erhebt, was ihre Fülle von Kraft und genialischer Ueberlegenheit klassificirt, was ihre höhere Kraft antrieb, in Bewegung setzte, ihren Wür-

fungskreis erweiterte, den Zweck vervielfältigte, und seine Anwendung erleichterte?

Die Geschichte beantwortet diese Frage, indem sie Männer zufälliger und selbstständiger Größe aufstellt!

Alexander der große Grieche und der Schwedische Karl XII. wurden durch ihr Zeitalter und den kriegerischen Geist ihrer Zeitgenoßen die glänzenden Barbaren, deren Thaten nur durch Schlachten, durch Waghalserei und durch unbegrenzten Ehrgeitz eine gewiße Größe und Außerordentlichkeit gewannen, und die Epoche ihrer Nation nur aus diesem Gesichtspunkt verherrlichen und verewigen.

Marius und Pompeius, Themistocles und Miltiades hätten in Monarchien vielleicht die Rolle der Raufdegen oder gar der Aufrührer gespielt, da sie in einem republikanischen Staat als große fürchterliche und mächtige Helden auftreten, und begünstigt vom Ton der Leidenschaft, vom republikanischen Enthusiasmus, vom Gefühl für Größe, Energie, und dem Geist der Staatenphilosophie in dem erhabenen Gemälde jenes fürs Große leidenschaftlichen Zeitalters, auffallende Züge lieferten, und in ihren Thaten und Abentheuern jene Zeit-Epoche verewigen.

Türenne und Condé würden mit jenen um den Preis gerungen haben, mit zweifelhaftem Glück! — allein welche Hinderniße ihrer Genies, ihrer heroischen Kraftfülle — da sie Ludwigs XIV schlaue Ministerialpolitik nur zu Dienern der Intrigue gebrauchte und ihren Ehrgeiz in der beschränkten Abhängigkeit von dem Monarchen erhielt, und ihren Thatendrang von dem Geist des damals Großgeltenden gefeßelt hielt!

So sehr nun jene große Männer ihre Abhängigkeit vom Zeitalter, von Umständen, von der Staatsverfaßung und der Karriere ihres Lebens erweisen, und, weil sie von Individualitäten begünstigt nur das werden konntenwas sie waren, eine zufällige Größe behaupten; so liefert uns doch auch die Geschichte einige große Männer, die als außerordentliche Wesen, unabhängig von jedem Zeitalter, ihre Würde und ihre entschiedne Hoheit behaupten würden, weil die Außerordentlichkeit und Einzigkeit ihres schöpfrischen Geistes, über die Menschen und Staaten ganzer Jahrtausende überwiegend und übermächtig bleibt.

Caesar und Friedrich der Einzige, — sie würden in jedem Staat, der ihren Kräften und der Fülle ihres Geistes Spiel-Raum verstattet, das seyn, was sie ehedem waren,

weil der Geist aller ihrer Thaten und aller daraus folgenden Begebenheiten aus ihrem unbeschreiblich großen Genie seine Quelle herleitet.

„In dem Geist und in dem Herzen Friedrichs des Einzigen, lag die Kraft von Heeren" sagt Possélt; — Caesars und Friedrichs Armeen waren durch jene große Genies geschaffen, geleitet, gelenkt; Tausende und abermal Tausende dachten nach ihrem Plan, und als ob nur eine Seele durch das Ganze herrschte — folgte alles nur ihrem Willen.

Schöpfer ihres Zeitalters — Bildner ihrer Zeitgenoßen, Original in allem, gingen sie ihre eigne Bahn — Millionen unerforschlich, der Nachwelt nur aus jener unerreichbaren und einzigen Kraftfülle erklärbar. — Eingeweiht in die Mysterien der Vorsehung oder jenes Etwas, was den labyrinthischen Gang der Weltbegebenheiten mit unsichtbarer Kraft leitet, lenkten sie den Menschen, benuzten seine Kräfte, schufen den Geist des Ganzen wie das Wißen des Individuums nach ihrem Plan. Jedes Hinderniß mußte ihrem tiefforschenden Blick, ihrem alles übersehenden und alles vorbereitenden Geist weichen: mit der Kraft eines Gottes kämpften sie gegen eine Welt voll Schwierigkeiten; je näher und schrecklicher ihnen die Gefahr — desto

größer, kälter — ruhiger ihre Seele — desto berechneter ihr Widerstand, höher und kühner ihr Plan, und entscheidender ihr Sieg. — Unbeugsam — aus sich selbsten jeder Rath, jeder Trost; die Schöpfung wie die Erhaltung des Ganzen, das Riesenwerk ihrer Thätigkeit, ihres Scharfsinns und ihres höhern Genies.

So stehen Caesar und Friedrich als die Größten und Einzigen da, und werden noch nach Jahrtausenden mit dem Feuer und mit dem Erstaunen bewundert werden, womit wir ihnen jezt unsre Ehrfurcht und Bewundrung weihen.

Bis zum großen Herzberg hinauf — fühlt jede Brust, die den Namen Friedrich versteht und seiner Thaten Gewicht zu empfinden vermag, Schauer der Ehrfurcht und Bewunderung, und preiset die menschliche Natur glücklich, daß ein Wesen wie Friedrich ihrem Stoff angehörte.

Eben so hat man auch über den großen Römer entschieden, der vielleicht mit seiner Schaale gegen Friedrich steigen würde, hätte er sich des Herzens eines Marc Aurels schmeicheln können, welches aber der stolze Zeitgenoße Friedrichs in Friedrichs Schaale legt, und somit den höhern Werth des Einzigen entscheidet.

So sehr aber nun diese hochstrahlende Gemälde im Tempel des Verdienstes, die Größe und den Werth andrer großen Männer weit hinter sich zu laßen scheinen und ihnen nur das Verdienst zufälliger Größe gestatten; so erscheinen doch dicht neben ihnen, Helden, Fürsten, und Menschen, denen das Verdienst selbstständiger Größe unbeschadet der Einzigkeit jener außerordentlichen Männer gebührt, und die in einem ähnlichen Würkungskreise vielleicht ihr Genie in dem Grade würden entwickelt haben, daß sie unser Erstaunen verdienten, statt daß sie in umgekehrtem Verhältniß jezt nur unsre Bewunderung genießen: Männer — welchen man mit Recht und mit entschiedner Ueberzeugung diejenigen Eigenschaften zurechnen kann, welche ihre Unabhängigkeit vom Zeitalter in welchem sie lebten — ihre Ueberlegenheit über den moralischen Gehalt ihrer Zeitgenoßen, ihr alles umfaßendes Genie — mit einem Wort, ihre in jedem Zeitalter gleich außerordentlich bleibende Größe bezeichnen und bestimmen; Männer — aus deren Genie ihre Tugend, ihre Thaten — die Reform und Umstaltung des Ganzen floß —. Schöpfer ihrer Zeiten, die aufs Universum, wie aufs beschränkte Individuum gleich groß und gleich wichtig würkten;

welche der Menschheit angehören und welche die Geschichte stolz auf ihr anerkanntes Verdienst, in ihr Pantheon großer und außerordentlicher Menschen aufnimmt —

Unter den Fürsten und Helden —

Ein Marc Aurel! — wer verdankt es nicht dem vortreflichen Feßler, daß er den großen Kaiser — den gütigen, weisen, den philosophischen Menschen, der Menschheit wiederschenkte, da er nur bisher das Eigenthum der Gelehrten war? —

Ein Matthias Korvinus; verdiente dieser Große und Herrliche nicht eben diese Würdigung?

Ein Friedrich der Siegreiche Churfürst von der Pfalz! Verdiente er nicht in eben dieser gefälligen Manier mit aller nur möglichen Geschichtstreue die Theilnahme und Bewunderung des Deutschen Publikums, da er bisher nur von wenigen Geschichtsfreunden gekannt — verehrt, von den Meisten aber vergeßen und ungekannt war? — Friedrich ist in der Geschichte der Pfalz so wie in der Geschichte des damaligen Europa nicht nur wichtig — Nein! er behauptet unter den Fürsten und Helden seines Zeitalters den ersten Rang. — Auch er gehört nicht allein seinem Vaterland an (wiewohl ihn der Pfälzer

in Rücksicht seines Verdienstes um die Pfalz und unbeschadet seiner übrigen vortreflichen Regenten kühn seinen Einzigen nennen dürfte) Friedrich gehört der Menschheit an und verdient daher die volle und gerechteste Würdigung und die würdigste Verherrlichung vor ganz Europa.

Sein großer außerordentlicher Karakter spiegelt sich in seinen Thaten! — Mitten in dem rauhen und barbarischen Zeitalter steht er erhaben nicht nur über seine Zeitgenoßen, sondern auch über die meisten Fürsten späterer Jahrhunderte.

Ein edler Mensch — ein menschlicher Eroberer — ein großmüthiger Held — kühn und entschloßen, wenn er für die Sache des Vaterlandes, für die Gerechtsame seiner Mitbürger, für den Schutz der Gesetze, und für die Ehre und Rechte Deutschlands handeln oder fechten sollte.

Ein Mann, wie außer ihm kein Jahrhundert keinen hatte, in dem sich Deutschlands Macht konzentrirte, dessen Stimme am Rhein und an der Donau fürchterlich war, dessen Politik die Welthändel Europens leitete, der den Kaiserthron erschütterte, und Troz den Intriguen und der Macht des heiligen Stuhls Friedrich der Gefürchtete blieb — Ueberall an der Spitze — wenn Ehre und Wahrheit zu

verfechten oder zu gründen war; im Dunkel der damaligen Zeit vor Johann Guttenbergs wohlthätiger Erfindung — ein Freund der Wissenschaften — ein heller Weise, ein sanfter Mensch, ein erhabner Philosoph — Staatsmann — ein sittlich guter Liebhaber — ein zärtlicher Vater, ein uneigennütziger thätiger wohlwollender Selbstherrscher, ein wahrer Cincinnatus, der nur für Ehre und des Vaterlandes Wohl den Regentenstab nahm, und ihn nach den Gesetzen seines Vertrags wieder einhändigen und von der Stufe seiner glänzenden Herrschergröße wieder herabsteigen wollte, auf welcher seine Macht, sein gefürchteter Heldenmuth, seine Ueberlegenheit als Heerführer ihn gegen jede Gewalt würden geschüzt haben. — Originell als Krieger die Seele seines Heers, welches er nach römischer Art disciplinirte und zur Schlacht führte — kämpfte er sich mit dem Haß, dem Neid und der Barbarei seiner Zeit herum, stets Sieger — immer glücklich — geliebt und vergöttert von seinen Pfälzern, gesucht und gefürchtet von Deutschlands Fürsten, beneidet und gehaßt von Kaiser und Pabst.

Ich versuche die Geschichte dieses großen Mannes in der Manier unsrer heutigen so beliebten historischen Gemälde.

Der Zeitgeschmack hat dafür entschieden, und ich weiß nicht, ob er so ganz ausschließlich den Tadel der Kritik verdient! Unsre Ritter-Romane haben freilich die historische Wahrheit in vieler Rücksicht beeinträchtigt, und den Geschmack des Publikums durch die barbarischen Abentheuer und überladnen Fiktionen, womit sie angefüllt waren, für das Ernste und Wahre der pragmatischen Geschichte unempfänglich gemacht. Leider! daß es Wahrheit ist — daß solche verhunzte und kastrirte Geschichten großer Menschen den Geschmack für ernste Geschichtswahrheit verdorben haben. Indessen liegt die Anhänglichkeit des Publikums an das Mittelalter so ganz natürlich und gerechtfertigt in dem Menschen, daß man den verdorbnen Geschmack bloß auf die Rechnung der mißbrauchten Schriftstellerei setzen muß.

Wahre Geschichte darf die sinnlichen Reize des Romans borgen, aber, eher sollte die Kunst leiden, ehe die poetische Freiheit der Wahrheit zu nahe trete, so bald dem Publikum wahre Geschichte versprochen ist.

„Der Mensch gefällt sich am besten im „Menschen, und lernt am beßten aus dem selbsthandelnden Menschen“ — Darum gefällt uns Griechenland und Rom — darum sind die

Szenen des Mittelalters so mächtig und hinreissend für uns. Der freie selbsthandelnde ungebundne Mensch ist der Gegenstand für unsre Einbildungskraft, er greift in unser Herz, und weckt in uns das Nachdenken über den Menschen und seine eigenthümlichen Kräfte.

Darum hängen wir mit voller Seele an dem Ritterzeitalter. Hier finden wir keine affektirte Leidenschaften; der Grund der Staatshandlung hängt nicht an den politischen Fäden eines höhern Gewaltigen, die Bestimmung ihrer Plane und Unternehmungen wird nicht wie bey den politischen Marionetten moderner Zeiten durch die Zauberformeln des Befehlshaberischen „es soll so seyn — man sieht es so gern“ motivirt; der natürlichere und selbstständigere Mensch der ältern Zeiten will es selbst so — und nur sein Wille motivirt seine Handlungen.

Welcher Mensch gefällt sich nicht in solchen Gemälden; und welches Gegengift gegen den falschen Egoismus, und den kindischen — kleinlichen Ehrgeitz unsers Jahrhunderts würkt wohl sicherer und moralisch strenger, als die Darstellung solcher edlen, unbeugsamen, wahren — freien, und tapfern Menschen, deren höchster Ruhm ihr unbefleckt gegebnes Ehrenwort, Thaten der Kraft und der Energie war? —

Es war demnach eine wohlthätige Erscheinung für die deutsche Litteratur, daß mehrere brave Schriftsteller und zwar mit vielem Glück das Publikum mit solchen historischen Gemälden beschenkten, um nach der Idee des großen Wielands, das Publicum allmählig mit dem Großen und Rührenden, welches in der Vaterlandsgeschichte für den Deutschen aufbehalten ist, bekannt zu machen, und so den deutschen Geschmack immer mehr fürs Große und Ernste der Wahrheit zu bilden.

Auch ich wage es mit dem Versuch, Friedrich den großen Pfälzischen Churfürsten in dieser Manier fürs Publikum zu bearbeiten, und dem richtenden und lesenden Publikum zu empfehlen.

Ich bin dem Publikum Rechenschaft schuldig von den Quellen, welche ich dabey benuzt habe; — doch wozu die Angabe einer großen Menge von Schriften — wenn sie nur benuzt sind, und man in der Geschichte selbst wahrnimmt, daß der Verfasser mit kritischer Treue und philosophischer Wahrheitsliebe dieselben berathen habe.

Friedrich der erste Pfälzer — der tapferste seiner Nation und der unverwelkliche Ruhm seiner braven Pfälzer, die unter ihm Helden waren, seine ewigbleibenden Verdienste um

die Pfalz — Deutsche und vorzüglich Pfälzer — denen er angehört dieser große unaussprechlich liebenswürdige Held, nehmt dieß Gemählde mit Güte und Nachsicht auf, denn ich überreiche es euch mit wahrer Bescheidenheit und zwar nur als einen Versuch eines Gemäldes! Vielleicht erringe ich doch so viel Verdienst, daß ich euren Stolz fürs Große wecke, und euern Ehrgeiz in dem Anschauen von Friedrichs Tugenden belebe, und eure Vaterlandsliebe erwärme, wenn ihr wiederleset, und euch erinnert, wer und was ehedem die Pfälzer waren!

Erstes Buch.

Begreift die Zeitperiode vom Jahr 1425 — 1438.

Der Zustand von Deutschland, wie von ganz Europa, war das ganze funfzehnte Jahrhundert durch, ein ununterbrochner Kampf menschlicher Leidenschaften zur Zerstörung des Menschengeschlechts.

Herrschsucht, Dummheit, Aberglauben, Pfaffen-Despotismus schmiedeten immer neue Fesseln, um das unglückliche Menschengeschlecht nur noch tiefer zu erniedrigen, unwürdiger und sclavischer zu machen, und es in einer fortwährenden Anstrengung zu seinem eignen Verderben zu erhalten. Wenn sich auch hie und da einige Momente der Menschlichkeit, oder einige Sonnenblicke der bisher umnachteten Humanität hervorwagten; so stürmten plözlich die Diener der Nacht und der eifersüchtigen Staatsarglist darauf hin, um sie zu vernichten.

Es war ein schreckliches Geschenk des vorigen Jahrhunderts diese schaudervolle Lage der Menschheit, und es schien, als wollte das funfzehnte, in

der Verkrüppelung des Menschengeschlechts, das vorhergehende übertreffen, und den politischen Horizont der armen gedrückten Europäer noch schrecklicher verfinstern.

Die abscheuliche Politik des päbstlichen Hierarchen — seine fast schon unbegränzte Gewalt über das All der Menschen noch zu vergrößern, und durch die Verwirrung aller Gewalten die Fürsten und Herrscher in einer immer niedrigern Abhängigkeit von ihrer Gewalt zu erhalten; durch die Zerstückelung der Staaten, und die Willkühr der Gesetze, an deren Aufklärung und Reinigung sich keiner wagen durfte, in allen Welthändeln die erste und entscheidende Sprache zu haben, und in der Waagschaale der Politik den Ausschlag zu geben: diese abscheuliche Politik hielt mit fürchterlichen Banden den menschlichen Geist gebunden und im Dunkel gefesselt.

Um auch in Asien die Menschen zu brandschatzen, die Macht des römischen Stuhls von Pol zu Pol fürchterlich zu machen, und endlich die Allmacht über das Universum an sich zu reißen — intriguirte die päbstliche Politik die unglücklichen Kreuzzüge.

Es war ein leichtes, den frommen Wahnsinn der Fürsten für solche Don Quixotterien zu erhitzen, und den dummen, fanatischen Pöbel mit mönchischen Phrasen und lügenhaften Mährchen

vom neuen Jerusalem, und den irrdischen und ewigen Schätzen zu gewinnen. — Der allgefürchtete Bannstrahl trieb Fürsten, und tausende ihrer Unterthanen gegen die siegreichen Sarazenen. — Die armen Schwärmer bluteten dort für die Grillen des heiligen Barbaren, und erlagen schwärmerisch für ein Ziel, an welchem sich nur die Raubsucht des römischen Hierarchen und seiner Pfaffen würde gesegnet haben.

Dreimal Heil der Vorsehung, daß sie den mit Millionen Menschenblut gewürzten Plan des schwarzen Gottes der Nacht zernichtete: die Menschheit wäre noch um ein Jahrtausend zurück, und tiefer in Barbarei hinabgestürzt worden — und die lichtbringende Vernunft würde lange noch vor den heiligen Spielereien und den verheerenden Wallfahrten, scheu und ohnmächtig im düstern Hinterhalt haben bleiben müssen. Indessen war es für den päbstlichen Stuhl schon berechnet, daß derselbe nicht verlieren konnte. So wie seine Hoffnung für Asien scheiterte — stieg dieselbe für Europa.

Das entvölkerte, verwirrte und entkräftete Europa schmachtete nun zu den Füßen des despotischen Statthalters zu Rom; die Könige und Fürsten zu ohnmächtig, etwas gegen die lästige Gewalt des gekrönten Hirten zu unternehmen,

buhlten nur um seinen Segen, und ließen sich willig von seinen Intriguen gebrauchen.

Der Pabst war der Bundesgenosse jeder individuellen Herrschsucht, entweder mußte das größte Talent sich nach seinem Willen schmiegen, oder scheiterte in seinem schönsten Lauf an der Intrigue des Unersättlichen. Seine Stimme gab den Ausschlag für den einen oder den andern, je nachdem es mit der römischen Politik sich vertrug.

Dadurch blieb nun Europa in einer ununterbrochnen abhängigen Lage; kraftlos gegen den ungeheuren Koloß mußte es sein bisgen Muth in kleinen Händeln verprassen, und nur in seinen Eingeweiden wühlen.

Die Religion des römischen Stuhls und der Mönche verdrängte jede philosophische Gesezgebung, jede Mildrung der rohen Sitten; Religion streute Haß und Zwietracht ins Ganze, die Religion allarmirte alle Leidenschaften und veranlaßte unaufhörliche Kriege, um die Gewalt und das übermenschliche Ansehen des Pabsts und der Geistlichkeit immer tiefer zu gründen.

Es war Wollust für den geistlichen Despoten, wenn ein armer Fürst mit seinem zerfleischten Lande den Pabst um Vermittelung und Frieden anbettelte, und sich allen Demüthigungen des fadesten Schulknabens unterwarf, um ein Lächeln des Friedens oder der Einwilligung damit zu erkaufen.

Der Anfang des funfzehnten Jahrhunderts hatte ganz noch diesen schaudervollen Wiederschein — und noch in keiner Nüance verändert, schien es Zeit und Genie zu trotzen. Die Geistlichkeit, von den Bischöffen bis zum Bettel Mönche herab, athmete bis auf einige Ordens-Streitigkeiten einen Geist, mit dem ihres ersten und stolzesten Priesters. Selbst die Irrungen der Mönche kreißten nur um die Gunst des fürchterlichen Primaten, und hatten auch nur in so weit die Rücksicht des Pabsts verdient — da der Herrschsüchtige sich weniger um die Alfanzereien und das kindische Knochen- und Kapußengezänke bekümmerte — als um die Unterjochung des Alles, was auf Erden kreucht. Ersoffen in Lastern aller Art, viehisch dumm, nur für Wahnsinn, Menschenquälerei und Despotie gestimmt, überschwemmten Millionen dieser buntschäckigten und äußerst ekelhaften Kreaturen das ganze Europa. Sie sogen die Kräfte des Laien aus, trozten den Fürsten — machten sich ihnen nothwendig, und in jeder Rücksicht fürchterlich und gefährlich; fanatisch hiengen sie an ihrem abscheulichen Beruf, Dummheit und Unsinn immer mehr zu verbreiten, die Keime des bessern Sinnes als das vom bösen Feind gesäete Unkraut auszurotten, und Zwietracht, Mißvergnügen, Jammer und Elend immer nachdrücklicher, allgemeiner und fühlbarer zu machen.

Die politische Verfassung von Europa wich nur in einigen Stücken davon ab, der wesentliche Gehalt war aber das unbedingte Werk jener erstern Ursachen.

Die politische Macht und Feudalgewalt war in unzähligen Abstufungen vertheilt und getrennt; sie glich einem verworrnen Knäuel — oder einer Maschine, welche durch unzählige Fäden die Werkzeuge regieret, und vermöge ihrer unnatürlichen Vervielfältigung ihrer würkenden Kräfte jeden Augenblick stockt.

Nächst dem Kaiser, Kurfürsten und Fürsten behaupteten die Grafen, Baronen und Ritter eine nicht gemeine Gewalt im Staat; leztere wurden durch ihre Schlösser und Burgen mit ihren Reisigen oft einer größern Macht gefährlich. Nicht nur daß sie sich selbst unter einander fast beständig befehdeten, und in ununterbrochnem Zwist einer den andern zu unterjochen trachteten; sie veranlaßten auch durch ihren Beitritt zu einer oder der andern Parthei oft wichtige folgenreiche Auftritte -- weitläuftige Kriege, in welche ein Nachbar nach dem andern hinein verwickelt wurde.

Darunter litt nun natürlich Handel und Kommerz; die Ruhe des friedlichen Bürgers war stets gefährdet — die Sitten wurden roher und wilder, wenn schon eine gewisse Einfachheit und Gradheit unaustilgbar blieb, und vorzüglich

durch den Ton der Rittergesetze und Rittergebräuche erzeugt wurde. War gleich der Vasall oder der Unterthan mit seinem Regenten zufrieden und von ihm geschützt, so konnte er doch noch auf kein sichres Eigenthum rechnen, oder eines sichern Schutzes gewiß seyn, indem er bei der geringsten Streitigkeit durch eine Befehdung mitleiden mußte. Dadurch wurde nun Partheisucht, Unbeständigkeit, Wankelmuth unter dem Volkshaufen erzeugt — und entschieden bei ausbrechenden Gefahren jederzeit für die zunächstliegende stärkere Parthei. Der Gottesfrieden war zwar sehr geachtet, und als der erste Artikel der Rittergesetze verehrt; allein er war mehr Ceremonie als Realität. Man brach ihn nach Willkühr, wenn man auch gleichwohl in Gefahr kam geächtet zu werden. Auch darunter litt die Menschheit unendlich, daß in der damaligen Verfassung keine menschliche Norm für den Krieg, und nur seichte schwankende Konvenienz für den Eroberer lag.

Der Krieg wurde auf eine rohe wilde und barbarische Art geführt. Man verbrannte sich einander Städte und Dörfer, plünderte den Landmann, raubte ihm sein Vieh, vernichtete sein Getraide, und mißhandelte ihn ohne Schonung, weil man diese Procedur zur Demüthigung seines Feindes für die würksamste ansah.

Die Feudalverfassung war mehr als zerstörend; denn es war keine Justiz da. Der stärkere und mächtigere Nachbar behauptete eine despotische Willkühr über die Unterthanen seiner Nachbarn. Die westphälischen Fehmgerichte erlaubten sich die zügellosesten Ausschweifungen und Grausamkeiten über Deutschlands Fürsten und deren Unterthanen. Der größte Theil des Adels zerfiel in den Zügen der Ungeschlachtheit und Barbarei. Brave Soldaten — aber rauh, wild — unmenschlich und rachsüchtig. Sie nährten nur Gefühle der Herrschsucht und der Zerstörung. Ihnen mangelte Großmuth und ächte Humanität.

Der Zustand der Menschheit war damals ein niedriger und verachteter Zustand; man behandelte sie hart und frivol, sie war nur das Werkzeug der wildesten Leidenschaften, und die unglückliche Ziel-Scheibe ungerechter, roher und unmenschlicher Plane . .

Mit diesen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten ausgestattet, erschien das funfzehnte Jahrhundert.

Gleich mit seiner Erscheinung lieferte es den berüchtigten Kaiser-Streit. Wenzel wurde abgesezt, und Pfalzgraf Rupprecht wurde Kaiser.

Beide rangen mit ihren Anhängern um die Krone des Reichs-Oberhaupts, wurden mit zweifelhaftem Glück von ihren Partheien geschüzt, und veranlaßten dadurch die Aufmerksamkeit ihrer Reichs-Mitstände, welche durch diesen Zwiespalt sich manche Freiheiten und Prärogativen erbeuteten.

Rupprecht um die Kaiserkrone zu erhalten, und die Wenzelsche Parthei nicht mit neuen Anhängern zu verstärken, gab in vielen Stücken nach, und erleichterte viele Beschwerden. Als ein gerechter Mann verbesserte er die Justizverfassung — das fürchterliche Fehmgericht, verewigte durch diese mildere Einrichtung jenes schrecklichen Inquisitionsgerichts seinen Namen, und starb als ein zweiter Justinian, nachdem er wenigstens dem hereinbrechenden Licht selbst die Bahn gebrochen, und seinen Aufgang erleichtert hatte; denn der Pabst-Streit, welcher durch die Pisaer Kirchenversammlung endlich entschieden wurde, war mit seiner Kaisers-Geschichte ziemlich und in manchen Theilen verbunden.

Der päbstliche Stuhl beschäftigte den Ehrgeiz der Kardinäle nicht wenig. Dieses eifersüchtige Ringen und Streben der Geistlichkeit nach der dreyfachen Krone gab ihrer Unfehlbarkeits-Kraft die erste und wichtigste Blöße in den Augen der Laien.

Die Politik der Regenten, welche bisher immer fruchtlos daran gearbeitet hatten, ihre Gewalt mit der des Pabsts in Gleichgewicht zu bringen, nährte und vermehrte daher den Streit um den Stuhl Petri; die Päbste und Gegen-Päbste sahen sich daher genöthigt, um den Beistand der Könige und Fürsten zu buhlen, und erwarteten von der Majorität ihres Anhangs den Sieg über ihre Gegner.

Frankreich, welches diese Irrungen vorzüglich beförderte, erwiederte mit vielem Glück den sonst so gefürchteten Bannstrahl, erklärte den Pabst Benedikt für einen Ketzer, und maschinirte, daß derselbe und Gregorius auf der Pisaer Versammlung feierlichst dafür erklärt wurden.

Von diesen Irrungen und Streitigkeiten begünstigt, wagte die Vernunft die ersten Sonnenblicke durch die schaudervolle Nacht der Mönchsbarbareien, und des herrschenden groben Unsinns in der Religion Jesu.

Huß, ein Böhme, sog gierig Wikleffs kühne Sätze zu Oxford ein, brachte dessen Schriften nach Prag, und verbreitete dessen Meinungen in Böhmen, gewann viele Anhänger, welche durch den gefundnen Widerstand bei der herrschenden Parthei mit fanatischer Wuth die Rechtmäßigkeit und Wahrheit ihres Systems verfochten.

War dieß gleichwohl nur eine leise Abweichung von dem damals herrschenden groben Unsinn, so legte doch diese Abweichung den Grundstein zum künftigen Reformationswesen und erregte vorzüglich bey ihrer Erscheinung die schöne Hoffnung zu einer glücklichern und der Menschheit würdigern Zeit-Epoche.

Troß des unwürdigen Meynungs-Krieges gewann doch die Menschheit manche schöne Beute; und wiewohl der Kampf gegen die Uebermacht alle Hoffnung des Menschenfreundes erschütterte, so gab ihnen dennoch die Aussicht, daß der aufs äußerste getriebene Despotismus der Päbste, und die abscheuliche Willkühr der Geistlichkeit dereinstens einen noch kräftigern Widerstand finden würden, von Zeit zu Zeit Kraft und neuen Muth.

Der Pabst erschöpfte seine Kräfte und sein Ansehen, die Kreuzzüge wieder in Gang zu bringen, und die Fürsten gegen die Hussiten zu allarmiren.

Allein die Politik der Fürsten hatte den Päbsten nicht mehr diese blinde Folgsamkeit zu leisten für nöthig erachtet; denn es entdeckte sich immer mehr und mehr — und die Fürsten fühlten's immer tiefer, wie weitgreifend und despotisch die Usurpation der päbstlichen Macht — und wie zerstörend der immer mehr um sich fressende Einfluß

des heiligen Vaters auf alle Angelegenheiten Deutschlands sey

Unter Kaiser Sigismund währten die Unruhen in Deutschland immerfort; inzwischen genossen die einzelnen Reichsstände Frieden, während der Hussiten-Krieg in Böhmen auf das fürchterlichste wüthete, und manchem deutschen Ritter, der gegen diese fanatische Menge diente, das Leben kostete.

Endlich, im Jahr 1425 wurde das Reich in einen allgemeinen Aufstand gegen die unruhigen und fürchterlich gewordnen Böhmen verwickelt. — Bei Viehani siegten die Hussiten — und dieser Sieg erschütterte ganz Deutschland.

Der Pabst ließ seinen Kreuzzug predigen, und Sigismund veranlaßte auf dem Reichstage zu Frankfurt den Entschluß, einen allgemeinen Zug gegen die Hussiten zu unternehmen. In diesem Jahr wurde Friedrich von der Pfalz geboren — ein Sohn Ludwig des dritten, genannt der Bärtige.

Ludwig der Bärtige war ein zärtlicher und guter Vaer, aber streng und eifrig für Recht, Wahrheit und Ordnung. — Unendlich theuer war ihm Mechtilde, seine Gemahlin. — Er saß gern in dem Kreiße seiner Kinder, und besprach sich dann mit dem würdigen Weibe über die Bildung und Erziehung seiner Knaben.

Hier überdachte er dann oft die widrige Lage des deutschen Reichs, und seiner blutigen Verwirrungen. „Ihr Ende werde ich nicht erleben," sprach er; „auch vermag ich wenig ihnen zu steuern, Aber auf euch, meine Söhne, gründen sich meine Hoffnungen, daß ihr durch Weisheit und Tapferkeit den verscheuchten Frieden — die geflohene Ruhe wieder zurückführen werdet."

Friedrich wuchs zum liebenswürdigsten Knaben heran. Mechtilde fand ihn jeden Tag schöner, reizender — der Vater talentvoller. Sie liebten ihn unaussprechlich, und wachten sorgfältig für seine Bildung, welche ihm das günstige Geschick in allen Theilen auf das gewählteste und vollkommenste veranstaltete.

Der ältere Ludwig war nicht so rasch — so genialisch in seinem Benehmen — so naiv und gewandt in den Fertigkeiten seines Alters, wie Friedrich; aber um desto ernster und nachdrücklicher in jeder Unternehmung und Beschäftigung. Ein enthusiastischer Freund der Turniere und anderer ritterlichen Uebungen, diente er früh schon als Soldat, und erwarb sich als Feldherr nicht gemeine militärische Kenntnisse, wovon er in der Folge gegen die Franzosen Rechenschaft gab.

Friedrich liebte seinen ältern Bruder wegen jenen vortreflichen Eigenschaften, und verdankte seinem brüderlichen Umgang manche Vorzüge, wel-

che sein thätiger und geschäftiger Geist später zu nutzen, und einen unerwarteten Gebrauch davon zu machen wußte.

Gab der Vater seinen Grafen und Rittern ein Turnier, so standen Ludwig und Friedrich ganz Auge und Ohr bei Mechtilden und ihren Damen. — Sie achteten mit dem feinsten und geduldigsten Späherblick auf jede Bewegung der Ritter, auf die ganze Form des Kampfs, auf seine Vortheile und Eigenthümlichkeiten, auf die Leichtigkeit und Gewandtheit in den Bewegungen der Glieder — im Zug des Schwerdts, oder bei dem Angrif der Lanze.

Hatte nun ein Ritter durch Seltenheit oder Neuheit der Bewegungen Vortheile errungen, oder mehrere seiner Gegner im Kampf überwunden, dann tönte lautes Frohlocken aus Friedrichs Munde. Er rannte von der Bühne herab, und umarmte den Helden. Dieß konnte er auch wohl gegen den Kampfrichter und Kraißwärtel thun, wenn sie gerecht und billig für das Verdienst entschieden hatten. Des andern Tags ahmten sie in ihren jugendlichen Körperübungen das Turnier nach.

Der schöne blondgelockte Knabe Friedrich zierte sich in seinem Ritterharnisch, als wollte er es mit dem ersten Ritter Deutschlands aufnehmen; seine Diener mußten die Schranken auf-

bauen, und bei dem Turnier Rollen übernehmen. Der alte Ludwig und Mechtilde wurden dazu geladen — sie waren die Kampfrichter und theilten dem Sieger den Dank aus.

Ludwig war brav und benahm sich klug und geschickt; Friedrichs Wendungen waren nicht berechnet, aber fein — schnell exequirt, mit Grazie und Gewißheit.

Ein seltnes kriegerisches Genie athmete schon in diesem Knabenspiel. Ohne den Gesetzen des Turniers zu nahe zu treten, beschäftigte er Ludwig mit Wendungen und Drehungen, und suchte die Vortheile seines Alters durch ermüdende Züge mit dem seinigen in Gleichheit zu bringen. Der Kampf endete sich dann gewöhnlich — wenn der Ehrgeiz seine natürliche Wärme übersteigen wollte.

Friedrich war dann der erste, der für Ludwig um den Preis bat, und bescheiden seine Vorzüge zu verheimlichen suchte, um seinen Bruder nicht zu überglänzen und ihn dadurch zu beleidigen.

Entzückt sprach dann oft Ludwig der Bärtige zu Mechtilden. „Unsere Feinde mögen einmal zittern, wenn dieser Knabe Mann wird.“

Würklich kam der ganze Hof, und alle die den liebenswürdigen Prinzen sahen und kannten in dieser Vermuthung überein, daß er zu seiner Zeit eine große Rolle in Deutschland spielen wür-

de. Denn jedermann wurde von den Spuren seines außerordentlichen Genies überrascht: als Knabe besaß er Kenntniße, die der karge Zeitgeist dem größten Theil der Erwachsenen und Ersten im Staate versagt hatte.

Der Adel und die Ritter erschöpften ihr ganzes Wissen, wenn sie die Eigenschaften ihrer Ahnen, die Zahl der Turniere, Fehden und Raufferenen, Kriege und Züge, nach dem Grab des Erlösers herzählen und dabey tapfer zechen konnten.

Die Wissenschaften glichen damals verborgenen Schätzen; sie mußten gesucht werden, und nur ein seltnes Genie war der Talismann, der die Schwierigkeiten übersteigen half, um ihrem Heiligthum sich zu nahen.

Nur wenig weise und vernünftige Priester rangen sich durch die Nacht von Barbarey und Unsinn durch, und verbanden Geschmack mit ihrem Wissen. — Der größte Theil der sogenannten Gelehrten brütete über scholastischem Wortschwall und kindischen Gezänke. Die Theologie war ein buntscheckiges Gemisch von Mönchsformen, Decretalen der Koncilien, und von den aberwitzigen Sätzen wahnwitziger Polemicker: die Rechtsgelehrsamkeit enthielt die Skepse der despotischen Willkühr, und zerfiel in die tausend kontrastirenden Rechte, und Prärogativen wel-

che-

che die dasige Verfassung und das Zeitalter des Faust-Rechts erzeugt hatten: die schönen Wissenschaften und freyen Künste lagen in völliger Barbarey unangebaut und ohne Geschmack geläutert. Die göttlichen Ideale der Römer und der Griechen waren nur noch das Eigenthum der Mönche; man wußte sie nicht zu benutzen, weil Unwissenheit und Geschmacklosigkeit zu herrschend waren, um dem gereinigten und bessern Ton der Simplicität, und der erhabenen Natürlichkeit Platz zu gewinnen.

Friedrich hatte Sinn und Gefühl fürs Wahre und Schöne. Das Genie bricht sich selbst seine Bahn. -- Friedrich verdankt seine Bildung den seltnen Fähigkeiten, womit die Natur seine Seele beschenkt hatte. Er bedurfte nur Winke, und schon war er seines Ziels gewiß. — Vergebens suchte er unter den Günstlingen seines Vaters nach einem Freunde seines Geschmacks; umsonst, er fand nur Ritter, keine Menschen. Endlich war er so glücklich einen treflichen und edlen Mann in Hans Ernst Landschaden von Steinach zu finden, welchen sein Vater zum Lehrer und Mentor empfohlen hatte.

Steinach gewann Friedrichs Liebe, und wurde von dem liebenswürdigen Knaben, wegen

seiner sanften und lehrreichen Art, womit er ihm die nützlichsten und angenehmsten Kenntnisse ertheilte, geschäzt. — Steinach fand in Friedrich von der Natur vorgearbeitet, und sein großes Geschäft auf eine unglaubliche Art erleichtert. Er erzählte dem Prinzen die Geschichte seines Vaterlandes, schilderte ihm den Stolz seines und des bayrischen Hauses den großen Otto von Wittelspach, und machte ihn mit der damaligen Lage von Europa bekannt. Er begnügte sich nicht allein dem Knaben dieses erzählt zu haben, er eröfnete ihm auch in bescheidnen Reflektionen sein Urtheil, und verursachte durch diese einfache Procedur den ersten Anstoß auf den Scharfsinn des jungen Prinzen. Nun hatte Steinach nur zu antworten: Friedrich überströmte ihn mit Fragen, und versezte ihn oft in nicht geringe Verlegenheit, wenn die Klugheit ihm Zurückhaltung seines Urtheils gegen die kühne Kritik des Jünglings auflegte.

Landschaden von Steinach war Friedrichs Gefährte auf den Spaziergängen, und kleinen Reisen nach den benachbarten Burgen und Schlössern, und hatte dann Gelegenheit gehabt, über Sitten, Gewohnheit, Gebräuche und den Gehalt der allgemeinen Kultur ihm die besten und treflichsten Lehren zu ertheilen.

Der wißbegierige Jüngling fragte beständig, und sammelte sich die unbeantworteten, und außer dem Gesichtskreise seines Mentors gelegenen Fragen, um den ersten der ihm aufstieß oder auch wohl seinen Vater darüber zu befragen.

Bey einer solchen Gelegenheit lernte Friedrich einen gewissen Matthias von Kemnat, einer oberpfälzischen Stadt gebürtig, und wornach er der damaligen Sitte gemäß den Namen Kemnat sich beylegte, kennen, der ihm so unerwartet als befriedigend seine Fragen beantwortete. Der entzückte Prinz schloß sich nun fest an diesen Mann — von nun an war er am längsten und am liebsten bey Kemnat. — Kemnat, wie wir ihn künftighin nennen wollen, ein junger Gelehrter unterrichtete Friedrich in der ältern Geschichte, und machte ihn auf die lehrreichste und geschmackvollste Weise der damaligen Zeit, mit der Geschichte der Römer und Griechen bekannt. Hier war das ächte Feld für Friedrich's Forsch- und Wißbegierde. Roms und Griechenlands Helden begeisterten ihn, und hauchten den Funken des patriotischen Heldenmuths in ihm zur Flamme an. — Hastig grif er nach der Kriegsmethode der Alten, ergötzte sich an den Märschen, Schwenkungen und Evolutionen eines Cäsars, an dessen Legionen, und den Stellungen und Angriffen dieser unsterblichen Streiter; und — weinte Freudenthränen über

Leonidas und seine Spartaner. — Seine großen Feuerfunkelnden Augen hingen in unruhiger Sehnsucht auf Kemnats Angesicht, wenn er Cäsars Landung in Brittannien und Gallien, dessen Uebergang über den Rhein, und seine Kriege in Germanien und Gallien dem gespannten Jüngling erzählte.

Friedrich schauderte, als sich ganz Gallien gegen Cäsar verschwor, er zitterte für seinen Liebling in den blutigen Bürgerkriegen gegen Pompejus; aber er frohlockte laut über die Schlachten bey Dyrrhachium, bey Pharsalus Thapsus und bey Munda, und umarmte im feurigsten Ungestüm seinen Kemnat, als derselbe den großen siegenden Cäsar und Rom unter dessen Diktatur in der Glorie der Herrschaft über die ganze Welt schilderte.

Des Jünglings ehrgeizige Seele hatte Feuer gefangen; in seiner Brust arbeiteten sich nun die großen Ideale zu einem Gemälde, — er hatte nun für nichts mehr Sinn als für Römische Größe. — Ein Entwurf drängte den andern, die ganze Masse seiner Gedanken und Ideen lag in voller Gährung. Es war ein ewiges Brüten und Glossieren auf seinen Lustparthien, und wenn ihn Kemnat fragte, warum er so in sich selbst versunken wäre, so stieß er mit einem Seufzer die Namen, Scipio, Publius und Cn. Sci-

pio, Servius Tullius Cincinnatus, Fabius, Fabricius, oder Cäsar aus, und sah gegen Himmel.

Kemnat hatte schon lang diese Stimmung an dem Jüngling wahrgenommen; es war ihm unerklärbar, daß der Jüngling täglich düstrer und mißgestimmter erschien.

Friedrich erschien vor seinem Vater, er war nicht mehr der heitere glückliche Jüngling; tiefer Ernst hatte seine Stirne bewölkt, und wurde er von Mechtilden oder Ludwig darum befragt, so sprach er von seinen großen Römern, schalt bitter auf den Zeitgeist, und erzählte von den Schlachten bey Pharsalus und Munda, welche dem guten Ludwig bisher fremd geblieben waren. — Werde einmal ein tapfrer Mann, sprach dann der alte Ludwig, werde der Stolz deines Vaterlandes! — Friedrich neigte seine Blicke abwärts, seufzte und entfernte sich wieder.

Indessen war Friedrich noch zu viel Jüngling, um länger einen Vertrauten seines geheimen Kummers zu missen. Unwillkührlich drängten sich seine schmerzlichen Gefühle in der unruhigen Brust, und wollten sich öfters schon ihrer Bitterkeit entladen: aber am Busen des vertrauten Freundes wollte er sich erleichtern, und wenn nicht Trost, doch wenigstens Mitleiden genießen; wo sollte aber

Friedrich diesen jugendlichen gleichgestimmten Freund finden?

Kemnat und Steinach arbeiteten indessen immerfort an seiner Bildung: Friedrich übertraf in allem ihre Erwartung, und befriedigte ihre strengste Foderungen. Seine Stimmung blieb aber dabey unverändert. Immer unruhig, unzufrieden und düster verschloß er sich in sich selbst, und hieng nur seinen Idealen nach.

Eines Tages wandelte Friedrich nach seiner Lieblings-Parthie, dem reizenden Gebürge ganz nahe dem Heidelberger Schloß. Steinach und Kemnat hatten ihn zuvor von den Thaten seiner Ahnen und Voreltern unterhalten, und stumm war er von ihnen gewichen.

Kemnat schlich durch einige verborgene Wege des Schloßgartens, um Friedrich zu beobachten, und ihm wo möglich in der vertraulichen Einsamkeit das Geheimniß seines stillen Kummers abzulocken.

Friedrich stand auf einer Anhöhe: vor ihm das unermeßliche ofne Land mit seinen prächtigen Parthien, Burgen und Schlössern, durchschnitten vom Neckarfluß, welcher still und sanft die Ufer des fruchtbaren Ackerfelds und des majestätischen Neckargebürgs umspielt: in der Fronte dieses Meisterstücks der Natur die reizende Gebürgskette bis Darmstadt mit ihren Burgen und Festungen,

welche in eine kolossalische Masse verschlungen dem Auge sich darstellen. — Auf der Seite und im Rücken eine Gebürgs-Masse geziert mit reizenden und blumigten Hügeln; bald mit majestätischen Felß- und Wald-Parthien, geschaffen für den Freund der Natur, der im süssen Genuß dieser zauberischen Abwechselungen erhabner und sanfter Natur Scenen die bildende Hand der Natur und ihre Göttlichkeit verehren, und in dem Anschauen ihrer weisen Verkettung und Verbindungen, seine Gefühle reinigen und erhöhen will. —

Hier stand Friedrich auf einer sanften blumigten Anhöhe; sein Auge schwelgte in dieser Naturpracht und durchirrte mit ungewissen Blicken die Fülle dieser Schönheiten; aber sein Herz schien im Widerspruch zu seyn, mit der süßen Ruhe, welche die ganze Natur um ihn her athmete.

Seine Stirne gefaltet von dem Nagen der Unzufriedenheit neigte sich zu seiner rechten Hand, um auf ihrer Stütze seinen innern Streit zu dulden.

Auf einmal wurde er durch Kemnats Annäherung aus dieser Stellung aufgeschreckt.

Kemnat. Ihr konntet von uns fliehen Prinz — da wir euch mit den Großen eures Vaterlandes beschäftigten, und euer Herz mit ihren Thaten erwärmen wollten?

Friedrich. Hinweg mit diesen Gestalten — die mir nichts sagen, die nur die Ruhmredigkeit höfischer Menschen verherrlicht; in denen ich nichts Großes finde, das mich erwärmt, nichts außerordentliches, das mich spannt, keine Heldengröße, welche meine frühern Gefühle mit den augenblicklichen ausgleichen könnte. — Stille davon! —

Kemnat. Ihr seyd ungerecht gegen das Verdienst eurer Väter, mein Prinz!

Friedrich. Sie waren keine Römer und Griechen! — auch tadle ich sie nicht darum, daß sie keine waren, weil dieß große Zeitalter der Helden nicht das ihrige war. Aber warum soll ich mein Gefühl martern, und mein Gedächtniß mit Namen erdrücken, die nichts großes und erhabnes athmen: warum wie ein Bube — ein Lanzenknecht, oder ein Reisiger meines Vaters dabey ausrufen, heiliger Sanct Georg dieser oder jener war der tapferste Ritter und der größte Held, den die Welt kannte; warum über Menschen hoch aufschreien, die nur St. Martin und St. Urban und nicht Minerva begeisterte: warum mit diesen meinen Gefühlen in der bedrängten Brust, dem elenden Ton des Zeitalters nachlallen, und meinen Schmerz über die erhabene Vergangenheit in mich pressen.

Kemnat, Prinz — darf der Schmerz ungerecht machen — darf er die Urtheilskraft des weisen Jünglings beherrschen?

Friedrich. So hättet ihr meinen Geist mit Litaneyen und Mönchs-Mährchen statt mit Cäsarn und Themistocles einimpfen sollen; ich würde, da ich jezt nur schmerzliche — aber große Gefühle athme, mich entzücken über den Besuch der heiligen Maria, welchen sie mit zwey Mädchen dem heiligen Dominikus abstattete; ich würde greinen über Burggespenster, welche der spizbübische Hauß-Pfaff unterirrdisch poltern läßt; — eure Mönchs-Moralen hätten dann meinen Kopf verfinstert, ich frohlockte dann über Alfanzereyen, statt daß ich mich nun mit Gedanken an unerreichbare Größe, an selbst erworbene Glorie, an selbst errungnen Lorbeern gräme. Habt ihr mir diesen Funken in die Seele geschleudert, warum grollt ihr denn, daß er nun in mir lodert? —

Kemnat. Pfalzgraf, ihr verwirrt die Begriffe, und urtheilt einseitig; man findet in jeder Geschichts-Epoche große Männer, man findet auch Verdienst und Größe, wenn man den richtigen Gesichtspunkt, aus dem diese Worte beurtheilt werden müssen, nicht außer Acht läßt! —

Friedrich. Verdienst? verdient nur die Handlung, oder die Summe von Handlungen

genannt zu werden, welche durch freye, willkührliche selbstgewollte Thätigkeit und Anwendung seiner Kräfte erzeugt wurden, und all das Große hervorbringen, was man groß, ausserordentlich, wahr und gut nennt! —

Kemnat. Nun? ist dieses Verdienst und seine eigenthümliche Weesenheit an die Zeit, gebunden?

Friedrich. An die Zeit, an den Genius der Menschheit, an den Gehalt der allgemeinen, wie der individuellen Kultur! —

Kemnat. Wohl! so verdient das Zeitalter einen gewissen Tadel; aber darum bleibt immer noch Bahn für das Verdienst übrig, und sollte es auch in seinen unendlichen Abstuffungen, bis zum Umfang eines Punkts nur statt haben. —

Die Sonne prangt als das größte glänzendste und wohlthätigste Gestirn; bleibt darum der kleine schimmernde Nachtstern ohne Werth? behauptet er nicht vielleicht für das große All, eine bis jezt für uns noch unbegreifliche Würde? und darf unser Urtheil so kühn — so absprechend seyn, über Gegenstände, die unserm Auge nur einseitig erscheinen, auf deren Tiefe wir nicht gründen können, weil unser Gesichtskreiß beschränkt ist?

Friedrich. Aber eigenthümliches Verdienst, kein erborgter Glanz, selbsterwor-

bener Werth, kein gestohlnes Licht? — Die Großen Roms haben ihrem Genie — ihrer Kraft alles zu verdanken; was sie thaten war ihr Werk — der Staat war ihr Werk, und nicht sie Werkzeug und Vehikel des Staats; Sie traten ungerufen und ungenöthigt auf den Schauplatz. Sie handelten selbst: der Geist ihrer Mitbürger fing ihre Strahlen auf, weil Hoheit der Seele, Hoheit wieder erzeugt; aber lieber Kemnat! wie ganz anders ist es und was bey uns? — Die Regenten folgen mechanisch auf einander, der Raum ist ihnen vorgeschrieben in dem sie sich dehnen sollen; sie sind eingezwängt in Millionen Gesetzen, welche ihre Thätigkeit hemmen, und ihren Aufflug niederdrücken. — Mit Alfanzereyen und kindischen Spielereyen müßen sie die kostbare Zeit verschleudern; weicht einer im geringsten davon ab, so schreit Adel, Ritterschaft, und Geistlichkeit über Unrecht und Eingriffe in das buntscheckigte, millionenfach verklausulirte System. — Ist es nicht ein schimpflicher Vorwurf, daß schon Jahrhunderte verflossen sind, und noch keiner gegen diesen tyrannischen Zwang, gegen diese verächtliche Schranken, und gegen diese faden erniedrigenden Fesseln, den Kampf des Mannes versucht hat?

Kemnat. Eure Väter Pfalzgraf! haben regiert, und sich nicht gegen das herrschende Sy-

stem empört, weil sich alle demselben angeschmiegt haben! —

Friedrich. Dieß ist eben das schimpfliche — dieß rechtfertigt meinen Schmerz und die Bitterkeit, womit ich das vorige und mein Jahrhundert ächte. — Weil alle mit dem Strom geschwommen sind, wie ein fauler Waldstrunk sich mit fortreissen lassen; demüthig die Fessel zu küssen, sie nicht zu schütteln, weil jeder schlaff und geduldig die Wunde verschmerzt: nichts zu fühlen für das große göttliche Ziel — allein zu stehen — die Bahn gebrochen — den Zeitgeist gebändigt, den gehemmten Cirkellauf des Schicksals in Umschwung gebracht zu haben — sicher wie der Pilote im Sturm das wankende Fahrzeug gegen den Wellenstrom zu leiten, und selbst durch die Untiefen des drohenden Orkans unerschüttert fortzukämpfen bis zur Herrschaft über das unbändige Ungeheuer? — — Nennt mir ein Jahrhundert der Vorzeit, dem ihr diesen Vorwurf zu machen wagt? wo man so feig, so träg, so sclavisch und seelenlos alles trägt, sich an alles schmiegt, dem Herkommen fröhnt — wo man keine Schöpfer — keinen patriotischen Verfechter der Freiheit findet, wie in dem unsrigen? — Ihr werdet keines finden? — Abscheu — und finstrer Unmuth überfällt mich, denke ich daran, wie das große edle Deutschland sich ehedem mit Rom herum kämpfte

und seine Legionen schlug — und nun unter dem Hirtenstab der Mönche seine Kräfte verschmachtet; — kennt ihr solche Zeiten mehr — wo das Menschengeschlecht einem Heer von seelenlosen Creaturen gleicht, welches von Raubgrafen geschunden, von Rittern geächtet — vom Adel ausgesogen, von Fürsten verschmäht und von Pfaffen verflucht wird, und dem sich kein Retter zeigt, wofür kein Mann das Leben wagt — keine große Seele vom allgemeinen Verderben gerührt das Schwerdt gegen die Hyder zieht, und dem klassischen Zeitalter Roms und Griechenlands seine Einzigkeit streitig zu machen sucht?

Kemnat. Euer Vorwurf — so sehr er die Größe eurer Seele, den erhabnen Umfang eures Genies schildert, scheint mir zu streng, zu allgemein zu seyn. — Ihr kennt die griechische Fabel, welche Herkules Wunderthaten erzählt, und das Ausfegen des Augias Stall nicht unter die kleinern sezt. — Eine so allgemeine Verwirrung zu zerstreuen, das gesunkne Ganze wieder zu heben, und zwar aus den tausend Fugen und Millionen Gewichtern womit es niedergedrückt liegt — die feuchte todtenähnliche Masse wieder zu beleben — Pfalzgraf! verzeiht es dem Jahrhundert, daß es dieses herkulische Genie nicht geboren hat, und wenn es dem Genius Deutschlands einstens glückt, den gottgebornen seltnen

Schöpfer und Wohlthäter des Ganzen für dieses erhabene Tagewerk zu begeistern, so muß er doch mit der Vorsehung die Arbeit theilen und der unsichtbaren Allmacht die größere Hälfte überlassen.

Friedrich. Die Vorsehung ist nicht unthätig, sie arbeitet — sie arbeitet vor — giebt Winke; aber die elenden Gespenster von Menschenwesen achten sie nicht. — Ich ehre Kaiser Ruprecht — aber den Schimpf der Pisaer Versammlung hätte ich mit meinem Schwerdt bestraft, und Deutschlands Kaiserkrone an den Verwegenen, die gegen deutsche Fürsten und die Majestät des Kaiserthrons zu intriguiren wagten, gerächt. — Hier war Feld für das Genie — der gehemmten deutschen Reichsfreiheit aufzuhelfen, und die Einheit und Unabhängigkeit der Regenten zu sichern: die despotische Anmaaßungen des Pabstes zu beschränken und ihn in seine Gerichtsbarkeit zu verweisen. — Konnte eine günstigere Blöße für die Untrüglichkeit des Römers erscheinen als der Ausspruch der Versammlung, welche die Päbste für Ketzer erklärte? Aber nein! das Verdienst ist von den Deutschen gewichen; der Pabst darf wieder über die Kaiserkrone despotisiren, den Fürsten Deutschlands alle mögliche Unbilden zufügen; — unsre armen Bürger und Bauern müssen sich für des Pabstes Macht- und Gewalt-Vergrößerung

verbluten: Deutschland wird entvölkert — wird niedergetreten: ein ewiger Krieg stürzt die Menschen in grausige Nacht und noch schwärzere Barbarey — blutige Ketzergefechte leihen der Meynung das Schwerdt, und die Menschen werden fortfahren sich um theologischer Grillen willen zu morden — und das empörende Schauspiel des verwilderten sclavischen Menschengeschlechts der bessern Nachwelt überliefern! —

Kemnat. Prinz! dieser Jammer ist so alt, als die Menschheit; Rom befleckte sich mit Bürgerkriegen — Seine Eroberungen waren für die Menschheit eine Kette voll Elend — denn das Schicksal aller von ihnen eroberten Völker war schimpfliche Unterjochung. Griechenland lebte in ewigen Raufereyen, Fehden und blutigen Kriegen! —

Friedrich. Kemnat! ich würde euch verkennen, wenn ihr diese Behauptung ernstlich meyntet: aber ich habe die Wärme eurer Sprache, und euer Feuer-sprühendes Auge, womit ihr jene ehrwürdige Geschichte mir mittheiltet, noch nicht vergessen. — Kemnat! wofür streitet man sich jezt? bey Gott! nicht einmal um des Eroberers Stolz — um des Siegers Ruhm! — nein dafür möge die Menschheit schaudern! zur Unterdrückung und Unterjochung der armen Menschen — zur Vermehrung einer despotischen Ge-

walt, zur Befriedigung der unersättlichen Haabsucht der Geistlichkeit — um unsinniger Träume — mit einem Wort, um des blutigen Krieges schrecklichen Jammer willen! — Nennt mir das Zaubermittel — womit ich mir und der beßern Nachwelt den Schandfleck der Kreuzzüge könnte vergeßen machen? — Um den Besiz einiger Schuh Erde, wo der wohlthätige Menschen-Gott die Ruhe des Märtyrers schlief — tausende seiner Brüder zu schlachten? — mit Entsetzen — Entvölkerung, Armuth und Verwirrung das unglückliche Europa zu erfüllen, damit der schon allmächtige Statthalter Roms für seine Bannstrahlen einige Diöcesen mehr habe! — ist dieser Jammer so alt als die Welt ist? Kemnat! diesen Schandfleck trägt Rom und Griechenland nicht — bey all ihren Opfern, Mysterien, Priestern und Orakeln nicht! — Dort kämpfte man für den Menschen — für sein Glück, seine Würde, und seine Freiheit — dort galt es der Staats-Verfaßung, und dem Vaterland. Dort traten Solonen und Lycurge auf; bey uns regt sich kein patriotisches Herz: dort sprach Cicero gegen die Verrätherey, Seneca für Tugend und Freiheit, und Tribunen für das Volk und seine Rechte — hier spricht man für Intrigue, Verrätherey und Volksdruck: dort stritten Themistocles und Miltiades für den Staat, bey uns? für Rom und nicht

für das Vaterland. Caesars Plan — wer hat ihn mit dem Wohlwollen und in dem Umfang noch bey uns versucht?

Kemnat. Und dort findet der Grundsatz nicht statt, „wo die Staatsverfassung die Arbeit „erleichtert, da findet der Held — der Patriot „die Bahn zu seinem Ziel geebnet?“

Friedr. Wohl wahr; aber je mehr Arbeit desto mehr Ruhm und Verdienst; ich kenne keine stärkere Springfeder für den Patrioten! —

Kemnat. Aber theurer Prinz! liegt auch nicht eben so viel Usurpation als Grösse und Verdienst in euern Idealen? und mildert dieß nicht auch ein wenig den Glanz jenes großen Zeitalters? Prinz! es ist groß der Erretter seines Volks — sein Befreier zu seyn: ich kenne kein göttlicheres Ideal, als der Vater einer braven Nation zu seyn: — als Held sie gegen Feinde und Despoten zu vertheidigen, und dieß alles um des Regenten erhabener Bestimmung, um der Nachwelt strengem Gericht willen? — Caesar und eure Lieblinge sind doch nur Eroberer — Despoten — glänzende Meteore — verzehrende Sonnen — Helden, denen der blutige Lorbeerkranz sich schön um die Schläfe windet, an deren Urne aber kein weinender Genius der Nation klagt! — Prinz! der wilde Ehrgeiz ringt nur nach Glanz, der stolze Egoismus stürmt nur nach dem hallen-

den Beyfall der Menge, und der Vergötterung des Schmeichlers, — ihr Werk ist Zerstörung. Der Zerstörer kennt keine Gesetze — der Eroberer giebt sie sich selbsten; — wer die große Revolution seines Zeitalters beginnen will, wem es um den Beyfall der Zeit, und den bleibenden Ruhm der Nachwelt zu thun ist, der bleibe gerecht, folge den Gesetzen, ähnlich der Natur, die nur allmählig schafft, und ihre bildende Hand in stiller Verborgenheit an die Vollendung ihres Plans legt. — Friedrich die richtende Nachwelt sey euer leitendes Gestirn — Sie ist unbestechlich, denn sie richtet nach dem ewigunveränderlichen Maaßstab, des Großen, Wahren und Guten. Sie nennt mit Wonne Aristides den Gerechten — ehrt Caesars Verdienste, nennt ihn aber einen glücklichern Sylla oder Marius: und wer waren diese Letzte? — Könnte Friedrich sich in das Ohngefähr hineinwagen wollen, und das Zeitalter umzustürmen wähnen? Der weise Gärtner beschneidet den Baum und bricht nur dann die Früchte vom Stamme, wenn sie reif sind. Der Zeitpunkt wird kommen wo Europa seine Gestalt ändern, und den ehrwürdigen Kampf für seine Freiheit beginnen wird. Usurpation und Gewalt der Geistlichkeit werden auch zu seiner Zeit ihren Herkules finden — und das Menschengeschlecht wird freierer und glücklicherer Generationen

sich rühmen dürfen. Erst mußte Rom zu der Reise kommen ehe ein Caesar es sich unterwerfen konnte. Erst muß der Geist Deutschlands diese Bildung erhalten — diese Energie besitzen, dieses Selbstvertrauen athmen, ehe es auf eine glänzendere Epoche Anspruch machen darf. Noch hat die Vorsehung ihre vorbereitende Anstalten nicht geendet; noch fehlt ein Etwas, das die geistige Masse aller Individuen konzentrirt, leitet, vereinigt, bestimmt; — dann, wann diese Arbeit in ihrer Reife dasteht, dann Pfalzgraf! läßt sich Glück und Seegen von dem großen Tagewerk eines großen Mannes hoffen. — Das Jahrhundert zählt nur wenige Männer, wie ihr Jüngling seyd; ich schmeichle euch nicht, wenn ich euch sage, euer Geist ist über euer Jahrhundert erhaben, und ihr seyd ihm zuvorgekommen. Aber, noch läßt sich euer großer Plan nicht vollenden, nur anlegen, und dazu scheint euch die Vorsehung auserseben zu haben. Pfalzgraf — ihr könnt der Wohlthäter eures Zeitalters werden, wenn sich euer Geist in Grenzen zwängen will? —

Friedrich. Ich bin ein Unglücklicher — habt Mitleid mit mir! —

Kemnat. Prinz! ihr seyd noch Jüngling; heiß ist euer Herz, brennend eure Einbildungskraft — hohe Ideale der Vorzeit haben eure Phantasie hingerißen — und haben ein verzehren-

des Feuer in euer Herz gegoßen.. Gott hat mich sehr glücklich gemacht, daß ich an eurer Seite stehen darf, daß mir das beneidenswerthe Loos geworden ist, eure herrliche Seelenanlagen zu bilden, und in euer natürliches unverdorbenes Herz den Saamen der Tugend und der Gerechtigkeit auszustreuen.

Friedrich. Ich schätze euch Kemnat — ich liebe euch als einen Freund!

Kemnat. Prinz! um Genies eurer Art zu bilden, sollte man eben so Genie seyn; denn euer Geist überfliegt meinen Plan, stellt aus einzelnen Bruchstücken schon ein Ganzes zusammen wo doch noch unzählige Theile fehlen. Ich pries mich glücklich, euch herrlichen Jüngling mit dem ganzen Umfang der nützlichsten Kenntniße für den Fürsten bekannt zu machen, den Seegen der Menschheit zu verdienen, wenn ich meinen Zeitgenoßen mit diesem edlen kraftvollen Deutschen Jüngling ein Geschenk machen könnte. Heute erwache ich von diesem lieblichen Traum: denn es war leider nur ein Traum — ein Wahn!

Friedr. Ich verstehe euch nicht, Kemnat!

Kemnat. Das wilde Feuer des Eroberers glüht in eurer Brust; ich war so unglücklich euern Geist mit glänzenden Idealen zu bestechen, bevor ich euerm Herzen das ächte Princip der Moral, und eurer Urtheilskraft den Maaßstab wahrer

Größe und des ächten Verdienstes eindrückte. — Ich war der Mann nicht, der einen Jüngling wie Friedrich bilden sollte. Prinz! was wird euer Vater, was wird Mechtilde eure brave Mutter — was wird das Vaterland dazu sagen, daß der hofnungsvolle Friedrich ein Abentheurer zu werden beginnt? —

Friedr. Ein Abentheurer? Kemnat! und das sagt ihr so geradezu dem Pfalzgrafen?

Kemnat. Lebt wohl mein Prinz! Verzeiht daß ich es wagen wollte, die wichtigen Vaterpflichten mit Ludwig zu theilen, und die theuerste und schwerste Hälfte auf mich zu nehmen; daß ich mich zum Bildner hinaufträumte, und eben jezt aus Friedrichs eignem Mund' erfahren muß, daß ich nur ein elender Pfuscher bin! (will fort)

Friedr. O! nicht das Kemnat; wohin bringt ihr mich? bey Gott, ich bin euer Freund — und euer Rath soll mich leiten und zurechtweisen! —

Kemnat. Laßt mich Prinz! Ich will wieder zurück in meine Einsamkeit, und vergeßen lernen, was ich werden wollte, und beten für euch, daß ihr zittern möget — der Schrecken, Gott! vielleicht der Abscheu eures Vaterlandes zu werden! —

Friedr. Nein! sein Wohlthäter, wünscht ich zu werden, aber ach! —

Kemnat. Ihr wollt wie ein Caesar umstürzen — umstürmen, hereinbrechen wie ein Alexander, und das ganze All verschlingen — ihr wollt den Genius der Zeit plötzlich umbilden, Sitten, Gebräuche, fromme Vorurtheile, den gordischen Knoten der gegenwärtigen Staatsverkettungen mit dem Schwerdt des Eroberers lösen — entfesseln den Sklaven, der den Gebrauch der Freiheit nicht versteht, den Riesen-Kampf mit dem ganzen All politischer Undinge beginnen, und den auf Jahrhundertalten Aberglauben gegründeten Thron der despotischen Unwissenheit mit einem Nu! zerstören? —

Friedr. Nein lieber Kemnat! ich wünschte es zu können — ich empfinde feurig für den ungeheuern Würkungskreis, worinn sich die Seele des großen Mannes wie ein Gott fühlen müßte: ich zürne mit dem Zeitalter, daß es noch keiner edlen Seele nach diesem Sonnenpunkt gelüstete! —

Kemnat. Und ihr wolltet der Phaeton seyn, und die unbändigen Roße nach diesem Punkt zügeln? mit den wächsernen Flügeln eines Icarus den gefährlichen Aufflug wagen? —

Friedr. Nicht doch lieber Kemnat! ihr verkennt mich; ich wünsche tapfer zu seyn — in meinem Willen läge zwar der ungeheure Plan, aber ich wäre unsinnig, wollte ich mir mein Unvermögen nicht gestehen. Nur ein Waghals

stürmt ins Chaos hinein — ein Pygmäe ist nicht für dieß atlantische Werk. Kemnat! ich bin noch ein Jüngling — wie mögt ihr es tadeln, daß ich an Alexanders oder Caesars Statüen weinend niederknie, mit dem Gefühl des edelsten Unmuths, daß diese großen Menschen alles gethan haben, und nichts mehr für mich übrig ließen? —

Kemnat. Alles? Pfalzgraf — laßt euch nicht blenden von dem Schimmer des Eroberers; ja es ist eine süße Kost für die Phantasie — diese Ideale großer Helden — aber Friedrich, das Herz fühlt sich dabey wenig beschäftigt: und wo hat der große Bildner im Himmel den Maaßstab der wahren Größe hingezeichnet? Gewiß ins warme gute Menschenherz. — Prinz schaut hinab von dieser Anhöhe auf dieß lachende göttliche Land; in diesen Dörfern und Hütten wohnen gute Menschen, die eines edlen wohlwollenden Regenten bedürfen. Das Schicksal hieß eure Wohnung an dieß reizende Gebürg kleben, damit euer Auge täglich sehe, wofür ihr in der Welt lebt, damit euer Herz täglich wäge und fühle die Größe eurer Bestimmung als Regent. Hier vor euch diese gute Stadt, und nun das große weite flache Land! Hier seht ihr manche Hütte rauchen, die der stolze gierige Raubgraf plünderte und zerstörte — Hier liegen täglich Menschen, die um Brod wimmern; Menschen die unter der Geißel der Unge-

rechtigkeit schmachten, und von Bösewichtern geschunden werden: Hier liegen die Spuren der unvollkommenen Menschenbildung — der bestechlichen Gerichtsverfaßung, der gesunknen Religion, der verschlimmerten Sitten, des Drucks der Armuth, der Zwietracht und des Elends vor den Augen des Regenten! —

Hier Pfalzgraf ist die Werkstatt großer Seelen, hier die Laufbahn für den edlen Patrioten — der Würkungskreis für das Genie, die ächte Beute für das thatendurstige Herz — hier die Arbeit für das glänzende Ziel, an welchem des bleibenden Verdienstes unverwelklicher Lorbeer grünt! —

Hieher sind ihre Sehnsuchts-vollen Blicke gerichtet, auf die Wohnung ihres Vaters — ihres Fürsten — hierher ihre laut-fordernde Ansprüche an den Führer und Wohlthäter der Nation! —

Pfalzgraf! Schauer der Rührung durchströmt mein fühlendes Herz, wenn ich ihn denke, und von ihm begeistert mich hinein zu empfinden wage in den großen Gedanken — auf dieser heiligen und ehrwürdigen Stelle, auf der Burg eurer Väter zu leben, wie ein Vater unter seinen Kindern lebt; mit Vatersorgen beschäftigt für das Wohl der theuern Unterthanen den seegnenden Anblick des Aufgangs der Sonne hier zu genießen, von dieser Natur-Scene gerührt und zum Guten gestärkt zu werden — zu dem Vater der Weis-

heit um Weisheit zu beten, zum Vater der Sonne um Güte und Gerechtigkeit, und sich jeden Morgen mit dem Gedanken zu entzücken — du darfst nicht vor ihr erröthen der himmlischen Wohlthäterinn, sie zürnt nicht über dein Herz, weil es sich keines Vorwurfs bewußt ist — sie segnet dich und deine Brüder! — Hier den frohen Lebensgenuß in einem thätigen, arbeitsamen und tugendhaften Leben zu genießen, und bey dem Anblick des offnen Landes jede Erquickung mit dem Gedanken zu würzen, da unten fließt keine Zähre die mich anklagt, kein Leiden das mich und mein Herz straft, kein Kummer der meine Ruhe fährden könnte! — O mein Prinz! wie sehr muß die Glorie eines Caesars oder Alexanders dem höhern Verdienst eines Vaters seines Volks weichen, wie tief steht auf der Stufenleiter des Verdienstes der blutige Krieger und Eroberer gegen den wohlthätigen friedlichen Regenten, wie leicht die Waag-Schaale des Eroberers, gegen die des redlichen, weisen und gerechten Fürsten!

Friedrich. Ein schönes hinreißendes Gemälde. — Meine Seele hat nur ein Gefühl dafür: Aber Kennat, wenn ich ihm dein liebliches Farbengemisch, den holden liebenswürdigen Anstrich nehme, wie viel wird davon übrig bleiben, worauf nicht eure schwärmerische Phantasie Anspruch hat? Euer Gemälde enthält eine Summe

Vollkommenheiten, die nur idealischer Natur sind; seine Züge sind aus einer Welt gebildet, wie sie seyn sollte. So eine rührende Größe, so eine himmlische Glorie, die den Landes-Vater verherrlicht, werden sie von keinem Neider angefeindet, von keinem Feindseeligen befehdet werden? wird man mir den Seegen meines Volkes Glück zu gründen, unbekränkt laßen?

Kemnat. Dafür gab die Weisheit des Himmels dem gerechten Regenten das Schwerdt. Den Streiter fürs Vaterland stärket Gott, unüberwindlich ist der Arm des patriotischen Helden, und stets siegreich bleibt das Schwerdt des Landes-Vaters, wenn er gegen den raubsüchtigen Feind seine Brüder führt. Aber das Schwerdt des Eroberers trieft von Unsegen und Fluch für die Menschheit — er wird gefürchtet nicht geliebt, und das Schicksal rächt immer die Menschheit an ihrem Zerstörer. So fiel Caesar unter Brutus Stahl! —

Friedr. Aber der Werth bleibt doch dem Eroberer unbenommen, daß er sich eine Nation schafft: und ist er denn noch ein guter Mensch dabey — daß er dieselbe alsdann bildet. Wie viel kann der Churfürst Sein nennen, wenn er von seiner Burg das flache Land überblickt? —

Kemnat. Prinz! ihr werdet einmal ein großer Mann. Euer heißes, Thaten-durstiges

Herz verlangt und bedarf einen großen Würkungs-kreis. Ihr scheint mir auserſehen zu ſeyn, unter dem Leitſtern der Weisheit eine große glänzende Bahn zu betreten!

Friedr. Ich? wie ein Erdſchwamm im verächtlichen Hinterhalt zu welken — Höchſtens nur unter dem Pokalenklang unſrer Ritter das Lob meiner blonden Locken aus dem Munde fader Hoffrauen zu hören, oder von dem Küchen-Meiſter zu vernehmen, welches Gerichte er Morgen meinem Vater auftiſchen will. Was ſoll das mir? wozu dieſe prunkhaften Gemälde? Sie ſind todt für mich, weil ich nicht darin leben kann. — Kemnat, ich werde meine theuern Pergament-rollen gegen ein Meßbuch vertauſchen, und den Meßner meines Vaters zu meinem Geſellſchafter wählen! —

Kemnat. Ich verſtehe euch nicht Pfalzgraf!

Friedr. Die Sprache des Unglücklichen iſt bitter — darum mangelt ihr Deutlichkeit. (mit Wehmuth) Ihr verſteht mich doch Kemnat? ſoll ich es euch denn erſt ſagen, daß zu viel Klarheit dem Werth mancher Sache ſchade? Verſteht ihr mich noch nicht, wohl? ſo will ich es euch in ſo lange verſchweigen, bis ihr an mir den Chor-Rock und Stole, ſtatt Schwerdt und Helm erblickt! —

Kemnat. Pfalzgraf! wollt ihr nicht über euern Knecht zürnen, wenn er Ludwigs durchlauchtigstem Sohn darauf sarcastisch erwiedert, Alexander der Große litt auch an periodischer Geistesschwäche — Wie soll Kemnat eure Rede deuten?

Friedr. Kemnat — entweder muß ich das Schwerdt gegen Sarazenen und Hußiten ziehen, oder Panzer, Helm, und Schwerdt in der Burg laßen, und zu Speier oder Worms als Domherr mein Leben dahinplärren! Denk ich das eine oder das andre, so möchte ich mich in mein eigen Schwerdt stürzen, um Ludwigs Blut — das Blut der Wittelspacher als Pfalzgraf Friedrich gegen den tyrannischen Zufall doch würdig zu rächen: versteht ihr mich endlich?

Kemnat. Daß es mir in allen Gliedern schaudert, so versteh ich euch. Pfalzgraf euer Trübsinn ist ein Frevel gegen die Vorsehung! —

Friedr. Soll ich anders empfinden als es mich die Natur meines Herzens und der Gehalt meines Wissens lehrt? — Wann mein Herz auch nicht höher schlüge, als das eines Reisigen oder Mönches, die bey einer Mondsfinsterniß die Hände falten, und mit blauen Lippen Gebete geifern, so wäre ich ja nicht werth Ludwigs Sohn und euer Zögling zu heißen. Kemnat, guter Mann! ist mein Schicksal nicht beklagenswerth —

bin ich nicht unglücklich, daß ich auch in weiter Ferne keinen Geschäftskreis sehe, der meiner würdig mein volles brünstiges Herz beschäftigte? — Ludwig regiert, sein Ende wird sich bald nahen — Friedrich lebt — wofür? um dem vierten Ludwig meinem neuen Herrn höchstens zur Seite zu reiten — auf seine Befehle zu horchen, die Zahl seiner Diener zu vermehren, in seine Gesetze mich zu preßen, und meinen Willen nach seinem Kopfnicken zu bändigen! und — diese Ungerechtigkeit des Schicksals soll meine bittre Klage verschonen? —

Kemnat. Ihr seyd Ludwigs Zweytgeborner; Ludwig wird vor euch den Churhut erben; Ludwig ist brav — er wird Regent und Held seyn — und beides würdig, selbst euer Stolz wird ihm dieß nicht streitig machen dürfen. Friedrich der Stolz der zur Ungerechtigkeit verleitet, beschimpft den Jüngling von eurer Würde; und ist es nicht Ungerechtigkeit, daß ihr mit dem Schicksal grollt, welches Ludwig den Churhut vor euch zuerkennt?

Friedr. Das Verdienst sollte entscheiden, und nicht die ekle Willkühr der Natur; nicht Jahre sollten über die Würdigkeit des Regenten sprechen, sondern das vorzüglichre Verdienst!

Kemnat. Stolzer Jüngling erröthet vor der sanften Bescheidenheit Ludwigs. Weil ihr euern Virgil leset, und von Caesar und Alexander schwa-



tzen könnt, glaubt ihr auch schon fähig zu seyn, würdiger ein Volk zu beherrschen als ein andrer?— Pfalzgraf! bis der Mensch verstehen lernt, tausende seiner minderjährigen Brüder als Weiser — als Vater — als ein Gott zu leiten und zu führen — muß er lang und tief forschen, muß er das Menschenherz beßer als ihr euern Virgil kennen; muß er das Höchste und Schwerste zuvor verstehen, seinen Willen dem Gesetz zu unterwerfen, sey er auch der Beßte — seine Leidenschaften zu zügeln; und eine Vollkommenheit athmen, daß er sich keine Ungerechtigkeit, auch die kleinste nicht erlaubt. — Habt ihr Solons Gesetze, Ciceros Pflichten, Catos Tugend, Hannos des Karthaginensers Vaterlandsliebe, Cincinnatus Anspruchslosigkeit, und Aristides Gerechtigkeit und Bescheidenheit vergessen? — Weil eure Pulse heftig schlagen, und euer Herz stark fühlt, so glaubt ihr auch schon Atlas seine Bürde auf euch laden zu können, oder wie die Titanen die Rathschlüße der Götter zu bestürmen? Noch mehr — ihr erlaubt euch den Grundsatz zu wagen, der die Ordnung der ganzen Staatsverfaßung erschüttern würde, daß man wegen einer hypothetischen Vorzüglichkeit um den Szepter würfeln dürfe? Prinz schaudert euch nicht vor dem Gedanken an Partheien, die alsdann um des Thrones willen das Vaterland zum

Tummelplatz einer blutigen Eifersucht — ich zittre, ja des Bürgerkriegs machen würden? Guter Friedrich — ohne feste positive Ordnung kann kein Staat bestehen — Nur der kleinste Ruck und das Ganze wird erschüttert — und Menschenblut fließt. Reißt den Grundstein aus dem Schloß euers Vaters, so rollt das ganze Gebäude in den Abgrund. — So ist es mit der einmaligen Einrichtung im Staat — und darum muß eine weise Ordnung um das Wohl des Ganzen willen nicht verändert werden. Und glaubt ihr wohl auf der Waagschaale gegen Ludwig zu gewinnen?

Friedr. Wenn ich euch meine Gefühle gestehe — so sind es darum noch nicht thätliche Bewegungen: es sind Gefühle — Meynungen. Sie erzeugen allemal eine gewiße Leere in meinem Busen — und die Unzufriedenheit bemeistert sich denn meiner Seele! —

Kemnat. Pfalzgraf — liebenswürdiger Friedrich — noch ist es nicht vollendet das große Werk eurer Bildung; der Seele eines Friedrichs gnügt es nicht mit dem bloßen Versuch. Sie verlangt das Ganze. Aehnlich einem angeschwollnen Bach der sein Bett übersteigen will — wollte euer in Gährung gebrachtes Herz die Dämme der Ordnung und der Gesetze überfluthen. Prinz! euer Gesichtskreis hat sich in diesem Augenblick

schon erweitert, und wird sich immermehr ausdehnen, jemehr die bildende lehrreiche Erfahrung den Flor vor euern Augen lüpfen wird.

Je beschränkter euer Würkungskreis bis jezt noch ist und bleibt, um destomehr habt ihr Zeit und Gelegenheit alles zu beobachten, euch selbst zu bilden — euch in allen den Pflichten und Fertigkeiten zu üben, die den großen Mann karakterisiren. — Erst war Caesar Volkstribun — und nicht gleich Caesar, Diktator, Sieger — Beherrscher Roms — doch! wir wollen ihn nicht mehr nennen — Ein würdigeres Ideal müsse euch beschäftigen, und dafür, wenn es denn ein Römer seyn soll, gnügt mir Marc Aurel mehr als jeder andre.

Friedr. Es war ein großer liebenswürdiger Mann, (feurig) ein göttlicher Mann! —

Kemnat. Prinz! ihr seyd die zweite Hoffnung der braven Pfälzer; die Vorsehung scheint eine große Rechnung an euch fodern zu wollen, weil sie euch in eine gewiße Ferne vom Thron sezte, und mit euern herrlichen Anlagen ausgerüstet darum eure Spannung zu vermehren scheint, länger und geprüfter in der Schule des Regenten zu verweilen, damit ihr das Muster eines guten Regenten — der Marc Aurel eures Zeitalters werden möchtet! — Die Wege der Vorsehung sind uns unerklärbar, wir dürfen daher nicht

mit

mit unsern Möglichkeiten und Meynungen ihrem Plan trotzen oder demselben entgegenarbeiten. — Wenn auch eure Thronfolge noch auf schwachen Hoffnungen ruht; so hat euch darum der Staat noch nicht eurer Pflichten entlaßen. Jeder Augenblick Zögrung ist ein Hochverrath gegen die Nation, weil ihre Ansprüche heilig sind, und die Stimme des Vaterlandes der Wiederhall des Ewigen ist.

Der Regent soll alle Tugenden und Vorzüge im höchsten Grad der Vollkommenheit besitzen. Er soll wie eine Sonne seiner Nation leuchten — sie erwärmen, und fürs Große und Gute beleben. Warheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung der Leidenschaften, Nüchternheit, Liebe, Freundschaft, Wohlwollen, und Barmherzigkeit sollen von seinem Wesen auf die Herzen seiner Unterthanen strahlen, damit sie der Abglanz seiner Hoheit und seines Verdienstes werden. Der Regent soll alles für seine Brüder thun, für sie fühlen — empfinden — wachen und handeln. Glaubt ihr Pfalzgraf! diese unübersehbare Pflichten-Menge in euern Jahren schon zu kennen — würdet ihr es wagen euch derselben jezt schon zu unterziehen? — Noch mehr! — Nur wenige Nationen haben das Glück, daß ihre Herrscher in der Schule des Leidens mit dem menschlichen Elend und seinen

Grundursachen bekannt werden. Gewiß sind die Zöglinge des Leidens dereinstens die beßten Fürsten. Sie haben Geduld und Mäßigung gelernt — Ehrfurcht für den Jammer, weil Sie ihn selbst in ihrem Herzen trugen, Mitleiden mit dem Unglücklichen, weil Sie selbst das Bittre eines widrigen Schicksals kannten. Sie wurden von den Bedürfnißen des Menschen und seinen Sorgen — zugleich aber auch von der Einfachheit und Natürlichkeit des truglosen Natur-Menschen: darum wachen Sie in höherer Sphäre, damit ihren Unterthanen jene Sorgen erleichtert, und jenes Glück gesichert bleibe. Darum ruht ihr sorgsamer Blick auf dem Gang der Justiz, erspäht den Schlangengang der Kabale, stürzt sie, und die schaudervolle Ungerechtigkeit des Wucherers. Pfalzgraf! dürfte die Vorsehung mit diesen euern jetzigen Gefühlen, und eurer jetzigen Lage nicht diese Absichten verbinden? Guter Friedrich! ehe man herrschen will, muß man gehorchen können; ehe man über Menschenleben und Menschenwohl zu entscheiden wagt, muß man die Menschen kennen, und die Wege und Werkzeuge zu ihrem Glück erforscht haben.

Ihr habt darum noch viel zu lernen, noch viele Fertigkeiten, Kenntniße und Tugenden zu gewinnen, ehe ihr euch des Throns würdig fühlen könnt. — Ihr habt ein gutes reines unverdorb-

nes Herz — Gott! wenn dieses Herz erfüllt von Weisheit und Tugend dereinst ein Geschenk für die Menschheit wird! welche glückliche Tage dann für dies schöne liebenswürdige Land: — Gott! wenn dieser Geist gerecht, wahr, frey- und selbstständig, nach dem großen Ziel des Menschenglücks handeln wird, welche Glorie dann für den Pfälzer-Thron! —

Friedrich: (umarmt Kemnat) ich fühle es, daß du recht hast Kemnat; ich muß noch viel wissen, ehe ich dem Umriß deiner Forderungen entspreche: aber nur Stoff für meine thätige unruhige Seele! —

Kemnat. Mit voller Seele stimme ich in euern Wunsch, Pfalzgraf! also Friedrich glaubt doch, daß nur wahre Größe und bleibendes Verdienst auf dem von mir bezeichneten Wege könne errungen werden?

Friedr. Ja! und wäre es auch nur um meiner selbstwillen.

Kemnat. Nein um der Menschheit willen, deren Seegen und Wonne Ludwigs herrlicher Sohn dereinst werden wird, wenn er auf diesem Pfade fortwandelt. — Friedrich, noch ein Blick auf dieses herrliche — göttliche Land — ehe wir scheiden! —

Friedr. (gerührt) mein warmes Herz schlägt dafür! —

Kemnat. Harret geduldig aus; wartet auf den Willen der Vorsehung — werdet weise und tapfer; und wenn denn der da oben dereinst Friedrich den Regenten-Stab übergibt!

Friedrich. Gott! — dann werde ich ihn zu ehren suchen.

Friedrich blieb nicht unbemerkt, so sehr er als ein weiser Jüngling seine große Eigenschaften zu verbergen trachtete.

In seinem Benehmen herrschte eine Originalität, welche die starke und selbstständige Seele des Jünglings dem Beobachter auf das auffallendste enthüllte. Seine Antworten und Meynungen entzückten Ludwig und Mechtilde, und setzten Adel und Ritterschaft in das größte Erstaunen. Seine Geistes-Ueberlegenheit gewann ihm den Beyfall des Edlen: sein wohlwollendes zärtliches Benehmen gegen das Volk rissen den Pfälzer zur innigsten Bewundrung und Liebe hin, verminderten aber die Anhänglichkeit des Adels und der Ritterschaft, welche dem sanftmüthigen Ludwig mehr zugethan waren, weil sie bei den mildern Eigenschaften des Thronerben mehr Gelegenheit zur Befriedigung ihres Stolzes zu haben wähnten.

Friedrich wurde als Jüngling und als feiner Beobachter gefürchtet — Ludwig wegen seiner

sanften und gutmüthigen Gemüthsart und als Erbe des Churhuts geliebt. —

Friedrich sprach wie ein Mann. Er wurde von Ludwig dem Bärtigen oft zu Rath gezogen: der Kanzler und die Räthe erstaunten über des Jünglings hellen Verstand und richtiges Urtheil. Friedrichs Meynung siegte immer: sein Rath war der weiseste und nützlichste, und der Erfolg lehrte immer, daß er auch der klügste gewesen war.

Ludwig ehrte ihn dafür ausgezeichnet, und unternahm keine rechtliche Handlung, Friedrich mußte gehört werden. Wenn der weise Prinz über Staatsverfaßung und nützliche Einrichtungen sprach, so schwiegen alle — der Vater war ganz Ohr — Bewundrung strahlte aus jedem Auge, und entschiedner Beyfall krönte fast immer des Jünglings seltne Kenntniße.

Friedrich kannte diese seine Ueberlegenheit. Kemnat bat ihn zum öftern zurückzuhalten, weil an den Höfen und in seiner Lage, Neider und Feinde auch das Beßte mißdeuteten, und ein Talent wie das Seinige anschwärzten, wenn schon die Heuchler demselben öffentlich Weihrauch streuten. — Allein der Jüngling bekämpfte vergeblich seinen natürlichen Stolz; mächtig riß ihn der Ehrgeiz hin, wenn er sich öffentlich zeigen durfte, und gern genoß er das muthwillige Vergnügen, wenn er sein Talent Furcht oder Bewundrung erregen sahe.

Sein bittrer Scherz über die Dummheit und Geschmacklosigkeit des Zeitalters machte alle Umstehende verstummen: seine hellern Meynungen und kühnern Grundsätze erstarrten den größten Theil des unwißenden Adels und der rohen Ritterschaft. Sein freies muntres und natürliches Betragen, äffte den pedantischen Stolz der Hofleute, und sein größtes Vergnügen war, wenn er diesen Stolz tief demüthigen konnte. Friedrich war ein Freund des Turniers und der ritterlichen Leibesübungen. Er war jedesmal, wenn ihn die Umstände für das eine oder das andre bestimmten, mit ganzer Seele bey dem Gegenstand, der ihn beschäftigen sollte; war dieser erschöpft, so schwieg er davon, und nun trat sein vielumfaßendes Genie zu einem andern über, den er mit eben der Leichtigkeit und Vollkommenheit behandelte.

Ludwigs Adel und Ritterschaft sprachen nur von Turnieren, von glänzenden Panzern, blinkenden Helmen, treflichem Visir — von den Weibern — vom Wein, und von Zügen gegen Sarazenen und Hußiten. Friedrich unterbrach oft diese ekle einförmige und immerwährende Wiederholungen, und unterhielt seinen Vater etwa aus der Geschichte oder aus einem andern Fach der Wissenschaften: seine Erzählungen waren mit Grazie und Liebenswürdigkeit vorgetragen; beredt

und überredend entzückte seine Sprache — sein grader Verstand, und die Seltenheit seines Wissens. Bald lenkte er das Gespräch auf den Landmann, erzählte von seinen kleinen Reisen und Abentheuern, würdigte durch seine Anhänglichkeit an die Natur und ihren truglosen Bewohner die brave arbeitsame aber gedrückte und verachtete Volksklasse — erwarb ihr die Aufmerksamkeit seines Vaters, bewürkte wohlwollende Entschließungen zu Gunsten derselben, und trug auf die Art mittelbar schon zur Blüthe und zum Wohlstand des Vaterlandes unendlich viel bey. — Es war daher kein Bösewicht unter den Beamten, so fein und versteckt er auch seinen Betrug trieb — Friedrichs sorgsames Auge erspähte seine Ränke und nahm dann den Unterthan in Schutz. Entweder wies er den Schuldigen selbst zurechte, oder klagte ihn bey seinem Vater an. Hiedurch gewann er die Liebe des Volks in einem ausschweifenden Grade, — der Landmann vergötterte ihn, alles umringte den theuern Prinzen, wenn er öffentlich erschien, und huldigte ihm Ehrfurcht und Liebe. Friedrich ging dann mit diesen guten Menschen in ihre Hütten, hörte ihre Klagen, ihren Kummer, ihre Wünsche, und half ihnen wenn er konnte. Friedrich benuzte diese Gelegenheit sich mit dem Geist und der Denkungsart des Volks und den Eigenheiten desselben bekannt zu machen.

Kemnat und Landschaden von Steinach leiteten seine Beobachtungen, schärften seine Blicke immer mehr, befestigten sein Urtheil und bestimmten früh schon seine Meynungen. — Friedrich gewann hierdurch eine gewisse Superiorität, eine Sicherheit im Urtheil, und eine Klarheit in seinen Meynungen, daß er über jeden Gegenstand hell dachte und weise entschied. Daß er so hoch über den Zeitgeist erhaben war, hatte er den abwechselnden Beobachtungen zu danken, welche seine weisen Lehrer auf das ungesuchteste zu veranstalten wußten. Sie hemmten auch zugleich, indem sie ihm weise Mäßigung empfahlen, den raschen Aufflug seiner entzündeten Phantasie und kühlten durch passende Geschichtszüge, und Erwähnung der Manier großer Männer, seinen aufbrausenden Reformationsgeist.

Allein wie schwer — ja beinahe fruchtlos die Heftigkeit und Freymüthigkeit des Pfalzgrafen zu bekämpfen war, erfuhren Kemnat und Steinach auf einer Lustreise nach dem Amt Germersheim und Lautern, wo der Pfalzgraf nach seiner Gewohnheit in den Hütten der Landleute unerkannt herumwandelte, und betheuert von den Thränen dieser guten Menschen, die schreiendsten Bedrückungen der Vögte und Vizedomen, die Räubereyen und Plünderungen der Aebte, ihrer Vögte, der benachbarten Ritter und Grafen, und

die verheerenden Betteleyen der Mönche sich erzählen ließ.

Empörend war der Aberglaube der Geistlichkeit, womit sie das Volk unter das Vieh herabwürdigte. — Ihre Betrügereyen, ihr zügelloses lasterhaftes Leben war so abscheulich als verheerend für den guten Landmann.

Der Pfalzgraf hatte sich heimlich von seinen Begleitern entfernt, und der Zufall führte ihn in die Wohnung eines Greises, der eben mit seinem Weibe und Kindern weinend seine Hände zum Himmel faltete, und mit stieren Blicken und ängstlichen Gebehrden der gewaltigen Suada eines feisten wollüstigen Mönchs zuhorchte.

Der Pfalzgraf war wie ein Ritter gekleidet, und, da er auch ohne Begleitung eingetreten war, so blieb er in seinem Range auch unerkannt. — Der Pfalzgraf erzählte seinen Begleitern was er gesehen und gehört hatte.

Bei seinem Eintritt fragte der Pfalzgraf mit mildem zärtlichem Ton — was fehlt dir alter Vater?

Gerechtigkeit — Schutz gegen die räuberische Herrschsucht — erwiederte der Greis, und dabey sahe er mit dem Blick der Verzweiflung auf seine Kinder, die unaufhörlich weinten und die Hände rangen.

— Die soll dir werden, braver Alter bey Ritter-Ehre und Recht!

Der Greis. Wer ihr seyn möget, edler Ritter, ich lese Menschlichkeit und Ritterehre in euerm lieblichen Antliz; — habt Mitleiden mit dem Elend eines Greises — eines biedern Pfälzers, der seinem Churfürsten schon in mehrern Kriegen diente, und selbst gegen die Feinde des heiligen Kreuzes als ein braver Christ gefochten hat. — Ich bin nun alt, abgemattet von der harten Kriegsarbeit — ich kann nur noch beten für die Waffen der Gläubigen, meine alte Knochen sind mürbe, darum kann ich leider nichtb mehr als Gutes wünschen. —

Edler Ritter! Auch ich war unter Hans von Erbach nicht der Lezte, der auf den Mauern Belgrads das Kreuz des Erlösers an seinen Feinden rächte. — Bey Semendria empfieng ich diese Hauptwunde; ein türkischer Säbelhieb wollte mir den Kopf spalten, mein Ritter, tröst ihn Gott, und gebe ihm eine fröhliche Urständ, focht an meiner Seite, und hielt mit seinem Schwerdt den Hieb ab. Nun zückte der Türkenhund auf Hans von Erbach, und in diesem Augenblick bohrte ich ihm mein Schwerdt in den Leib. Ritter! es war ein Fang, der mir noch heute das Herz entzückt. Der türkische Reuter war des Kaisers Liebling, und ein Pascha gewe-

sen. Er war Anführer eines Heers, sein Fall verwirrte seine Streiter und wir siegten. Ich erbeutete nun des Paschas Schwerdt, und mein Ritter schenkte mir dasselbe zum Andenken dieser denkwürdigen Schlacht. Ritter! dieß Schwerdt ist mir in voriger Nacht gestohlen worden; berechnet diesen Verlust, wie schmerzlich er für einen alten Krieger seyn muß, der am Ende seines Lebens sich noch an diesem ehrwürdigen Andenken entzückte.

Friedr. Und wer hat diesen Frevel begangen?

d. Greis. Die Reisige der Grafen von Lützelstein brachen in voriger Nacht in meine Hütte, nahmen mir Alles und auch dieses Schwerdt. Ritter! ich würde nicht weinen über den Verlust meiner Haabe — ich verstehe arm zu seyn, weil ich hoffe dereinst reich zu werden. Aber mein Türkenschwerdt! — Herr Ritter, seht doch den starken nervigten Jungen dort an, wie er weint, daß ihm nun sein köstliches Erbe geraubt ist. Ich kann ihm nun nichts geben, was seinen Muth fürs Vaterland und für Ehre entflammte, ich muß mit ihm weinen, und vielleicht an diesem Schmerz mein Leben verhauchen! — —

der Mönch. Will euch schon wieder dazu verhelfen (indem er sich zu der rosigen Dirne des Greises mit lüsternen Blicken wandte)

der Greis. Geistlicher Vater! dann muß ich auf mein Türkenschwerdt Verzicht thun, so wahr mir Gott helfe.

d. Mönch. Wie mögt ihr aber zweifeln an der Frömmigkeit eurer Handlung, da ihr dieses Schwerdt nicht theuer genug erkaufen könnt, indem es dem Streiter gegen die Feinde des Kreuzes alle seine Sünden vergibt? —

d. Greis. Ehrwürdiger Vater! Gott prüfte Abrahams Gehorsam — der Patriarch sollte seinen Sohn opfern! —

d. Mönch. Nun Laye! wir sind Gottes Stellvertreter, unser Wille ist sein Wille! —

d. Greis. Aber darf ich gegen das Gesetz handeln, das Gott selbst gegeben hat? Herr Ritter! die Bande der Natur sind mächtig, die Macht des menschlichen Herzens ist heilig; ich fühle es, auch sagt mir Gottes Gesetz, daß der Vater seiner Kinder Wohl wollen und befördern soll; geistlicher Vater, ich ehre die Kirche und ihre Diener, aber? —

d. Mönch. Ihr bezweifelt die Heiligkeit und Göttlichkeit ihrer Gesetze! Alter — ihr trugt Jahrelang auf eurer Schulter das geweihte Zeichen des Kreuzes? —

d. Greis. Ich trug es. —

d. Mönch. Es galt jedem gläubigen Streiter für Vergebung seiner Sünden.

der Greis. Ich hoffte es, denn darum wagte ich mein Leben, und hoffe es noch, denn ich baue auf den Schutz der Heiligen.

der Mönch. Euch wurden von den Priestern Gottes eure Sünden vergeben? —

d. G. Dies entflammte unsern Muth ehrwürdiger Vater! —

d. M. Eure vergangne und zukünftige Sünden? —

d. G. Hans von Erbach war ein stattlicher und rechtlicher Rittersmann, er hielt viel auf Treu und Glauben, nach Rittersbrauch und Pflicht. Er zog mit uns in den Kampf, er übte uns in Wehr und Waffen für die Sache Gottes. Ehrwürdiger Vater, verzeiht es einem alten Mann, wenn er die Lehren seines edlen Ritters, die so oft sein Trost — seine Labung im Kampf gegen den Feind, und seine Stärkung zur Geduld im Leiden waren, erwähnt, — daß man sich beßern müße, um das Gesetz des Allerhöchsten in seinem ganzen Umfang zu erfüllen, und seiner Gnade werth zu seyn: —

d. M. Ihr seyd falsch belehrt, Laye; Euer Zug nach dem gelobten Lande zu Vertreibung der Feinde Gottes, erwarb euch nicht nur eurer begangnen, sondern auch eurer zukünftigen Sünden Vergebung. Gelten die Worte des Priesters nichts bey euch? habt ihr ketzerischen Lehren euer

Ohr gelleyen, wißt ihr welche Strafen euch warten, wenn ihr dessen angeklagt werdet?

der Greis. Heilige Jungfrau, hilf du mir, rathet ihr mir Heilige im Himmel, mein Verstand erliegt, ach! und mein Herz bricht unter der Last dieser widrigen Empfindungen! —

Friedrich. Alter! was verlangt man an euch?

d. G. Edler Ritter! schaut die schmucke Dirne dort an, sie verhüllt geschämig ihr Angesicht, und eine brennende Röthe schimmert ihr auf dem Antlitz, wenn sie die hervorstürzende Thränen abtrocknet! — Sie ist unschuldig und unbefangen — darum weint sie nur über das Unglück ihres Vaters. Ihr schuldloses Herz, noch unbekannt mit dem Bösen, kennt nur wenig die Gefahren der Tugend. Das arme Lamm würde mir folgen, wenn ich ihr sagte, geh Margarethe, werde die Mezze eines Grafen oder eines Ritters; Ihr fragt, was man an mich verlangt?

Friedr. Daß ihr eure Tochter —

d. G. Dem Grafen Wilhelm von Lüzelstein soll zur Dirne geben. Heilige Jungfrau! die Tochter eines Reisigen — und ein edler Graf — was heißt das anders, als gieb sie ihm zur Mezze? —

Friedr. Zur Verdammniß, zum Fluch über dich und sie — zum Abscheu der Heiligen und

zum Brandmal deines Alters; abscheuliche Foderung! —

der Mönch. Nicht doch! zum Lösegeld für euer Türkenschwerdt — zur Zofe für Wilhelms Gemahlin — vielleicht gar zu einer Braut Christi! —

Margarethe. Vater! das will ich werden — eine Braut Christi — ich will den Schleier nehmen, um euch euern geliebten Verlust wieder zu ersetzen? —

d. M. Brav meine Tochter; du bist ein frommes gehorsames Kind der Kirche; — verlaß diese Welt; in den stillen Mauern des Klosters wohnet nur Ruhe und Glück: in dem Umgang des himmlischen Bräutigams herrscht wahre entzückende Liebe. Er wird dir oft erscheinen, und seinen Liebling kosen, und du wirst dich dann freuen, den himmlischen einem irrdischen vorgezogen zu haben.

der Greis. Was wird aber Konrad dazu sagen — Margarethe? — wenn er aus Böhmen wieder zu dir kehrt und erfährt, daß du dein Gelübde ihm gebrochen hast?

Margar. Lieber Vater! er wird sich freuen, daß ich aus Liebe für euch so heldenmüthig ihn aufopferte! —

d. M. Brav meine Tochter, man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen!

Friedrich. Treu und Glauben halten, heißt doch auch Gott gehorchen — Wie kann man Gott durch Ungetreue gefallen?

der Mönch. Der himmlische Bräutigam hat einen Vorzug vor den Menschen; er löset jede frühere Verbindung durch uns; denn wir sind seine Stellvertreter; die Kirche erkennt unser Auflösen und Binden; als ob es der Heiland selbst gethan hätte. Ich spreche sie daher im Namen und Kraft meines Amts von jeder frühern Verbindung los, und behaupte, daß selbst der Vater ohne die sträflichste Ketzerey, seine Tochter dem Heiland nicht zurückhalten kann, da die Kirche ein höheres Recht hat als der Vater, und in solchen Fällen die Tochter selbst von der Herrschaft des Vaters losspricht, ja ihr den Ungehorsam gar zur Pflicht macht, wenn er vergessen und ketzerisch genug wäre, auch nur an der Gültigkeit und Wahrheit des priesterlichen Ausspruchs zu zweifeln. —

Friedr. Glaubt ihr wohl Mönch, daß mir's Herz im Leibe schaudert, über den Frevel, dem ihr als ein Priester Gottes so schändlich das Wort sprecht? Was für ein Interesse habt ihr dabey, daß Ihr Margarethen zu einem Entschluß bereden wollt, der nicht nur das Leben und das Glück ihres grauen Vaters, sondern auch die Ansprüche ihres Bräutigams zernichtet? Ihr Bräutigam

streitet

streitet für die Kirche gegen die ketzerischen Böhmen, er kämpft für den Beyfall Gottes, und um die beglückende Liebe seiner Dirne. Begeht ihr nicht einen Raub, wenn ihr die Dirne zur Treulosigkeit beredet? — was wird die Streiter der Kirche künftig beseelen, wenn sie erfahren, daß selbst Priester sträflich und betrügerisch genug denken, während sie ihr Blut für die Gerechtsame der Religion versprützen, ihre Rechte und Ansprüche ihnen zu rauben? —

der Mönch. Die Kirche hat eine unbedingte Herrschaft über die Meynungen der Menschen; alle ihre Verfügungen und Aussprüche sind der Wiederhall des allerhöchsten Willens. Euch ist untersagt darüber zu grübeln; Euch droht die Strafe der Ketzerey, die Kirche fodert unbedingten Gehorsam — Wehe — wer ihn zu leisten vergißt.

Ich verlange die Tochter des Reisigen für den Grafen: Er ist ein frommer Freund der Kirche, seine Absichten sind gut und edel. Der Graf ist auch ein Rächer der Kirche und ein Feind der Ketzer. Als ein solcher ist der Reisige bekannt, darum beraubten euch des Grafen Leute, darum verlangt er eure Tochter, um sie von euren ketzerischen Lehren zu entfernen.

der Greis. O heilige Jungfrau! —

Margarethe. Vater so laßt mich denn dem Priester folgen, ihr erhaltet denn euer Türkenschwerdt, seht doch, wie Gottfried mich so bittend darum anschaut, ihr bleibt im Frieden, und meine Tugend wird unterm Schutz des Heilandes Seegen für euch würken!

Friedrich. Unsinnige! könnt ihr euer Gelübde vergessen — ist nicht schon euer Eintritt ins Kloster mit einem Schritt zum Laster verknüpft; wer wird euer schwaches Herz schützen wenn ihr einer solchen Untreue fähig wäret? —

Der M. Ritter — und ihr glaubt noch eine Fehde bestehen zu können, da ihr ein ungehorsamer Sohn der Kirche seyd, und solche Reden gegen die Heiligkeit ihrer Lehren waget? Bringt meinen Zorn nicht aufs äußerste, wenn ihr nicht Lust habt, den rächenden Arm eines Lüzelsteiners zu fühlen!

Friedrich. Und mit welchem Recht wagt ihr auf fremdem Boden so zu sprechen?

Der M. Darauf soll euch der Graf antworten!

Friedrich. Elender Pfaffe — wißt ihr auch in wessen Gewalt ihr seyd? meynt ihr ungestraft so etwas auf Pfälzer Grund und Boden zu unternehmen? Nein! so verlassen ist der Pfälzer noch nicht, wenn schon Raubgrafen und ehrlose Ritter seine Haabe antasten und in seine Rechte

Eingriffe wagen — die Gerechtigkeit schläft zwar, aber ich will sie aufwecken, und Wehe denn über euch und eures Gleichen. — Entfernt euch unwürdiger Mensch — ihr seyd für meinen Zorn zu klein und zu verächtlich: geht hin und sagt euern Grafen, daß Pfalzgraf **Friedrich** ihren Freveln und Räubereyen auf die Spur gekommen wäre, und daß er jede Verletzung des Pfälzer Gebiets werde zu rächen wissen. —

Der Mönch starrte vor sich hin — konnte kein Wort vorbringen und entfernte sich plötzlich. Der Greiß fiel mit seinen Kindern auf die Knie, und riefen laut, „Gott! — der Liebling unsers Landes Pfalzgraf Friedrich! !“ —

Der alte Reisige ergrif Friedrichs Hand, benezte sie mit seinen Thränen, und sprach gerührt, „Pfalzgraf ihr in der schlechten Hütte, eines armen gemeinen Mannes?“ —

Friedrich. Auch ihr seyd ja meine Brüder! ich liebe einen wie den andern — steht auf Alter und seyd ruhig. Ich werde euch und eure Tochter schützen, auch sollt ihr euer Türkenschwerdt wieder erhalten. Schickt mir euern Sohn nach Heidelberg — und ich will ihm einstweilen ein ander Schwerdt geben, bis ihm das eurige wird geworden seyn. Und nun Alter lebt glücklich — bis ich euch wiedersehe. Ich habe

nun genug gesehen, in welchem Zustand sich meine braven Mitbürger befinden.

D. G. Ja gnädigster Pfalzgraf; die Grafen und Ritter fügen uns nicht nur alle Unbilden zu, sondern auch unsre Vögte. Sie schützen uns nicht, sie theilen vielmehr den Raub mit den bösen Fremdlingen. Oft habe ich mich schon zu dem Thron unsers Kurfürsten nahen wollen, um ihm unser Elend zu schildern: allein ich wagte es nicht, und dann sagte man mir auch, daß ich doch würde abgewiesen werden, ohne meine Klagen vor ihn gebracht zu haben. — Nun freue ich mich aber, daß unser Pfalzgraf selbst Zeuge war, wie wir armen Leute gequält werden. — Den Mönchen müssen wir den kargen Bissen Brodt reichen, und thun wir das nicht, so quälen sie uns, und hetzen die benachbarten Ritter und Knappen auf, die uns denn mißhandeln, und uns alles nehmen. Sie leben herrlich und in Freuden; ihre Pocale sind stets mit dem besten Wein gefüllet, auch schallen Rundgesänge um ihre Tafeln, worin sie der Noth des armen Bauern spotten. Pfalzgraf! ihr habt doch den geilen fettwanstigen Mönch da gesehen — dieser schleicht meiner Tochter täglich nach, und hat den Grafen gegen sie erhizet. Der schlaue Bösewicht veranstaltete den Raub meines Türkenschwerdts; er weiß wie theuer es mir ist, und wie ich mein ganzes Haabe eher

missen würde, als dieß theure Andenken. Diesen Morgen erscheint er nun mit seinen Anträgen; unter heuchlerischen Versprechungen will er die Dirne verführen. Er hält es für keine Sünde daß ich die Dirne dem Laster übergeben soll, er nennt es Tugend, und will mich mit der Vergebung meiner künftigen Sünden, welche ich schon gegen die Sarazenen verdient hätte, täuschen. Der Bösewicht hat dem armen Kinde, das Kloster so reizend geschildert, daß die Arme nun den Schleyer ihrem Geliebten vorziehen will. Gestrenger Pfalzgraf! verzeiht, meine Tochter würde dennoch von dem Mönche und dem Lützelsteiner verführt, und nur darum um so elender werden. Denn ich lese es in dem lüsternen Auge des feisten Ungeheuers, daß seiner Leidenschaft mehr als die des Grafen nach Margrethen gelüstet.

Margar. Wenn es so ist Vater! nein — so verlange ich nicht ins Kloster; will lieber wallfahrten, beten zur heiligen Jungfrau für euch, hineilen zu Konrad, und seinen Muth gegen die Feinde der Religion stärken! —

Friedrich. Werde du ein frommes tugendsames Weib — traue dem Schalk nicht, bleibe bey deinem Vater und ich will euch schützen. —

Friedrich nahm Abschied — der Alte mußte ihn begleiten, und von ihm suchte er die Blößen und Gebrechen der innern Landzspolizey zu erfahren. —

Der Greiß machte den Prinz auf den traurigen und verlaßnen Zustand des Landmanns aufmerksam, der von jedem Gericht könne in Anspruch genommen werden, und wie ungerecht man ihn von fremden Herrschaften behandle, da leztere weder auf die Territorial-Gerechtsame des Pfälzers, noch auf seine Landesgesetze und seine Richter Rücksicht nehme, sondern ihn nach eignem Gutdünken behandle wie man wolle. — Er erzählte ihm wie die Grafen von Lüzelstein als Vasallen der Kurpfalz sich allerley Raubereyen und boshafte Mißhandlungen der Pfälzer erlaubten, wie dieselbe von rauher stolzer und feindseliger Gemüthsart wären, wie sie übermüthig auf ihre Mannen und Knappen nach der Unabhängigkeit strebten, und im Ernste Feinde statt Freunde der Pfälzer dürften genannt werden.

Friedrich entließ hierauf seinen Alten. Stumm und in sich selbst gekehrt wandelte er nun zu dem Orte, wo er seine Begleiter und Lehrer verlassen hatte.

Steinach und Kemnat hatten den Pfalzgrafen vergeblich aufgesucht, und waren nun froh ihn wieder zu finden. — Sie sahen in seinem düstern Blick eine gewaltige Veränderung seines Innern und lasen es aus seiner mürrischen runzlichten Stirne, daß es nicht bloß Laune wäre, was ihn verstimmt hätte. — Sie kannten seine

Gewohnheit, den Unterthan in seiner Hütte zu besuchen. Auch war es ihnen zur Gewohnheit geworden, daß er selten ganz froh aus denselben zurückgekommen wäre. — Friedrichs natürliches gefühlvolles Herz, sein grader Sinn für Recht, seine vorgefaßten Meynungen in Absicht auf Regierung und Landes-Wohlfahrt, seine bilderreiche lebendige Phantasie, seine ungestüme Raschheit, womit er alles empfand, und das empfundne ausdrückte — alle diese großen Eigenheiten des vortreflichen Pfalzgrafen wurden von jedem Gegenstand in lebhafte Bewegung gesezt, und jedesmal durch die Unvollkommenheiten in der Staatsverwaltung — durch den Verfall der Ordnung, des Rechts — der Sitten und der Religion auf das heftigste aufgewiegelt. Steinach rief ihn an — Friedrich hörte nicht darauf, und eilte immer rasch vorwärts. Als er näher kam, entwickelte sich endlich folgendes Gespräch zwischen Friedrich, Steinach, Kemnat, und Wendel von Gemmingen.

Steinach. So ernst — so düster theurer Pfalzgraf? —

Friedrich. Laßt uns eilen Freunde — die Gefahr wächst mit jedem Augenblick, die Schlange hat sich schon um den Staatskörper gewunden, sie zischet nicht, darum hören wir nicht auf die Gefahr; aber sie hat nur noch einen Kreisel zu

winden und ihr giftiges Gebiß fletscht dann nach dem Herzen, und vernichtet. Eilet Freunde — Ludwig soll mich mit Ruprechts Schwerdt umgürten, damit ich das Haupt der giftigen Schlange zerstöre.

Kemnat. Wir verstehen euch nicht Prinz — sprecht deutlicher, denn fürchterlich rollt euer Auge, euer Angesicht brennt wie Feuer, nicht zu früh können wir den Grund eures Unmuths erfahren.

Friedrich. Kemnat, ihr habt mir doch den schmerzhaften Tod des Laocoons erzählt — wie der Greiß von den Schlangen erdrückt und getödtet wurde?

Kemnat. Als wir den Homer lasen, geliebter Prinz.

Friedrich. Kemnat, Laocoon ist das Bild unseres Vaterlandes; Schlangen umwinden es; der Staatskörper ist in Gefahr erdrückt zu werden! —

W. v. Gemmingen. Pfalzgraf, (er schlägt an sein Schwerdt) mein Schwerdt trift sicher, mein Arm ist geübt — mein Wappen unbefleckt und geehrt; ich werde es aufhängen und jedem eurer Feinde den Fehde-Handschuh hinwerfen, euch und das Vaterland rächen, oder dieß mein Wappen-Schild an den Schwanz eines Esels binden. sprecht! —

Friedrich. Die Grafen von Lützelstein lassen die Pfälzer durch ihre Reisigen berauben, sie fügen Ludwigs Unterthanen allen möglichen Schimpf zu: sie sind Vasallen von der Pfalz — und Burkhards Söhne entheiligen den Vertrag den ihr Vater mit Kaiser Ruprecht eingieng. Sie entweihen den Landfrieden — sie verletzen gegen uns das heilige Territorial-Recht, sie sind Richter in ihren eignen Angelegenheiten, und entscheiden über den Pfälzer ohne Rücksicht auf pfälzische Form und Recht. —

W. v. Gemm. Fehde gegen sie! — ich will mein Haupt nicht sanft niederlegen, oder die Pfalz an ihren Feinden rächen helfen. Ha! ich kenne sie die stolzen Grafen von Lützelstein, die nur den Zeitpunkt erspähen, um ihren Haß in voller Glut über unsre Grafen und Edlen auszusprühen. Gesegnet sey mir der Augenblick, wo auch Friedrich ihrer Bosheit auf die Spur kommt, und die Heuchler an Ludwigs Hofe entlarvt sieht! —

Friedrich und Kemnat. Diese Lützelsteiner haben Bösewichter von Mönchen in ihrem Solde, um die abgefeimteste Willkühr noch zügelloser und um sich greifender wüten zu lassen: die Mönche nennen sie die Vertheidiger der Kirche, weil die Grafen ihre Pocalen mit Rheinwein füllen, und die Kehlen dieser Wollüstlinge damit

baden. Dafür kuppeln nun die ehrlosen Plattköpfe junge Dirnen für sie, verheeren mit ihrer abscheulichen Gewalt und der Schwärze ihrer Lehren den truglosen Karakter des Landvolks. Sie donnern mit ihren Bannflüchen, und der arme Laye zittert. Glaubt ihr wohl, daß ich so eben Zeuge war, wie ein fettwanstiger Mönch mit einer glatten rosigen Dirne buhlte, und den Vater mit Drohungen einer Ketzeranklage bestechen wollte, seine Tochter dem Grafen zur Mezze zu geben? Dem Mönch gelüstete nach der süssen Kost, ihm gelüstete der Jungfrau zuerst zu genießen, und sie dann dem Grafen zu überlassen; aber wie hoch hat das Unthier aufgeschaut, als ich mit dem Namen des Pfalzgrafen seiner frevelvollen Dreistigkeit entgegnete, und den armen zitternden Gauch mit einem derben Ton fortschreckte! Der Sünder lief, und wird seinen Grafen den bittern Bissen vorkäuen, mit dem ich ihn statt dem Honigseime der Dirne bewirthete! —

Steinach. Vorsichtig Pfalzgraf! die Läzelsteiner sind tapfre mannbare Ritter — reich und gefürchtet; viele hängen ihnen an, die unter ihren Schildern Schutz und Asyl suchen, weil sie zu feig für die Gefahren der Ehre sind. Aber sie schreien und brüsten sich, die verächtlichsten Mücken stechen oft am schmerzhaftesten! —

Kemnat. Eine Moral gegen das Pfaffengeschlecht. Pfalzgraf! — das Volk ist noch zu dumm und unwissend, es fürchtet die faulen Erdschwämme, weil ihr pestilenzialischer Hauch vergiftend ist. Pfalzgraf! man muß der Hornisse den Stachel ausbrechen, wenn sie nicht stechen soll: der unbefangne Knabe spielt mit ihr, glaubt sie bezwungen, wenn er sie an den Fittichen hält und plötzlich rächt sie sich mit der verborgenen Waffe, und entflieht.

Friedrich. Aber wozu hier mit euern lahmen Dogmen, mit dem Schneckengang eurer ängstlichen feigen Vorsichtigkeit? —

Gemmingen. Der Natter ausweichen heißt sie fürchten; man zittert jeden Augenblick vor ihr, und ehe man sich auf ihren giftigen Biß vorbereitet — ist man schon verwundet; darum beherzt dem Popanz entgegen, und mit ritterlichem Muth auf ihn eingedrungen, dann hat man den halben Sieg schon in Händen! —

Kemnat. Nur einen Augenblick Geduld, und ihr werdet vor diesem tausendarmigen Ungeheuer zittern. Pfalzgraf! der boshafte Pfaffe verdirbt das Menschengeschlecht, und trotz seiner ihm zugefügten Unbilden bleibt das Volk immer das Werkzeug des verrätherischen Priesters. Wie viel vermag ein verrätherischer Mönch! — Ist Friedrich so fremd in der Geschichte, daß er nicht

wüſte, wie ſie Thronen erſchüttert, und die be=
ſten Fürſten geſtürzt haben! — Prinz! ſie bil=
den eine Kette, die vom ecklen Cellenbrüder bis
zum Pabſt hinaufreicht: — in allen Farben, ſo
ſehr ſie ſich auch haſſen und verfolgen, ſtehen ſie
dennoch alle für einen Mann, ſo bald es der
Herrſchaft und dem Intereſſe ihrer Innung gilt.
Ihre Ränke ſind ſo fein wie die Würkungen des
langſamtödtenden Gifts; ihre Verſchwörungen
gleichen dem Winden der Schlange, die ſo lang
ſich kreiſelt und ſchmeichelt bis ſie den Punkt er=
reicht hat, um mit voller Kraft endlich ihr Opfer
zu erdrücken. Darum verderben ſie das menſchli=
che Herz, um es zu miſsbrauchen; darum erſchei=
nen ſie in allen Geſtalten mit Engels=Minen, in=
deſſen unter der heuchleriſchen Maſque das Tieger=
herz nach Raub dürſtet Darum ſchreien ſie im=
mer nur für die Kirche, weil es keine gültigere aber
auch geheiligtere falſche Münze giebt als die der
geheuchelten Uneigennützigkeit. Sie iſt entſchei=
dend und würkt ſchon Jahrtauſende. Sie ſchei=
nen arm, demüthig; elend, und verworfen krie=
chen ſie herum, falten die Hände, ſchelten über
das Verderben, dem ſie nicht ſteuern wollen, weil
ſie ſich von dem Verderben nähren; fluchen über
das Laſter dem ſie ſchälkiſch und fröhlich zulau=
fen, weil ſie damit die Menſchheit brandſchatzen,
und mit dem Raub ihrer Wolluſt fröhnen. —

Pfalzgraf — wie nun? sind dieß lahme Dogmen? — zieht ihr nun den Schneckengang der Vorsichtigkeit vor, oder glaubt ihr die Köpfe dieser Hyder mit einem einzigen Hiebe zu zernichten? —

Steinach. Kemnats Gemälde verdient euer Studium lieber Pfalzgraf! Es ist für den künftigen Regenten — wie für jeden großen Mann, der eine Rolle in der Welt zu spielen hat, wichtig, daß er diese Felsenklippen kennen lernt, weil man in ihrer Nähe scheitert, aber durch weises Lenken und Ausweichen sicher an ihnen vorüber segelt! —

Friedrich. So sollen denn die Laster dieser Bösewichter ungerächt und ungestraft bleiben? ist es nicht Hochverrath an der Menschheit sie länger unter dieser Geissel bluten zu lassen? Wenn auch der edlere und bessere Mensch scheu und furchtsam vor diesem Koloß weichen muß, wie lange darf es denn noch dauern, daß nicht der edlere mit dem gemeinen davon erdrückt werde? — Es ist unwürdig von euch Kemnat, daß ihr diese allgemeine Stockung edler Seelen vertheidigen könnt; man muß, däucht mich, einen sehr schlechten Begriff von Menschen und Menschenwerth haben, wenn man ein geschmeidiges und höfisches Benehmen gegen die Feinde des Friedens und der menschlichen Würde vertheidigen will! —

Steinach. Der Wohlthäter der Menschheit, der zu rasch und wild in die Gefahren hinein stürmt, erliegt den Gefahren. Pfalzgraf! dieß sind bedeutendere Gefahren als scharfe Lanzen und Schwerdter; die Waffen womit die Priester kämpfen sind fürchterlicher — sie heissen Volksaufwiegelung und Empörung. Sie bestechen das Volk mit den Gesetzen des Himmels, die doch nur der Wiederhall ihrer Rache-schnaubenden Seelen sind: sie streuen Verdacht aus, gegen den Feind ihres Interesses, sie verwirren die Herzen ihrer Beichtiger, und bestürmen sie mit dem Geschrei vom Zorn Gottes, von Pestilenz, und Ketzergerichten. — Kennt ihr das Volk, Prinz? wie es gleich dem Meer bestürmt und beruhigt werden kann, je nachdem die Elemente auf dasselbe würken?

Gemmingen. Landschaden von Steinach hat so unrecht nicht; die Priester sind keine Menschen — man beleidige sie, und eher versöhnt man den Satan als das schwarze Herz eines beleidigten Priesters! —

Friedrich. Aber lieber Gemmingen, wenn ich nun mit der Schandthat des Mönches vor das Volk trete, wenn ich die Gerechtigkeit um Rache anrufe, denen Lastern jener Ungeheuer zu steuern, und die braven Landleute gegen die Schändlichkeit ihres Aberglaubens in Schutz neh-

me — wird man etwas gegen die Wahrheit vermögen? — wird man meine wohlthätigen Gesinnungen verkennen? — wird nicht das Volk meinen Edelmuth preisen und mich als seinen Schutzgott lieben?

Kemnat. Vergöttern — lieber Pfalzgraf — von der Seite kenne ich die Pfälzer. — Sie schätzen Wohlthaten, und vergöttern die Herzen ihrer guten Regenten! —

Friedrich. Nun so laßt doch die Mönche quäcken, und ihr ganzes Heer gegen mich plärren und schimpfen; mein Schwerdt soll schon die Empörer züchtigen — die des edlen Volksfreundes Gesinnungen verlästern wollen! —

Kemnat. Ja wenn nur jene ekle Race gegen euch schreien würde, wiewohl sie euch schon gefährlich werden würde; aber — nun kommen sie aus allen Winkeln hervor; sie legen ihren Plan von ferne an, er bleibt euch unbekannt, er würkt unmerklich: überall schleichen die Bösewichter im Finstern und suchen den fanatischen Kopf auf. Zuerst suchen sie ihn mißvergnügt zu machen, dann tadeln sie euch; sie sprechen von Gesichten und Erscheinungen und erhitzen damit die Phantasie des Schwachen. Oeffentlich giebt es keine wärmere Anhänger — keine enthusiastischere Verehrer als sie; sie beklatschen alles — sie heulen und wiehern Beyfall auch den Handlungen zu, die

es nicht verdienen. Sie suchen dadurch den feinsten Verdacht von sich zu entfernen, und schleichen damit in die Geheimniße der Mißvergnügten um so leichter ein, als sie unabsichtlich zu handeln scheinen. Sie sind gleichgültig gegen alles, und werden dadurch nur um so wichtiger; was sie sagen wollen, veranlassen sie, daß es andre sagen Sie erzählen — ihre Erzählungen sind verwirrt. Gift und Honig liegen neben einander, und die Sache gewinnt dadurch zwey sprechende Seiten. Nun kommen sie wie ungerufen, und haben Erscheinungen am Himmel gesehen — das Weihwasser war vertrocknet, die Hostie verrückt, der Kelch eingedrückt — ja man habe Spuren von Krallen daran entdeckt. Die Miene womit sie dieß alles sagen ist wichtig; man fragt sie um die Ursachen, und — sie zucken die Achseln. Man dringt heftiger in sie ein — sie werden nur um so viel Geheimnißvoller; sie wollen nur das beunruhigte und geängstete Gemüth um so peinlicher spannen, damit das langverhaltne Resultat um so tiefer würke. Ehe man es vermuthet theilen sie ihre Muthmassungen mit, erwähnen einen prophetischen Spruch aus der Bibel, oder aus einem Kirchenvater, der auf die verhaßte Sache hindeutet, und endlich — Pfalzgraf! so würken tausende nach einem Plan hin, in verschiedenen Manieren, mit der Schlauheit und den Ränken als ob sie Gespielen Katilinas,

oder Satans wären. So zu tausend in die verschiedene Rollen vertheilt, klimmen sie bis zum Thron hinauf, und rächen oft mit seinem Umsturz — Prinz solltet ihr es glauben? — die Beleidigung eines einzelnen elenden Pfaffen.

Friedrich. Nun denn Kemnat! so will ich mich in eine alte abgelegene Burg einkeulen, mein Daseyn daselbst vertrauern, und meine Thätigkeit, es koste was es wolle, erdrücken, und nur das Schicksal meiner Mitbrüder bemitleiden, weil ich leider nicht helfen kann! —

Kemnat. Mein Leben wollte ich daran setzen, daß der Pfaffe jezt schon über Ränken brütet, und nach Rache dürstet, weil er seinen Zweck nicht erreicht hat. Man fürchtet euch Pfalzgraf! weil ihr hell, wahr, und gerecht denkt. Die Lützelsteiner sind eure Freunde nicht, sie sind auch zugleich noch Feinde des Vaterlandes! — Sie streben nach Unabhängigkeit, weil ihnen der Vasall nicht schmeckt. Sie necken darum und reizen durch ein frevelvolles Betragen, um Ansehen bey dem Volk zu gewinnen, weil sie wissen, daß der alte Ludwig ungern das Schwerdt gegen sie zieht; und weil ihnen ihre Frevelthaten übersehen werden, so brüsten sie sich damit vor dem Volk und an fremden Höfen, um sie glauben zu machen, als wären sie mächtig genug, um der Pfalz die Spi-

ꝛe zu bieten. Sie nähren gern Neid und Haß gegen dieselbe, und ihr ununterbrochnes Bestreben ist, dem Pfälzischen Staat wegen seinem Wohlstand Feinde zu erwecken. Pfalzgraf! es ist kein gemeiner ränkevoller Plan, den ich in ihrem Haß gegen die Pfalz zu entdecken glaube. Sie wünschten Verwirrung, Uneinigkeit und Zwietracht zwischen Fürsten und Volk anzetteln zu können. Sie fürchten euer Genie, und weil ihr der zweyte Thronerbe seyd, so hassen sie euch auch zugleich, weil sie von euerm glänzenden Geist alles zu befahren haben.

Sie sehen mit Verdruß, daß euch das Volk liebt. Ob sie nun nicht versuchen werden, euch die Liebe des Volks durch den Mönch zu rauben? — Das Volk hat eine unendlich schwache Seite; verachtet daher um des Volks willen meine Rathschläge nicht: die Bösewichter säeten gern Zwietracht zwischen Ludwig III., dem Thronerben und euch — damit man euern Geist unterdrücken mögte, und euch vom Hofe ab gegen eine rauhere und unsichere Bestimmung abschickte. Der kaiserliche Hof hat ein Auge auf euch — die Lüzelsteiner sind von den Oestreichern geschüzt — ob sie nicht recht gefährliche Ränke gegen euch versuchen werden, und euer aufbrausendes Temperament, euere ungestüme Heftigkeit, eure nur zu

wahre und darum gefährliche Freymüthigkeit dazu zum Stichblatt wählen dürften? —

Steinach. Pfalzgraf, Kemnat ließt in der Zukunft, seine Berechnungen verdienen Beherzigung! —

Gemmingen. Wir bleiben noch eine Zeitlang im Hinterhalt, edler Pfalzgraf! Die Zeit wird schon kommen, wo auch unsre Kräfte euerm Willen werden angemessen seyn. —

Friedrich. O über die abscheuliche Welt! Jeder Athemzug darin ist von einer Sünde gegen die Wahrheit begleitet. Freunde! es ist schrecklich, sich so überall von Ungeheuern umgeben zu sehen und mit Ketten beladen zu seyn; kein freier Hauch — kein ofnes Gefühl — keine sichtbare Empfindung, kein hörbarer Laut, der der Natur angehören darf! — Ueberall Zwang und Feigheit, überall Gifte und nur schwache Gegengifte — das Gute fühlen müßen und es nicht wollen zu dürfen — Laster als verächtlich anzuerkennen, und — vor dem abscheulichen Vorurtheil — dieser niedrigen Schuzwehre des gebranntmarkten Lasters, welches die Menschheit allmählich aufreibt, demüthig noch die Knie zu beugen! — um weniger Schurken willen, alle seine Kräfte, seine bessern Gefühle — den heissen Thatendrang in sich verschließen zu müssen, und statt der Rol-

le des Wahrheitshelden die des Lügners zu wählen — an den Stufen des Throns zu stehen — vielleicht ihn selbst einmal zu besteigen, und sich ängstlich mit seiner Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe verbergen zu sollen, damit solche verächtliche Kreaturen den fürstlichen Scepter mir nicht aus der Hand winden?

Warum denn das Raub-Nest nicht zerstören, warum es noch bevölkern, nähren, schützen, und ihm neue Kräfte leihen? Warum den Skorpion streicheln — damit er nicht steche — warum ihn nicht erdrücken und in den Abgrund schleudern? Kemnat, Steinach, Gemmingen, Männer, Ritter, Helden — mit eurer und meiner Seele, mit euerm und meinem Feuer, mit eurer und meiner unbestechlichen Vaterlandsliebe — warum nicht die Ketten lösen, da man Freyheit und Kraft dazu hat, warum die Ketten noch peinlicher an sich schließen, sich davon erdrücken zu lassen — und nichts, gar nichts — mit der Wahrheit geheiligten Aegide als Helden und Männer für Befreyung und Menschenglück zu wagen? Immer und ewig so das arme Menschengeschlecht unter Jammer, Druck und Elend verwaysen zu sehen; nur Pein, nur Schmach, nur Verachtung zum schmählichen Looß zu kennen, und dennoch zu leben? Nein! ich will dieß Leben nicht länger tra-

gen — entweder wahr und frei, oder Vergessenheit und Tod! — Wie Cäsar sprach, als man ihm eine Leibwache anrieth: es ist besser einmal sterben, als immer in Furcht leben! — laßt uns weiter gehen — meine Brust ist so voll, meine Seele schwarz, mein Blut wird mich sonst erwürgen, denke ich länger dieß verfluchenswerthe Schicksal! —

Kemnat. Aber edler Pfalzgraf! eben dieser Cäsar war so klug, den Antonius den er verachtete, zu seinem Neben-Consul zu ernennen, um nur desto sichrer seine Macht und sein Ansehen zu gründen. Als ein kluger Kopf ergab er sich hier der Nothwendigkeit; und der Sieger bey Pharsalus und Munda fand die Klugheit eben so mächtig als ein Kriegsheer. — Cäsar verlor die Schlacht bey Dyrrhachium, da er den Pompeius einschließen, angreifen, und vernichten wollte, ohne seine Truppen gehörig mit Lebensmitteln versehen zu haben. Die Reuterey des Pompeius hatte schon alles niedergeworfen, und Caesar wäre beynahe selbst mit seiner ganzen Armee besiegt und gedemüthigt worden. Aber der große und kluge Feldherr bewieß gleich darauf bey Pharsalus, wie man durch Klugheit und durch einen feinangelegten Plan und nicht durch stürmischen Muth die Uebermacht niederwerfen kann! —

Pfalzgraf! der Regent — der Feldherr — der Staatsmann siegt durch Klugheit selbst über die überlegenste Macht; und welche Macht ist wohl schwieriger zu bekämpfen, und erfodert daher mehr Klugheit, als Aberglauben und Mönchs-Macht? — Greift den Koloß an, ohne daß ihr seinen Sturz vorbereitet habt, und ihr werdet entweder wie ein Knabe davon weggescheucht werden, oder ihr erliegt mit euern besten Kräften, und mit eurer Macht, womit ihr ihn hättet stürzen können! —

Ist es nun nicht Verbrechen gegen die Menschen, sich durch Unklugheit aufzuopfern — da man mit Klugheit und weiser Vorsicht der Menschheit hätte nützlich seyn können? In seinen eignen Schlingen muß man den Bösewicht fangen, wie sich der Mensch durch Jagdkünste der wildesten und unbändigsten Thiere bemächtigt. Will man den Aberglauben und die Mönchs-Macht stürzen, so ehre man die Menschheit und lege Hand an ihre Verbesserung. Bevor man die Menschheit nicht vernünftiger macht, kann das große Werk ihrer Erlösung aus dem Sklavenjoch des Aberglaubens nicht glücken. So lang die Menschen noch dem Popanz der Dummheit opfern, so lang hassen sie ihren Wohlthäter, der zu ihrem Glücke diese Undinge stürzen will. Man greife ihre Bedrücker und Despoten an, sie werden mit ihrem Blut für

sie kämpfen, weil sie nicht wissen, daß man ihnen wohl will. Darum Pfalzgraf! seyd vorsichtig und klug — bewerbt euch um die Liebe eurer Mitmenschen; schont das fromme Vorurtheil — untergrabt es, statt es anzugreifen, überseht die Laster der Priester und gewinnt edle Menschen, welche ein Herz haben für Recht und Gerechtigkeit, sucht Wohlstand zu verbreiten ohne die Menschen weichlich zu machen, dann wird euer Plan gedeihen; ihr werdet die Feinde der Menschheit endlich bändigen, ihre Pfeile unkräftig machen, ihren Arm lähmen, und die Sklaven entfesseln, ohne sie zu empören. — So muß der weise Regent, der der Wohlthäter seiner Nation werden will, das Vorurtheil bekämpfen, und den Gift des Boshaften unschädlich machen. Bis ihr dahin kommt, unterdrückt euern Unmuth und legt nur euern Plan an: benehmt euch klug bey eurem Vater — gegen den Churerben, und vereitelt durch weise Mäßigung und etwas weise Verstellung den Plan solcher eklen Bösewichter, die gewiß trachten werden euch verächtlich zu machen.

Friedrich. Wohl! aber Fehde mit den Lüzelsteinern!

Gemmingen. Fehde mit den Lüzelsteinern beym Sankt Georg, sie müßen gedemüthigt werden — niedergetreten ihr Hochmuth, daß sie be-

kennen müßen: der Tugend und der Ehre sey nur die Tapferkeit angehörig! —

Steinach. Die Lützelsteiner haben in Wien über alle Deutsche und Französische Ritter gesiegt, sie sind stolz und tapfer und kämpfen mit spitzen Lanzen — furchtbar schwingen sie ihr Schwerdt, unermüdet im Kampf brechen sie der Lanzen viele — stets Sieger.

Gemmingen. Der Deutsche Arm soll ihnen den unüberwindlichen Deutschen Ritter beweisen, oder ich krieche in eine Mönchskutte, und verberge mich in der dunkelsten Celle, damit der Tag meine Schaamröthe nicht gewahre! —

Kemnat. Nur noch Reife lieber Pfalzgraf! nur vollendete Kraft, und euer Kampfspiel wird auch auf Turnieren entscheiden. Euer Wille flammt auf euerm Angesicht, das Feuer eurer Augen blizt Trotz und Unmuth! Nur Geduld, Prinz! die Zeit wird kommen, wo ihr euch auch mit den Lützelsteinern messen dürft. — Sie sind die Vasallen eures Hauses — noch sündigen sie durch ihre Unbilden gegen das Vaterland nur gegen Ludwig III. Sie werden sich vielleicht auch weiter wagen; laßt sie darum nur immer kühner hervortreten: Ludwig der Thronerbe ist sanft und gut, sie versuchen ihn gewiß gegen euch zu gewinnen, und Ludwigs Benehmen wird und muß entscheiden. Er ist euer Bruder — er wird aber auch

euer Herr! Je mehr ihr seiner Liebe und Freundschaft versichert seyd, je fester könnt ihr stehen und aufmerken, um sie in ihrem eignen Netz zu fangen. Nur Geduld Prinz! —

Friedr. Bald muß es kommen Kemnat, oder ich zweifle, daß Ludwigs Sohn zu einem andern Loos, als zum unglücklichen Schwärmer für Menschenwohl bestimmt sey! — eilet also —

Sie giengen hierauf ihren Weg weiter, und kamen bald in Heidelberg an.

Friedrich, der noch immer über den traurigen Zustand seines Vaterlandes nachdachte und brütete, entwarf allerhand Plane denselbigen zu erleichtern. Er konnte den Auftritt mit dem Mönche und dem alten Reisigen nicht vergeßen. Wenn er sich der Thränen des Greises, der kämpfenden Unschuld Margarethens und an des Pfaffen schändlichen Anschlag auf die Ruhe des Reisigen und die Ehre der schuldlosen Dirne erinnerte, so deuchte es ihm Sünde, länger zu verweilen, und ruhig solchen Schandthaten zuzusehen. Sein heißes brünstiges Herz dürstete nur nach Thaten; retten, beglücken wollte er die Unschuld, zerstören, zernichten wollte er das Laster. — Seine Phantasie fand nur Glorie und Triumph in diesen kühnen Entwürfen, und mit seinem Herzen und dem Regenten - Sohn glaubte er den vermeintlichen Gespenstern seiner ängstlichen Lehrer trotzen

zu können. Darum fand er Kemnats Warnungen zwar vernünftig, aber sie schienen ihm zu feig — Kemnats sanftem Karakter anpassend, aber seiner raschen feurigen Gemüthsart unnatürlich.

Seine jungen Freunde, ein Wendel von Gemmingen — stimmten besser mit seinen Gefühlen überein. Der Rittergeist hauchte in ihrer Sprache; Ehre, Tugend, Unerschrockenheit, erhoben ihre Herzen, und erhöhten Friedrichs Grundsätze immer mehr zu dem Grad von Kühnheit, der zwar seine superiöre Geistesanlage auf das lieblichste schmückte, zugleich aber auch dem Neid und dem Argwohn gemeiner Seelen Raum und Nahrung gab.

Friedrich und seine Lieblinge übten sich täglich in den Waffen. Stolz sahen sie bey ihren Kampfspielen auf Steinach, und fragten: ob sich auch die Lüzelsteiner mit ihnen messen dürften. Dieß war denn eine Herzensfreude für den biedern Steinach; sahe er die blühenden feurigen Jünglinge kämpfen und von Ehre und Thatendurst begeistert nach einer Fertigkeit im Zweykampf ringen, die würklich schon manchem Ritter seine Lanze, und seinen Sattel gekostet haben würde.

Friedrich in einem solchen Enthusiasmus für Ehre und Ruhm, war oft schon auf dem Wege, nach seinem Vater zu gehen, und förmlich die Sache wegen dem Mönche und den Lüzelsteinern

in Anregung zu bringen. Begegnete er denn seinem Kemnat, weg war sein rascher Vorsatz, er kehrte wieder mit ihm zurück, und ergab sich dann aufs neue wieder den weisen Lehren seines vortreflichen Lehrers.

Allein; so wie eine mit elektrischer Materie geschwängerte Wolke lange drohet, aber bey der Annäherung einer andern Blitze wirft, und den erschütternden Donner zeugt; so lange ruhte auch des Pfalzgrafen lang verhaltner Unmuth über die Lützelsteiner und den Mönch.

Die Lützelsteiner kamen oft an Hof, vermieden aber jedesmal den Umgang mit dem Pfalzgrafen, und hielten sich zu dem Thronerben, behandelten auch wohl Friedrich mit Gleichgültigkeit, und sichtbarer Geringschätzung.

Friedrich war gewohnt — vom Volk, wie von dem edelsten Theile des Adels geehrt ja vergöttert zu werden. Er war ein edler stolzer Jüngling, so gut, menschlich und wohlwollend er auch war. — Es verdroß ihn daher, daß die Lützelsteiner am Hofe prunkten, mit ihren Turnieren prahlten und von ihren Mannen und Knappen — von ihren Gütern und Reichthümern im Ton des beleidigendsten Uebermuths sprachen, ja es oft wagten, von den sogenannten Gelehrten und Philosophen, worunter sie den Pfalzgrafen zählten, spottweise und verächtlich zu sprechen. — Ihr

hochstolzirender Wortschwall, beschrieb den eigentlichen Ritter nur mit Lanzen, Schwerdt und Panzer; helles gelehrtes Wissen galt in ihrer Sprache nur von der Weichlichkeit, und der redliche Muth des Regenten von einem feigen weibischem Wesen.

Ihr Aufzug war glänzend und der Pracht eines Fürsten gleich; darum mogte sie Ludwig leiden, und schien sie sogar zu ehren und vorzuziehen.

Es ärgerte Friedrich, daß man die Feinde des Vaterlandes so auszeichnete; es verdroß ihn sehr, daß es die Vasallen seines Vaters wagen wollten gegen einen Pfalzgraf schielend und gemein zu sprechen. — Er war demnach fest entschlossen, bey der nächsten Gelegenheit sie für ihr Wagestück zu züchtigen.

Einstens bei der Tafel, als man die Pocalen anstieß, und auf das Wohl des Durchlauchtigsten Lehnhofs dem Grafen Wilhelm von Lüzelstein zutrank, stieß Graf Jacob dem Pfalzgrafen auf das Wohl der Philosophen an. Friedrich fügte mit feuerfunkelnden Augen noch hinzu: zugleich auch auf die Vernichtung der Bösewichter... Die Grafen aufgewiegelt von Wein wurden beissend. — Friedrich vergaß den Pfalzgrafen und die Würde seiner Geisteshoheit nicht, aber nun hatte er Feld für seine Laune; seine Seele konzentrirte sich nun auf ihren Lieblingssaz, der Sache der Menschheit

und der Würde seines Vaterlandes endlich laut das Wort zu sprechen. Eben wollte Friedrich seinem vollen Herzen die Zügel schießen lassen als ein Blick von Kemnat dem seinigen begegnete. Kemnat bedeutete Friedrich mit den leichthingeworfenen Worten, welche einst ein Römer bey der Verschwörung gegen Caesar sagte: — Ein weiser Mann muß sich nicht um schlechter und unverständiger Leute willen, in Gefahr und Unruhe bringen. — Friedrich merkte die ihm nur citirte Stelle, und schwieg augenblicklich. Diese unmerkliche Veränderung war dem ganzen Hofe unbekannt geblieben; aber die Lüzelsteiner hatten aus dem drohenden unwilligen Gesichte des Pfalzgrafen gelesen, daß es ihnen hätte gelten sollen. Schon geiferten sie einige witzige Tiraden, als Pfalzgraf Friedrich sich sammelte, und nun in der Manier eines Gleichnißes sich seines Grolls entlud. — Zuerst machte er den ganzen Hof aufmerksam auf das was er sagen wollte. Es herrschte eine feierliche Stille; mit Wohlgefallen ruhten die Blicke der Damen auf dem liebenswürdigen Prinzen. Alle Grafen und Ritter waren gespannt, und der bärtige Ludwig horchte freundlich, was Friedrich vorbringen wolle.

Der Pfalzgraf fragte den Hof über ausgemachte und allgemein anerkannte Grundsätze der Moral und der Rittergesetze. Als man ihm diese

allgemein und laut zugestanden hatte, erzählte Friedrich ein Gleichniß, und heftete gleich darauf jene Geschichte mit dem Mönch und dem Reisigen an. Der ganze Hof bewieß seinen Abscheu — die Lützelsteiner knirschten mit den Zähnen und schwiegen.

Friedrich erndtete überall Beyfall und Lob ein; sein Vater äußerte ihm laut seine Zufriedenheit, und versprach ihm, seine ganze Macht anzuwenden, um seine Pfälzer gegen derley Meutereyen zu schützen.

Die Lützelsteiner sprachen auch kein Wort, sie kochten nur Rache und Haß. Nur zu klug vermieden sie den gegenwärtigen Augenblick um ihren Haß zu äußern, weil die allgemeine Stimme des Hofs sie verdammt haben würde. Allein ein weitausgestecktes Ziel öfnete sich plötzlich ihrem aufgebrachten Gemüthe, und damit begnügte sich ihr rachedürstendes Herz. Sie schwiegen für diesmal — Friedrich war mit diesem Sieg zufrieden und lenkte wieder ein.

Kemnat der weiter und tiefer sah, schüttelte den Kopf; die Grafen reiseten Abends nach ihren Besten ab, und beschloßen Tod und Rache gegen Friedrich in ihrem Herzen.

Friedrich frohlockte! Wie er glaubte seinen Vater allein zu treffen, so ging er zu demselben, um ihm nun jene haßenswürdige Geschichte mit allen ihren Ursachen und Beziehungen zu erzählen.

Allein er mußte sich für diesmal bescheiden, weil Ludwig eine Krankheit in der Nähe spürte, und schon würklich die ersten Regungen davon fühlte. — Laß es vorjetzt gut seyn mein Sohn, sprach Ludwig: wir wollen ein andermal davon sprechen.

Friedrich entfernte sich wieder. Er vermied aber Kemnat oder Steinach zu sehen, weil er Vorwürfe von ihnen erwartete. Er suchte daher nur die Gesellschaft seiner Lieblinge und des Churerben, der nach seiner sanften wohlwollenden Art sich gutmüthig und brüderlich gegen ihn benahm.

Ludwig war auch ein vorzüglicher Freund der Kampfspiele; beide Pfalzgrafen rangen daher mit ihren jungen Freunden, und die unbefangenste Unschuld beseelte ihre Ergötzlichkeiten.

Ludwig liebte seinen Bruder, und beneidete ihn nicht um seine glänzende Vorzüge; Friedrich fand Ludwig täglich liebenswürdiger und entschloß sich ganz seiner Achtung würdig zu machen.

An dem Hofe Ludwigs des Bärtigen befand sich damals auch eine Gräfin von Lützelstein, unter den Damen der Churfürstin Mechtilde. Sie war eine Schwester jener Grafen, fein und verschlagen — aber von unendlich zarter gefälliger Gemüthsart. — Ihr Körperbau war majestä-

tisch — ihr Wuchs so schlank wie eine junge Tanne; braunes Haar floß zierlich gelockt um ihren Nacken; ein helles blaues Auge schimmerte süße Schwermuth — und ein verzehrendes Schmachten schwamm auf ihren liebreizenden Gesichtszügen, womit sie unwiderstehlich die Blicke der Jünglinge beschäftigte. Ihr ganzes Wesen schien in der weichsten Form der Liebe gebildet zu seyn. Reif zu jedem Genuß schwelgten ihre kreuzenden Blicke auf den vollen blühenden Rittern — und dennoch schien sie keinen erhören zu wollen. — Als wären die Klagen unerhörter Liebe für sie der höchste Freudengenuß, so lechzte ihre empfindliche Seele nur nach diesen Liebesopfern, und machte glauben, als verschmähte sie der Liebe höchste und vollkommenste Seligkeit.

Wenn sie so trüb und schwermüthig ihre volle herrliche Figür dahin trug, so starrten die Augen aller Ritter auf sie, und war sie ihren Augen entschlüpft, so murmelte man sich untereinander die von ihr selbst erdichtete und verbreitete Sage ins Ohr: — Sie traure um den schönsten und tapfersten Ritter, der ihr Liebe geschworen, und sein Gelübde um einer Buhldirne willen gebrochen habe. In jedem Herzen ertönte hierauf der leise Wunsch nach ihr, und jede Brust erbebte von dem erschütternden Gedanken, könntest du einer solchen Dame wohl untreu werden?

Die

Die unschuldigen Jünglinge verstanden noch nichts von den Weiberränken, und hielten diese künstlichen Heucheleyen für das untrügliche Gepräge der Wahrheit. — Es war der jungen Gräfin leicht, mit der Macht ihrer Reize — Jünglinge — die nur für Ehre, Waffengeklirre und Ahnen-Ruhm ihre Seelen anstrengten, zu täuschen, allein dem sorgsamen Späherblick Kemnats entgieng ihr feinangelegter und tief versteckter Plan nicht.

Friedrich war der schönste und vollkommenste Jüngling seiner Zeit. Auf seinem vollen und starknervigten Körper bewegte sich in unnachahmlicher Schönheit und in unwiderstehlicher Grazie ein goldgelockter Antinouskopf: Eine Vollkommenheit schien die andre statt zu erheben — zu übertreffen — ein Zug war in den andern auf das lieblichste verschmolzen — das Ganze eine unübertrefliche Harmonie, daß man wie in dem Meistergebilde eines großen plastischen Künstlers immer neue Schönheiten entdeckte, je länger man ihn ansah. Sein geistreiches Auge strahlte Hoheit der Seele, auf seiner Stirne las man den Ausdruck seines thätigen Geistes, und auf seinen übrigen Gesichtszügen schimmerte die genialische Heiterkeit seines freyen unbefangnen Herzens. Wenn er sprach, so rührte er, und nahm schon durch den liebenswürdigen Wohlklang seiner Stimme für

sich ein. Er wußte mit Energie und Stärke zu reden, da der Geist der großen Römer und Griechen in seiner Gedankenfülle hauchte. Sein heftiges leidenschaftliches Wesen, statt daß es ihn verfinstert und verunstaltet hätte, wie es der Fall bey gemeinen und unedeln Seelen ist, zierte ihn unendlich, und gab ihm eine Liebenswürdigkeit mehr, da er in jeder Bewegung Leben, Wahrheit, und natürliches Gefühl, zu äußern verstand.

Sollte dieser Friedrich dem weiblichen Geschlecht gleichgültig geblieben seyn?

Eleonore von Lützelstein war von ihm entzückt, und Friedrich war die Ursache ihrer Schwermuth. — Friedrichs Bild schwebte vor ihren Augen, wenn sie düster und trüb nach dem dunklen Gebüsch schlich, um dorten mit seinem Phantasienbild allein zu seyn; und sich in diesem Götter-Sohn zu entzücken.

Eleonore war schon als Mädchen nach dem reizenden und liebenswürdigen Prinzen lüstern; und als eine der feinsten ihres Geschlechts mußte ihr die Feindschaft ihrer Brüder gegen den Pfalzgrafen als ein nicht unwichtiges Verhältniß erscheinen, nun auch aus Staatsmaxime nach seinem Besiz zu streben.

Durch seinen Besitz, wähnte sie es dahin zu bringen, die Sache ihrer Brüder, für die sie wegen Friedrich fürchtete, zu schlichten, und ihnen

vielleicht noch durch den Prinzen zur Unabhän-
gigkeit zu verhelfen. Auch deuchte es ihr Seelig-
keit, in den Armen des holden Fürsten-Sohnes
der Liebe zu genießen, so wie es ihrem Stolz
schmeicheln mußte, die Gemahlinn Friedrichs des
Pfalzgrafen zu heißen.

Kemnat beobachtete sie daher, und spürte ih-
rem Benehmen auf allen Tritten nach.

Eleonorens süßeste Blicke kreuzten unwill-
kührlich auf dem Pfalzgrafen; sie sagte ihm
tausend Verbindlichkeiten, wenn sie mit ihm sprach,
jedoch schien es, als sagte sie dieß alles unabsichtlich:
sie wußte auf die feinste seiner Bewegungen zu
merken, und mit ihren lieblichen Schmeicheleien
einzulenken, wenn sie glaubte, er dürfte darin et-
was absichtliches auch nur von Ferne vermuthen.
Durch ihre stille Schwermuth wußte sie ihn sanf-
ter zu stimmen; ihr Auge war feucht von dem le-
bendigen Feuer der Liebe, das in ihren Blicken
schmachtete! Sie schien ganz Natur, da sie ihre
Künsteleyen dem unbefangenen Jüngling mit der
schuldlosesten und entzückendsten Naivetät zu ver-
bergen im Stande war.

Sie sprach nie von Liebe, und doch hauchte
jedes Wort, das sie sprach, jede Miene, jede
Gebährde — die feurigste — die unwidersteh-
lichste Liebe. — Sie kannte Friedrichs warmes
Herz für die Menschen, und seinen Enthusiasmus

für die Veredlung und Beglückung der Menschheit. — Als wären ihr alle diese Grundsätze eigen — als nährte ihr Herz nur solche Empfindungen, als wären diese ihre seeligsten und erhabensten Gefühle — die für die Menschheit — für ihre Leiden — für ihr Wohl — mit einer solchen geheuchelten Eigenthümlichkeit eines ihr doch ganz fremden Karakters, wußte sie Friedrich zu interessiren, und mit solchen Reden und Gesprächen endlich in ihm Liebe zu erregen. — Da sie Meisterin in der Kunst war, auch bis auf die feinsten Spuren jede ihr fremdartige Idee zu verleugnen, und den glänzenden Gehalt ihres neuen Karakters zu behaupten, so kam ihr die dem schönen Geschlecht damals eigne Unwissenheit sehr zu statten, welche sie bey den außerordentlichen Vorzügen ihres Geistes so unnachahmlich zu behaupten wußte, daß man ihr schlaues ränkevolles Benehmen für das Werk eines vollendeten weiblichen guten Herzens halten mußte.

Friedrich war von ihren Reizen und von ihren Vorzügen begeistert; Friedrich war bisher mit dem weiblichen Geschlecht gänzlich unbekannt geblieben: außer dem, was ihm seine Lehrer von den Tugenden und Lastern der Weiber des Alterthums erzählt hatten, kannte er wenig bestimmtes von denselben.

Er liebte seine Mutter; übersah aber den ganzen weiblichen Hof, weil ihm das damalige Kostume des weiblichen Geschlechts, ihr affektirtes, fratzenartiges und abgeschmacktes Wesen anekelte. Seine Seele hatte nur Sinn für Männerhoheit; sein Herz nährte nur die starken kräftigen und männlichen Empfindungen für Ehre, Tapferkeit und Ruhm: noch kannte er die zartern und weichern Gefühle der Liebe nicht; seine Lehrer suchten ihn auch dafür zu bewahren. Allein plötzlich war die Natur der Kunst vorgesprungen; ehe es sich Kemnat versahe, fand er seinen Pfalzgrafen schon in einer ihm unerwarteten ernstern Stimmung für die Liebe, so, daß er seinen Eifer verdoppeln mußte, um den Jüngling auf dem halben Weg noch zu erhaschen; denn er kannte die feurige Lebhaftigkeit, und die glühende Leidenschaftlichkeit des Prinzen, womit er jeder neuen Empfindung anhing, sie umfaßte, und sich ganz ihrer Gewalt überließ.

Als ein Kenner des menschlichen Herzens — geprüft und erfahren in der Geschichte großer Männer, war es ihm bekannt, daß auch die größten Köpfe mit all ihrer Philosophie das unwürdige Joch dieser Leidenschaft trugen, und daß nur wenige den rühmlichen Weg der Mäßigung betreten hatten. Er vermuthete daher mit Recht, daß Eleonorens Reize und schlaue Ränke den Jüngling fesseln, und daß seine Leidenschaft in einer solchen

Nähe von Zauber-Macht die warnende Stimme der Weisheit verachten würde.

Eleonorens Plan wäre wahrscheinlich gelungen, allein Kemnats tiefforschender Geist wußte aus dem Hauptbestandtheil ihres Plans der dem Pfalzgrafen noch gänzlich unbekannt war, das ächte würksame Gegengift für Friedrichs Leidenschaft zu finden. Kemnat versuchte zum öftern den Pfalzgrafen darüber zu sprechen; allein Friedrich, der immer Vorwürfe befürchtete, wich ihm jedesmal aus. Der edle Mann sah mit Verdruß, wie der hofnungsvolle Prinz an den Ketten dieser Leidenschaft von seiner Seite weggezogen wurde: er weinte bittre Thränen, dachte er daran, daß die schlaue ränkevolle Eleonore sein gutes Herz mißbrauchen, ihm schädliche Grundsätze, und vielleicht Verdacht und Kälte gegen seine Lehrer einflößen würde! — Würklich lag es in ihrem Plan, den Pfalzgrafen an sich und in den Zirkel von Mechtilde und ihrer Frauen zu ziehen. Allein dahin konnte sich Friedrichs Seele nicht schmiegen; was ihn einmal anekelte dafür fand er nie Reiz. — Aber gern wandelte er mit ihr in dem stillen schauerlich-schönen Gebürg herum. Eleonore wußte mit ihren süßen Empfindeleien sein Herz zu heben, und Friedrichs Einbildungskraft riß sich dann los und schwärmte in den Bildern der Zukunft, welche

ihm die schlaue Eleonore in dem liebenswürdigsten Kolorit vorzauberte.

Es verfloßen mehrere Tage — Friedrich schien Kemnat vergessen zu haben. Kemnat entschloßen den Pfalzgrafen aufzusuchen, und ihn, es koste was es wollte, zu sprechen, wandelte nach den Lieblings-Parthien seines geliebten Prinzen zu, und sahe Friedrich mit Eleonoren auf der Stelle, wo er vor einigen Jahren so begeistert zu dem Pfalzgrafen sprach, die Entzückungen der Liebe äußern, und — gieng schweigend vorüber. Kemnat sah noch im Vorübergehen, daß Friedrich heftig bewegt von seinem Anblick die Augen niederschlug, und wahrscheinlich sich von jener denkwürdigen Szene aus, an seine jetzige Veränderung erinnerte, und in dem Spiegel jener erhabnen Vergangenheit den tiefbeschämenden Abstand seines jetzigen Verhältnißes müße empfunden und wahrgenommen haben. — Es war auch würklich so! — Friedrich fühlte auf einmal den Schauer jener Szene in all ihrer rührenden Größe wieder; stumm und traurig sah er Kemnat nach — und wie von einer höhern Macht erschüttert, riß er Eleonoren mit sich nach dem Schloß fort, und eilte gleich darauf, seinen Freund und Lehrer aufzusuchen. Er fand ihn nicht. Er eilte zu Steinach, hier fand er denn seinen **Kemnat**, **Gemmingen** und mehrere seiner vertrautesten Lieblinge.

Aufgewiegelt und verstört trat er in das Zimmer, ein rührendes Bild der noch unverführten Unschuld, und der unverstelltesten natürlichsten Liebe zu seinen Lehrern. Ergriffen vom Gefühl ihrer erhabenen Grundsätze, seiner sie betrübenden Entfernung von ihnen und ihrer unwiderruflichen Mißbilligung beugte er seine Augen zur Erde, und harrte sprachloß auf Kemnats Anrede.

Kemnat. Wir glaubten euch noch in Eleonorens Armen, Pfalzgraf! welchem günstigen Geschicke haben wir eure uns unerwartete Gegenwart zu danken?

Friedr. Dem Herzen eures Friedrichs, theurer Kemnat! das für Freundschaft und Ehre noch eben so warm schlägt als ehemals — und das, statt gegen diese erhabene Namen gleichgültig zu werden, durch die Liebe nur um desto weicher und herzlicher für die Angelegenheiten der Freundschaft gestimmt wurde.

Kemnat. Ihr liebt also würklich, mein Prinz?

Friedr. Lernt Eleonore von Lützelstein kennen, mustert ihre Reize, blickt in ihr Herz — und dann will ich euch fragen, ob ihr noch fragen könnt?

Kemnat. Und dieser Liebe haben wir eure plötzliche Erscheinung im Kreise der Freundschaft zu danken? —

Friedr. Nun ja doch! ich genoß glückliche Augenblicke an Eleonorens Seite — Ich fühlte mich überirrdisch glücklich in den mächtigen beseelgenden Empfindungen der Liebe: da sah ich euch einsam und traurig dahin wandeln; Friedrich, der euch liebt, konnte nun keinen Augenblick mehr rasten — er mußte hierher eilen, um euren Kummer zu erfahren — Theil daran zu nehmen — oder ihn lindern zu helfen! —

Kemnat. Und Friedrich will diesen Kummer erst noch erfahren? sein eignes Herz sagt ihm dabey nichts? Ist euch Kemnat so fremd geworden, seitdem euch die Liebe beherrscht? —

Friedr. Kemnat, ich habe noch keinen Augenblick aufgehört, euch als meinen Freund und Lehrer zu lieben: alles was ich bin, was ich weiß, was ich fühle — beßer fühle als ein andrer, verdanke ich ja eurer Weisheit, und ihr solltet mir fremd geworden seyn, ihr könntet nur noch einen Augenblick mit diesem Vorwurf mein Herz betrüben?

Kemnat. Euer Herz Prinz! ist wahr und gut: Kemnat ist euch nicht gleichgültig — dafür kenne ich euer Herz zu gut; und dieß Herz ist mir Bürge dafür, daß Friedrich auch in seinen größten Verirrungen mich nicht vergessen wird. O! ich sahe wohl eure Blicke sinken, als mein fester Blick euch tief in die Seele drang, und die süßen Erin-

nerungen der Vergangenheit in euch wieder auf-
weckte! —

Friedr. Es ist wahr mir wurde seltsam zu
Muthe, euer Anblick hatte mich plötzlich anders
gestimmt, so gestimmt, daß ich mir es nicht zu
erklären vermag.

Kemnat. Tausend Dank dafür, theurer
Pfalzgraf! Wohl — seyd ihr jeder Mühe, jedes
Kummers, jeder väterlichen Sorge werth! —
ich bin unendlich gerührt und zugleich belohnt von
euerm freien edlen Geständniß. — Ihr sagt,
daß ihr es euch nicht erklären könnt — warum
mein Anblick eure Blicke niederschlug, und euer
Entzücken hemmte? —

Friedr. Doch Kemnat; doch! eben jetzt
fällt es mir ein: ich fühlte in diesem Augenblick,
daß ich schon mehrere Tage eures Umgangs nicht
genoß! —

Kemnat. Würklich? — und das konntet
ihr in dem Rausch der Liebe empfinden? Von Eleo-
norens Reizen bezaubert — erfüllt und hingerissen
von den süßen Schmeicheleyen der Liebe, konnte
der heftige Friedrich einem Gedanken an Kemnat
Raum geben?

Friedr. Seltsam! ich liebe — ich genieße
Vergnügen in dem Umgang mit der reizenden Grä-
fin: aber Kemnat, darum bin ich doch noch empfäng-
lich für die höhern Beschäftigungen der Wissen-

schaften, darum sehnt sich meine Brust doch immer noch mit eben dem Feuer nach Weisheit und euren köstlichen Lehren! —

Kemnat. Die Hand aufs Herz — Pfalzgraf! — eure Liebe ist schon Leidenschaft, heiße heftige Begierde — und eine Leidenschaft wie die Liebe verschlingt mit Heißhunger die ganze Thatkraft des Menschen. In diesem Augenblick hat nichts höhern Werth für Euch als die Liebe. Eine ernste Gemüthsregung trieb euch jetzt zu uns: Euer Schutzengel, die verscheuchte Weisheit, hielt euch das glänzende Gemälde des freien und unbefangenen Prinzen vor — eben dieser Schutzengel hat euch hierher geleitet — ihr hört und wollt hören was wir reden! — es kann eure Aufmerksamkeit einige Augenblicke beschäftigen — ihr werdet sogar das Wahre unsers Urtheils eingestehen, ihr versprecht auch wohl eure Empfindungen mit unserm Urtheil zu vereinigen — euer Herz hebt sich gegen das unsrige, — aber (ergreift seine Hand) so süß der Ton der Freundschaft euern Ohren klingt — so klingt euch doch die Burg-Glocke süßer die euch an Eleonorens Seite ruft — heißer und heftiger schlägt euer Herz, hört ihr das Getöne der Abendvögel, hört ihr Eleonorens Zauberstimme, die euch in die düstre Laube einladt, um an ihrer Brust begeistert von der nächtlichen Stille und dem Ausdruck der lie-

benden und um euch lebenden Schöpfung die süßen wollüstigen Gefühle schwärmerischer Liebe zu genießen? — Ihr dürft es vor euern Freunden gestehen — habe ich in euerm Herzen richtig gelesen?

Friedr. Einigermaßen: eure Beobachtungen sind ja auf Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet; auch glaube ich, daß man eurer Umschreibung den Zustand aller Liebenden anpassen könnte! aber lieber Kemnat! daß ich nicht heuchle — ich vermied euch wirklich, weil ihr auch die unwiderstehlichsten und natürlichsten Triebe der Natur tadelt: kann ich anders, als es mir die Natur befiehlt?

Kemnat. Diese Sprache ziemt dem Jüngling — aber nicht Friedrich dem weisen Jüngling! —

Friedr. Kemnat, wenn Liebe Thorheit ist, so ist das was man Weisheit nennt, die sauerste, frostigste und ekelhafteste Thorheit. Wofür hat die Natur dem Weib diese zaubrische Reize gegeben — wofür legte die schöpfrische Kraft in den weiblichen Busen diese magische — ja ich möchte sagen — diese despotische Macht, daß die ganze menschliche Schöpfung dem Weibe huldigen muß? warum gab sie mir Augen diese Reize zu sehen — warum gab sie mir ein Herz, alle diese Gefühle in einem Brennpunkt zu vereinigen, und warum

diesem Herzen die Schwäche — oder wie soll ich es nennen, diese unveräußerliche Anlage, den heissesten und heftigsten seiner Gefühle an- und nachzuhängen? —

Kemnat. Prinz! ich erkenne die Macht der Liebe — denn ihre Natur ist alles umfassend: Noch soll das Geschöpf geboren werden, das nicht von der Gewalt der Liebe beseelt wurde; bis zum Ungeheuer und Auswurf der Menschheit herab bleiben dem Menschenforscher noch Spuren davon übrig, und die schwärzeste Hand der Bosheit kann sie nie ganz vertilgen. — Daß die menschliche Natur Liebe athmet — verherrlicht die Güte des Schöpfers; daß die menschliche Natur nur durch Liebe glücklich wird, erhöhet ihre Würde und bezeichnet ihr göttliches Ziel! — daß aber die im Menschen wohnende höhere Götterkraft diese ursprüngliche Liebe der Natur allein sanft — menschlich, wohlthuend und beglückend zu schaffen vermag — dieß ist ein eigenthümlicher Vorzug der Menschheit, der geadelten freyen Menschheit, und nur dieser Calcül bestimmt den Beruf zur moralischen Würde, und zur Vervollkommnung des Menschen. — Jenen sanfterwärmenden durch die Vernunft gereinigten und gerechtfertigten Gefühlen der Liebe dürfen wir anhängen, sie in ihrer ganzen vollen Seeligkeit genießen, und ihrer beglückenden Macht gehorchen. —

Friedr. Und nun Kemnat! ich folge diesen Trieben meiner Natur, weil mir meine Vernunft sagt, daß sie meiner Natur eigenthümlich und unveräußerlich wären. Unwillkührlich wurde mein Herz davon fortgerissen! — Eleonore ist ein sanftes liebenswürdiges Wesen — Mein Herz ist mit dem ihrigen gleichgestimmt, gleiche Gefühle, ähnliche Grundsätze — ähnliche Empfindungen mit mir, scheint sie für mich geschaffen zu seyn. Warum findet ihr nun daran etwas Tadelnswerthes, wenn ich der Uebermacht meiner eignen natürlichen Gefühle unterliegen muß?

Kemnat. Unterliegen muß? Pfalzgraf Friedrich — muß? und darum hätte euch die Natur so herrlich und so gütig vor tausenden eurer Brüder ausgezeichnet — darum euch zum Fürsten-Sohn und zu einem künftigen Weisen erhoben — daß ihr nun als Weichling — als Besiegter die Sprache der Feigheit ich muß führen solltet? —

Friedr. Wer hat je die Natur besiegt?

Kemnat. Männer und Helden, mein Prinz!

Friedr. Wenn augenblickliche Selbstverleugnung seiner selbst so genannt werden darf, so dürfen sie wohl Helden über die Natur genannt werden. Kemnat — es sind Grillen — schweigt mir davon: ich bin gebohren — weil die Natur will — ich muß lieben, weil das Feuer der Liebe

mein Herz verzehren würde, wollte ich mich gegen die Natur meines Herzes empören! —

Kemnat. Nur leidenschaftliche Liebe verzehrt das Herz — schwächt den Mann und erniedrigt ihn zum Sklaven, und diese Liebe muß der Mann mäßigen, bekämpfen — er vermag's, es liegt in seinem Vermögen, durch Weisheit seine Leidenschaften zu bändigen.

Friedr. Wenn aber mein ganzes Wesen unwillkührlich davon erfüllt ist — wenn diese gänzliche Veränderung meiner Empfindbarkeit das Werk der unaufhaltbaren Plötzlichkeit, ähnlich einer unvermutheten Erscheinung ist; wenn ich nur sie sehe, nur sie höre, wenn ihr Geist mich überall umschwebt, ihr Bild in alle meine Gedanken wie hineingewebt erscheint: warum soll ich denn nun kämpfen, da ich im Voraus schon sehe, daß ich der Allgewalt der Natur unterliegen werde, warum nicht athmen, da ich weiß, daß alsdann mein Leben aufhört? — und ist nicht auch in der Liebe die despotische Gewalt der Natur sichtbar, da ich lieben muß ohne meinen Willen, weil mein moralisches Leben ohne dieselbe nun nicht mehr bestehen kann? —

Kemnat. Pfalzgraf! dieß ist die Karakteristik der leidenschaftlichen Liebe, und diese kann, soll und muß der Mensch, vorzüglich aber der Fürsten-Sohn durch Weisheit zur sanfterwärmenden



Liebe herabstimmen und mäßigen. Antwortet mir aufrichtig, Prinz — um alle eure Zweifel zu heben! — nicht wahr es ist euch wonnig ums Herz, wenn ihr bey Eleonoren seyd? —

Friedr. Ja! —

Kemnat. Ihr fühlt Leere, Mißmuth, wenn ihr lange von ihr entfernt seyd? —

Friedr. So ist's! —

Kemnat. Eure süßesten Freuden sind die Gedanken an sie, die Vorstellungen von ihr, und wenn ihr euch mit etwas anders als mit diesen Vorstellungen beschäftigt, so wandelt euch Kälte, Ueberdruß, und —

Friedr. Es deucht mich, daß es so wäre! —

Kemn. Ihr wünscht gern alles so wie vorher thun zu können, aber es hat keinen Reiz mehr für euch, so wie ehemals — die Liebe nimmt alle eure Kräfte — eure Thätigkeit in Anspruch, und es däucht euch, als hättet ihr das Vermögen zu andern Unternehmungen verlohren?

Friedr. Ihr habt also auch geliebt, daß ihr den Zustand des Liebenden so treffend und in allen Zügen zu zeichnen versteht?

Kemn. Welcher Mensch stand in seinem Leben nicht einmal auf diesem Scheideweg? aber die Hand der Erfahrung und die Stimme der Weisheit leiten den Folgsamen, und lehren seine Ruhe und das Glück der wahren Liebe finden. Prinz! eure

eure Liebe zu Eleonoren ist nicht das Werk der freyen unbefangenen Natur geblieben; Phantasie und Buhlkünste haben euer heftigfühlendes Herz mit überspannten Gefühlen gefesselt; die Vernunft hat ihr Stimmrecht verlohren, und eure Phantasie hat die Oberherrschaft gewonnen. Leidenschaft stürmt in euerm Busen — flammt in euerm Auge, zittert in euern Gliedern, und diese Liebe, Prinz! ist eine Feindin der Weisheit, eine Feindin des reinen Menschenglücks! — — nennt ihr den Zustand des Zornigen einen glücklichen?

Friedr. Nein!

Kemnat. Aus welchen Gründen?

Friedr. Weil diese Leidenschaft Friede und Ruhe aus seinem Herzen peitscht, und Verdruß und bittre Gefühle der Unzufriedenheit an deren Stelle zurückläßt! —

Kemnat. Ist euer Herz ruhiger und glücklicher bey seinen Bekümmernißen und Beängstigungen, die die Liebe zu Eleonoren in euch erzeugt, als ehemals, wo Liebe zu den Menschen, und zu den Wissenschaften euch beseelte?

Friedr. Ich bin nicht so ruhig; meine Reife war vielleicht noch nicht gekommen, ein Zeitpunkt, in dessen Gefolge die Liebe ist: —

Kemnat. Nein euer Herz wurde damals noch von keiner heftigen Leidenschaft bestürmt: es war unvermeidlich, daß auch ihr an diesen Schei-

deweg gekommen seyd; aber ist nicht der Zustand der Ruhe auch zugleich der Zustand des Glücks?

Friedr. Der Seelenruhe? unbezweifelt; —

Kemnat. Nun Prinz! steht nicht diese Ruhe und diese Liebe mit einander im Widerspruch? Ihr könntet nach einem Gut trachten, das euch unglücklich macht, einen Zustand für seelig halten der mit Gram, Kummer und Sorgen gepaart ist? Prinz der leidenschaftliche Mensch ist ein gefährlicher und unglücklicher Mensch; er lebt und handelt ohne Grundsätze, er hat kein Ziel, nach dem er hinarbeitet, keinen Standpunkt, von dem er ausgeht, keine Kraft, keinen Willen; — die Liebe — die Beseeligerin und Beglückerin unsers Lebens wird als Leidenschaft die Peinigerin und Quälerin unsers Lebens — ja die Urquelle von allen unsern Leiden. Die Macht dieser Leidenschaft ist unermeßlich — sie behandelt ihren Sklaven mit despotischer Willkühr, und zerknickt jeden gesunden Keim der Thätigkeit in ihm. Wie die Ebbe und Fluth auf dem Meer abwechseln, so wechseln Freuden, Leiden, Sorgen, Bekümmernisse mit einander ab.

Friedr. Ist dieß aber nicht leider das Schicksal eines jeden einzelnen Menschen in der Welt? —

Kemnat. Nein Prinz; nur derer, die von leidenschaftlicher Liebe herumgewogt werden. Wer

Herr seiner Gefühle ist, wer sich nicht mit ganzer Seele an einen Gegenstand bindet, wer mit allen Kräften und Anlagen zugleich wuchert und arbeitet — wessen Urtheil den Zusammenhang seiner Empfindungen bindet oder löst — wer Extreme vermeidet, und nur nach dem Maaßstab der Weisheit berechnet, der kann nicht gebeugt werden, er wird das Angenehme und Unangenehme zwar in sich abwechseln fühlen, aber nicht so allgewaltig daß die Spuren dieser Empfindungen sichtbar blieben; seine Weisheit weiß sie schnell zu vertilgen und der Zustand seiner Ruhe bleibt ungefährdet, weil kein rascher plötzlicher Uebergang statt haben kann.

Friedr. Der Mensch muß noch gebohren werden, Kemnat! der dies Ebenmaaß von Grundsätzen — diese Weisheit der Mäßigung, und diese Harmonie der Gefühle besitzt! —

Kemnat. Habt ihr den Karakter des Aristides schon überdacht?

Friedr. Aristides weise Mäßigung galt meistens den politischen Grundsätzen seiner Zeit, und — überhaupt Kemnat, wie viel entscheidet die natürliche und eigenthümliche Lage der menschlichen Sinnlichkeit, und die Sphäre worin er lebt? —

Kemnat. Wenn es ein Mensch vermag, so ist die Möglichkeit entschieden: Wer den Sporn des Ehrgeizes nicht kennt und fühlt, nach dem

höchsten Ziel menschlicher Würde zu ringen, der verdient auch den Namen Mensch und Weiser nicht. Pfalzgraf! — warum sind die Wollüstlinge meistens Despoten und ungerecht? weil Leidenschaftlichkeit, Willkühr, Unbeständigkeit, Rachsucht und Bosheit im Gefolge der Wollust sind. Der Mensch, der auch nur von einer Leidenschaft beherrscht wird, ist auch zugleich die Beute und das Spiel aller übrigen. Leidenschaftliche Liebe ist die Mutter der Wollust: das menschliche Herz kann sich nicht theilen, es gehört entweder der Schwäche, oder der Stärke, der Mäßigung, oder der Leidenschaftlichkeit an. — Hängt es sich leidenschaftlich an ein vermeintes Gut, so folgt es jedem Irrlicht, das auf dem labyrinthischen Weg seiner Gefühle es zu seiner allmähligen Verschlimmerung verleitet. Allmählich heftiger schlüpft es unmerklich in seine Feßeln, und aus diesen vermag die ganze Macht der Weisheit es nicht mehr zu erlösen. Denn nun greift die eine Leidenschaft in die übrigen alle, mehrere Quellen vereinigen sich nun mit einander, und endlich bilden diese vereinigten Quellen einen unaufhaltbaren Strom, der sich reißend über das ganze Leben ergießt, und alle seine moralischen Kräfte theils tödtet theils verschlimmert.

Friedr. Nur schlechte Menschenherzen, die nie einen Funken moralischer Güte hauchten, können von der Liebe so gemißbraucht werden.

Kemnat. Pfalzgraf! Auch die beßten Menschen mit den edelsten Herzen; leset die Geschichte: Ihr Kampf währet länger — auch noch eine Zeitlang im Sklavenzustande äußern sich Spuren ihres ehemals guten Herzens: sind sie aber endlich gänzlich ihrer Leidenschaft geopfert — so reihen sie sich an die Zahl andrer schlechten Menschen — und das Urtheil der Menschheit setzt dann diese mit jenen in eine Klasse.

Friedr. Mein Herz soll unter der Herrschaft der Liebe nichts an Güte und Wohlwollen einbüßen, ich hoffe nur noch edler, nützlicher und wichtiger durch sie zu werden! —

Kemnat. Ja — wenn die Vernunft die Wahl euers Herzens rechtfertigt, und eurer Liebe das Leidenschaftliche benommen hat. Pfalzgraf — in einer Stimmung, wie die eurige bisher war, habt ihr schon die Macht dieser Leidenschaft empfunden, erfahren, und geäußert. Bis jezt seyd ihr nur noch Schwärmer gewesen, glaubt ihr aber auch, daß es nur noch sehr wenige Schritte giebt, die der Schwärmer zum Wollüstling zu thun hat? Prinz — der bürgerliche Mensch schändet durch Leidenschaft und Wollust die Menschheit, entehrt seinen Werth, und schadet der

menschlichen Gesellschaft. Man nennt ihn mit Abscheu und Verachtung, ja das Gesez und die Religion strafen seine Verbrechen. Aber der fürstliche Mensch — der Herrscher und Gesetzgeber seiner Nation, der Erste im Staat — der entehrt sich nicht nur durch Wollust, er stürzt auch seine Nation in Laster und Verderben — und wird der Fluch und der Abscheu des Menschengeschlechts, so wie ihn die Nachwelt mit Abscheu nennt. — Pfalzgraf! wenn der Regent, der Gesezgeber die Gesetze mit Füßen tritt, was soll und wird das Volk thun? Wenn Ehre, Tugend, Sittlichkeit und Mäßigung dem Gesetzgeber nicht heilig sind, was kann man vom rohen ungebildeten Haufen erwarten? Der Unterthan richtet sich nach der Handlungsweise seines Fürsten, er verfällt in dessen Laster, verachtet Sittlichkeit und Ordnung, weil er sie von seinem Fürsten nicht schätzen sieht, und verlacht die Drohungen des Gesetzes, weil der Gesetzgeber, der Erste Mensch im Staate, die Gesetze nicht ehrt, und sich über dieselben hinaussetzt! —

Die Wollust der Fürsten ist das fruchtbare Saamenkorn der Empörung und des Verfalls der Staaten und der Nationen. Unter der Regentschaft eines leidenschaftlichen oder wollüstigen Fürsten, verliert der Staat seine physische und moralische Eigenheiten, seine Kraft, seine Consi-

stenz, seinen innern und äußern Wohlstand. Wie wenn der Brand in den Eingeweiden wüthet — allmähliche Erschlaffung und endlich der Tod folgt; so verzehrt auch die Wollust einen Staat, untergräbt seine Kräfte, und seinen Wohlstand: aufgelöst in den Zustand einer völligen Entkräftung und Abspannung, unfähig länger noch seine Gestalt und äußere Form zu behaupten, da alle Kanäle und Verbindungen in Unordnung sich befinden, wird er die Beute des Siegers, oder der blutige Schauplatz einer gänzlichen Umwälzung und Umkehrung. — Wo nicht Energie, Thatkraft, entschloßner Wille, feste Tugend und Ehrliebe vom Thron aus auf den Geist des Unterthanen wirken, und das Ganze dafür empfänglich machen, wo im Gegentheil Müßiggang, Dummheit und Wollust vom Fürsten aus Pestartig auf den Staat sich ausbreiten, da wird man ein Land von Wollüstlingen, Sklaven und karakterlosen Kreaturen finden. — Aus einem solchen Lande flieht der Wohlstand, weil der Geist der Nation, wie der des Hofs, Wollust und Unthätigkeit athmet: da blühen Gewerbe, Handel und Ackerbau nicht, weil Eifer und Fleiß keinen Sporn — keinen Antrieb mehr haben. Bleich und verächtlich erscheint da eine gespensterähnliche Menschheit: — Keine Männer kann das Vaterland bey Gefahr in Anspruch nehmen, denn die Wollust

hat sie für große Thaten und Entschliessungen unempfänglich gemacht.

Ehre, Unsterblichkeit, Ruhm, Tugend, Heldentod fürs Vaterland und Freiheit kennt man da kaum dem Namen nach, weil eine allgemeine Erschlaffung herrschend wurde, und die Wollust das Gefühl und die Empfänglichkeit fürs Große und Erhabne getödtet hat.

Pfalzgraf — schaudert euch vor diesem Bilde? schaut hinein — mit Feuerfarben müße die schreckliche Hauptfigur in all ihrer Gräßlichkeit und Nichtswürdigkeit vor eurer Seele erscheinen, daß ein einziger wollüstiger Fürst solche tiefe Wunden seiner Nation schlagen, ihren Wohlstand untergraben, ihren Werth herabsetzen, und ihre blühendste Kraft vernichten kann. So frißt ein giftiger Wurm die blühende Blume, daß sie welkt, so zernagt er die Wurzel der majestätischen Eiche, daß sie fällt und verdorrt.

Pfalzgraf! meine ganze Seele erbebt, denke ich mir ein ehemals blühendes Land — nun durch die Wollust eines unthätigen Regenten zernichtet — ein weinendes Land! Gott! wo Tausende bittre Thränen zum Vater im Himmel hinauf wimmern, arm, verlassen, niedergetreten, beraubt, geschändet, gemißhandelt, um Schonung, Rettung, und Erlösung schreien, und hülflos der Verzweiflung in den Rachen stürzen.

Sie haben keinen Vater — keinen Gesezgeber — keinen Regenten; denn ihr Regent schwelgt ja, koset seine Buhldirnen, und hat kein Ohr, kein Herz für den Jammer, nein! nur für das Sirenentrillern der Wollust, für die geräuschvolle Küsse und Umarmungen seiner Dirnen, nur dafür hat er Sinn! — Miethlingen, Söldnern, raubsüchtigen feilen Böswichtern ist nun das arme weinende Land zur Beute übergeben; niedergeschmettert krümmt es sich vor seinen Tiegern und duldet übermenschlich. Es nennt den Namen seines Fürsten, allein er kann ja nicht selbst regieren, die Wollust hat ihn unfähig gemacht, selbst zu sehen und zu hören; auch hat er ja keine Zeit für das Wohl der Menschheit zu sorgen, denn er hat keine Freude am Menschenbeglücken, er ist abgestumpft für das Hohe und Große der Tugend, der Ehre, des Nachruhms — er kann nur schwelgen und — vielleicht beten. — Pfalzgraf — ihr zittert ja? — es nahen sich noch schrecklichere Zeiten für das arme unglückliche Land; — der siegende Feind fällt ins Land, und drückt die arme sklavische Nation noch härter mit dem Joch des Eroberers, und bringt vollends Verzweiflung unter sie.

Der wollüstige Fürst hat keine Nation. — Ihr Karakter, ihr Geist ist verdorben — erschlafft, verweichlicht, Muth, Ehre und Tapferkeit hat sie

nie kennen lernen. — Dahin flieht nun der Wüstling mit dem blutigen Schweiß des armen Vaterlandes — mit seinen Dirnen und die Rotte seiner Söldner und Betrüger mit ihm. — Pfalzgraf! dennoch erhebt ihn die Schmeicheley — denn seine Dirnen lügen ihm vor und der elende Schwächling glaubt, weil seine Seele zu schlaff für die Hoheit des Denkens, zu niedrig für die Wahrheit ist.

Pfalzgraf Friedrich! Wenn ich euch vor der leidenschaftlichen Liebe warne, warne ich euch nicht zugleich auch vor dem Schimpf der Verachtung, dem Abscheu, und der Verantwortung vor Gott und der Nachwelt, die den wollüstigen Fürsten brandmarken? — Uebertreibe ich die Gefahr, die euerm Herzen bevorsteht — findet ihr die Quelle alles dieses Elends und Jammers falsch bezeichnet — könnt ihr es euerm Lehrer und Freund mißdeuten, wenn er mit blutendem Herzen seinen Liebling, die Hoffnung der Pfalz, den Stolz Deutschlands, seinen ersten und vortreflichsten Fürsten-Sohn an dem Arm einer Buhldirne hängen sieht, statt daß er sich mit den Lehren und Kenntnißen eines künftigen Weisen beschäftigen sollte!

Friedrich. Kemnat! bey euerm Leben nicht mehr dieses Schmähwort, oder ich könnte vergessen — Eleonorens Herz ist rein und gut,

ihre Liebe haucht Zärtlichkeit und nicht die Wollust einer Dirne!

Kemnat. Abermals ein Beweiß, daß eure Liebe zu Eleonoren leidenschaftliche Liebe ist: ihr urtheilt ohne durch Beweise überführt zu seyn, und glaubt nicht dem geprüften Urtheil, sondern dem Schein. Weil Eleonore euern Grundsätzen schmeichelt, und Empfindungen mit einer für euch täuschenden Geschicklichkeit zu heucheln weiß, ohne sie würklich zu haben, darum glaubt ihr an Eleonorens Selengüte? — O Pfalzgraf! wie viel muß der Mensch wissen, und über sein Wissen wachen, damit er nicht betrogen werde!

Friedrich. Ihr irrt Kemnat, ihr Herz ist warm für Ehre und Tugend! —

Kemnat. Sie ist eine Lüzelsteinerin!

Friedrich. Verabscheut aber das Benehmen ihrer Brüder.

Kemnat. Um euch zu täuschen, damit ihr ihren versteckten Plan nicht merken möget. Prinz! ich habe sie beobachtet, ihr schlauer Geist hat euch von meiner Seite entführt, um euch desto sichrer und ungewarnter zu besitzen, und zu betrügen! Aber Kemnat hat gewacht: —

Friedrich. Und welchen Plan könnte sie denn haben, der meinem Glück nachtheilig wäre — den Plan der Liebe — mich zu besitzen? Wohlan! ich liebe sie! —

Kemnat. Ihr werdet sie hassen — ihr werdet und müßt sie fliehen, weil sie euch und das Vaterland dem Stolz ihrer Brüder opfern will! —

Friedrich. Abscheuliche, entsetzliche Verläumdung!

Kemnat. Landschaden von Steinach, leßt dieß Schreiben, Eleonore hat es auf ihrem Lustwandeln verloren. Pfalzgraf — tretet hierher, schaut nach der Ecke, wo jene Pappeln stehen, an dem Abhang der nach der rechten Seite der Burg hinzieht — wie Eleonore dort ängstlich herumirrt, und das verlorne Schreiben sucht! Und nun Steinach leßt dem Pfalzgrafen das Schreiben vor.

Steinach. — „Einartzthausen auf St. Egydientag — Wir haben von unsrer Schwester Eleonore die wichtige Nachricht erhalten, daß es ihr gelungen sey, den höchstgefährlichen Fürstenbuben mit ihren Reizen zu fahen, und ihn auch nach dem bewußten Plan in den Augen seiner Anhänger verdächtig zu machen, da sie ihn von ihrem Umgang abzulenken wußte. Es war uns ein höchliches Vergnügen, solches zu vernehmen, und wir zweifeln nun nicht mehr, daß es uns gelingen werde, diesen unsrer Herrschaft und unsern Planen so gefährlichen Schwindelkopf zu entfernen, und ihn unschädlich zu machen. Ludwig ist sanft und nachgiebig, wir hoffen ihn zu ge-

„winnen, und in unser Interesse zu ziehen, unsre „geliebte Schwester möge daher die Sache vorbe„reiten, und auf gewisse empörerische Projekte „des Knaben als an sie, von ihm entdeckte, Ge„heimniße den sanften Prinzen aufmerksam zu ma„chen suchen; das Uebrige wollen wir nächstens vol„lenden und seiner Ausführung nahe bringen."

„So lange Ludwig mit dem Bart lebt, wird „es uns nicht gelingen — denn er liebt den „Milchbart. So wie er aber zu seinen Vätern „übergegangen seyn wird, so muß das Gewitter „über den frechen Knaben hereinbrechen. Ge„lingt es uns ihn an den kaiserlichen Hof zu brin„gen, so haben wir vollendet. — Fahret dem„nach fort geliebte Eleonore, den Knaben mit „Minneliedern einzulullen, damit er das Wezzen „unsrer Schwerdter nicht hört, und ob unsrer „Rache sicher ist." —

Friedrich. Unmöglich! unmöglich!

Kemnat. Leßt die Aufschrift! zweifelt ihr noch — oder haltet ihr mich eines Betrugs fähig?

Friedrich. Und Eleonore wäre mit diesem Höllenplan vertraut? Eine solche Bosheit könnte in dieser Engelsgestalt wohnen?

Kemnat. Sie ist eine Buhlerin — und eine Buhldirne ist zu jeder Bosheit fähig. Ihre Masque ist glänzend, trügerisch — für den er-

fahrnen Mann ohne Wirkung, hinreissend aber für den gutmüthigen leichtglaubigen Jüngling, der nach der Aussenseite urtheilt, und sich nicht überreden kann, daß eine so schöne Hülle lügen und Bosheit hinter so viel Sanftmuth und Güte rasten könnte!

Friedrich. Wehe der Unglückseligen, sie soll noch heute dafür büßen, und dann Fehde den Lüzelsteinern; Venningen, Gemmingen Fehde den Verwegnen!

W. v. Gemmingen. Fehde — Demüthigung — Acht — kein Ritter müsse Gottesfrieden mit ihnen halten! —

Venningen. Ihre Burgen müssen zerstört und geschleift werden! —

Kemnat. Pfalzgraf, erlaubt mir zuvor eine Frage! —

Friedrich. Nur keine Hindernisse — keine Aengstlichkeiten, oder ich halte eure Freundschaft für gefährlicher, als die Feindschaft jener niedrigen Verschwornen.

Kemnat. Prinz! wie urtheilt ihr jezt über euern vorigen Zustand, wo euer Herz durch leidenschaftliche Liebe verstrickt, blind gegen Täuschung und Betrug in Gefahr war, ein Opfer seiner Leidenschaft zu werden?

Friedrich. Ich ließ mich hinreissen — ich glaubte der schönen Farbe — wozu nüzt nun

noch das Geständniß, daß ich betrogen worden bin? —

Kemnat. Dazu nützt euer Geständniß, daß ihr jeden leidenschaftlichen Zustand als gefährlich anerkennt; und in eben diesem Augenblick, wo ihr euch von der Gefahr eines leidenschaftlichen Zustandes überzeugt habt, wollt ihr euch der wilden auffahrenden Hitze einer andern eben so stürmischen überlassen? Pfalzgraf — wer solche feine Gewebe von Bosheit würken kann, hat noch Bosheit gnug übrig, um seinen Feind in neue ihm unbekannte Netze zu verstricken! —

Friedrich. Die Bosheit liegt am Tage — sie sind in ihrem eignen Netze gefangen! —

Kemnat. Eleonore läugnet — der Brief ist mit Mönchsschrift geschrieben, wahrscheinlich von dem Hauspfaff der Lützelsteiner: leztere werden leugnen, den Mönch anklagen — und der Mönch wird dann nach seinem Kloster laufen. Wo bleibt da eure Genugthuung? — Die Lützelsteiner werden aber nun ihren Plan vorsichtiger anlegen, und damit sie hierzu die Lust verlieren, müssen sie öffentlich gedemüthigt, und für ähnliche Bosheiten unkräftig gemacht werden! —

Friedrich. Bey meinem und euerm Gott, sie sollen und müssen es büssen, oder ich verlasse

ein Land, wo meine Ehre ungerächt zum Spott der Knappen und Buben geworden ist.

Kemnat. Dazu würde ich euch selbst auffodern, allein eure Genugthuung soll mit Ehre und Ruhm gekrönt werden. Seyd versichert, eure Feinde werden mehr Blöße geben; verbergt euern Unmuth — selbst vor Eleonoren — sie wagen sich selbst an Ludwig, und der Churerbe wird dann Zeuge ihrer Schande seyn, das ganze Land wird die entlarvte Bösewichter kennen lernen, und Fluch und Entehrung wird dann ihre Strafe seyn.

Venningen. Kemnat hat recht — sie werden sich noch mehr herauswagen, und vollständiger wird dann unser Sieg seyn! —

Gemmingen. Pfalzgraf, ich bin auch der Meynung; laßt es der Dirne nicht merken, daß ihr ihrer Bosheit auf die Spur gekommen wäret; je tiefer die Lützelsteiner sich verlaufen, desto entscheidender wird euer Ruhm. Ihr könnt euch indessen darnach benehmen und dem Gang des Ungeheuers weiter nachspüren! —

Kemnat. Darum nur Mäßigung, kluge Vorsicht — und ihr werdet über die Ränke eurer Feinde triumphiren. Euer Herz muß sich Gewalt anthun — ihr leidet, davon bin ich überzeugt, nun da ihr betrogen seyd, wünscht ihr euch auch rächen zu können. Nicht das theurer Prinz! der

der Sieg über sich selbst ist der größte, und welchen Gewinn habt ihr nicht aus diesem Zufall, der euch so schnell wieder die Zügel über euer eignes Herz gab? — Friedrich — Jüngling mit einer Seele und einer Kraft — wie sie wenigen Fürsten zu Theil wurden — hemmt das rasche Feuer, welches eure Gefühle schnell entzündet, und das reifere Urtheil eurer Vernunft zu unterdrücken droht: habt Wärme in der Ueberlegung — im Entschluß und in der Ausführung nur Feuer. Laßt nie eine Begierde über euch herrschen; verstattet keiner Neigung die Heftigkeit, daß sie sich zur Macht einer Leidenschaft emporzuschwingen vermöge. — Man kann die Freuden eines sanften Herzens ungetrübt genießen und dennoch über dieß Herz wachen, weil es in der Heftigkeit seiner Gefühle zu leicht unser Herr wird.

Liebt und schätzt das liebenswürdige Geschlecht — aber mißtraut ihm; das Herz eines Fürsten muß alles umfassend seyn. Wie vermag er aber ein Herz für die tausende seiner Mitbrüder zu haben, wenn er einem Götzen opfert; wie vermag er gerecht wie das Gesetz, truglos wie die Wahrheit, offen und wohlwollend wie die Unschuld zu seyn, wenn Leidenschaften in ihm wüten — Begierden ihn feßeln, und verächtliche Priesterinnen der Sinnlichkeit mit seinem Szepter spielen,

weil er nicht Herr seiner selbst, seines Wissens und seiner Kraft ist? Pfalzgraf! euer Herz ist für die Liebe geschaffen, aber die Liebe darf euch nicht weichlich machen, und euch beherrschen! — sie muß edlerer Natur seyn! Das Vaterland sey eure Geliebte, euer Weib — dem Vaterland gebührt die größere Hälfte eures Herzens, der andre gehört euch als Mensch, um nach vollendetem Tagewerk die Freuden der Freundschaft und der Liebe mit euern vertrauten Lieblingen zu genießen.

Die Vorsicht schenkt euch frühe Erfahrungen; rechtfertigt darum unsre Hoffnungen, daß ihr das Muster eines guten Regenten werdet. — —

Der Pfalzgraf wollte eben darauf antworten, als der Obristhofmeister ins Zimmer trat, und Friedrich zu seinem Vater abfoderte.

Alle waren bestürzt — Friedrich überrascht; aber Kemnat wußte, daß Ludwigs Stunde der Erlösung sich nahen dürfte, und daß sie näher wäre, als der ganze Hof es vermuthete.

Der Obristhofmeister führte den Pfalzgrafen in das Zimmer seines sterbenden Vaters. Der Pfalzgraf hatte sich Ludwigs nahes Ende noch nicht vermuthet; er zitterte daher vor Wehmuth, und Thränen entfielen seinen Augen. — Um Ludwigs Bette standen Mechtilde trostlos, der Thronerbe bekümmert und tiefgerührt, und des Kurfürsten Kanzler und Räthe. Friedrichs ehrwürdiger

Vater, hatte eben mit den Verordnungen, in Rücksicht des Reichs und seinem dahinzielenden lezten Willen geendet, als der Pfalzgraf eintrat. Ludwig der Bärtige reichte hierauf seinen beiden Söhnen seine Rechte, und Ludwig und Friedrich sanken gerührt auf ihre Knie. — Ludwig seegnete seine Söhne in den zärtlichsten und wohlwollendsten Ausdrücken. Sie mußten sich vor seinen Augen einander umarmen, und sich Liebe und Freundschaft zuschwören.

Der Kurfürst empfahl dem Churerben seinen Bruder Friedrich, und bat ihn, diesen weisen und einsichtsvollen Prinzen, in allen Staatsangelegenheiten zu Rath zu ziehen, und ihn häufig in Geschäften zu üben, überhaupt Vaters Stelle an ihm zu vertreten, und alles aufzubieten, damit ihm nichts mangle, sich zu einem weisen und nützlichen Prinzen zu bilden.

Hierauf wandte sich Ludwig der Bärtige gerührt zu Mechtilden seiner Gemahlin — empfahl ihr seine Söhne, und empfahl sie dem Schutz des Churerben. Der Kurfürst sprach noch einiges im Bezug auf die allgemeinen Angelegenheiten des Staats, und gab freundlich und gefaßt seinen Geist auf.

Die Burgglocke tönte in melancholischen Lauten, und verkündete Stadt und Schloß den Tod

des Landes-Vaters. In schweigender Stille lagen die Pfalzgrafen, Ritter und Räthe vor dem Bette des Vollendeten, und erflehten Friede und Seeligkeit für die Seele des braven und guten Regenten. Stille Trauer verbreitete sich über das ganze Land, denn Ludwig war von seinem Volk geliebt. Man brachte ihn still in die Gruft seiner Väter, beweint und gesegnet für sein gutes Herz.

Friedrich sah mit thränenden Augen der Leiche seines Vaters nach, und Kemnat sprach gerührt zu dem Pfalzgrafen — Prinz diese stille Wehmuth, und diese Thränen des Volks sind der höchste Triumph für den guten Regenten, und der schärfste Sporn für den künftigen. Das Volk ist natürlich — hier gelten seine Thränen als Beweise für die Güte seines Fürsten, da es im Gegentheil bey dem Tode eines quälerischen Despoten stumm und gleichgültig bleibt, und heimlich frohlockt, daß es von seinem Peiniger befreyt wurde. — Pfalzgraf — lernt und strebt darnach solche Thränen zu verdienen, denn der Nachruhm, der in den ungeheuchelten Thränen der Nation glänzt und noch nach Jahrhunderten von ihren lauten und warmen Lobpreisungen verherrlicht wird, ist die schönste Hälfte der Unsterblichkeit des Fürsten! —

Friedrich umarmte seinen Kemnat; — ich fühle es in diesem Augenblick, sprach er, daß es sich der Mühe verlohnt, gut und gerecht gegen sein Volk zu seyn, denn gegen seine guten Fürsten ist das Volk nie ungerecht. — Lehre mich theurer Kemnat, diesen Preiß zu verdienen, und ich werde dich ewig dafür segnen. —

Kemnat bezeichnete ihm nun sein Betragen am Hof und gegen den neuen Kurfürsten. Er empfahl ihm die sorgfältigste Klugheit, indem seine Neider und Feinde wahrscheinlich noch weitere Versuche wagen würden, und es ihnen vielleicht gelingen dürfte, den sanftmüthigen Ludwig argwöhnisch gegen ihn zu machen. Er erwähnte, daß sein fürstlicher Bruder, bey all seiner natürlichen Güte und Sanftheit nur zu leicht von den Ränken und Staatsmaximen der Feinde Friedrichs könnte gewonnen werden, indem der sanfte Karakter auf dem Thron, wenn er nicht in schlaffe Ruhe und Unthätigkeit ausarte, — nur zu gern Argwohn, Mißtrauen und Eifersucht annehme, und in der Folge — geleitet von den Einflüsterungen der Heuchler und Ränkemacher zur Unbiegsamkeit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit könne verleitet werden.

Kemnat versezte weiter, daß sich daher Friedrich gegen den neuen Kurfürsten offen und

unverstellt benehmen, und so dessen Zutrauen gewinnen müsse. — Der Bruder muß oft dem Fürsten weichen, sprach Kemnat, und auf dem Thron müßen Familienverhältniße den Staatsmaximen nachstehen. Dieß ist die Blöße eures Verhältnißes gegen den Herrscher: diese Blöße benutzen wahrscheinlich eure Feinde, und darum müßt ihr ihren Ränken in Zeiten begegnen.

Friedrich erkannte die Weißheit dieser Rathschläge; sein geprüfter erfahrner Kemnat hatte schon so oft sein Zutrauen verdient, und Friedrich versprach, ohne den Rath seines treuen Lehrers nichts von Wichtigkeit zu unternehmen.

Zweytes Buch.

Begreift die Zeitperiode vom Jahr 1438 — 1449.

Ludwig IV. bestieg den Pfälzerthron. — Das ganze Land huldigte freudig dem guten sanften Regenten. Mit dem Ausdruck der innigsten Frömmigkeit kniete Ludwig vor dem Altar, und weihte sein Herz dem großen Gott der Menschheit während der freudige Hochgesang des Volks in den Hallen des Tempels ertönte und des Himmels besten Seegen für den geliebtesten Fürsten erflehte.

Ludwig erhob sich von dem Altar hinweg; Friedrich begegnete zuerst seinen Blicken, und reichte ihm in ehrfurchtsvoller Verbeugung seine Rechte. Ludwig verstand diese rührende Huldigung seines edlen Bruders — umarmte ihn, und das Volk bezeugte laut und entzückt seine Freude über den Bund seiner liebenswürdigen Fürsten, den ihre Herzen in Gegenwart des Ewigen und im Angesicht ihres Volks schlossen.

Friedrich begleitete nun den Kurfürsten zu der Huldigung; Heidelbergs Bürger verherrlichten diesen Tag mit Freudenfesten, und Ludwig gab

dem Adel und seinen Rittern ein festliches und glänzendes Turnier.

Auch die Grafen von Lützelstein waren dabey gegenwärtig; ihre Pracht und der Glanz ihres Aufzugs wetteiferte mit dem des Kurfürstlichen Hoflagers. Sie überglänzten alle Ritter, und ihre Tapferkeit und Fertigkeit im Kampf konnte beneidet aber nicht übertroffen werden.

Ihre Wappen waren mit köstlichen Steinen geschmückt, ihre Panzer und Wämmser schimmerten wie Sonnenstrahlen, und gossen ein blendendes Feuer auf die Augen der Zuschauer, ihre Helme waren die schönsten und am reichsten geschmückt; — die Erde dröhnte von dem Stampfen ihrer stolzen feuersprühenden Streit-Rosse, stolz bäumten sie sich unter der Last ihres Prachts, womit sie geschmückt waren, an den Schranken, und schienen, des Kampfs gewohnt, den Augenblick nicht erwarten zu wollen, in welchem sie ihre stets siegende Ritter zum Kampf tragen sollten. Die Grafen von Lützelstein überließen jedem Ritter die Wahl der Waffen; am liebsten schlugen sie sich mit spitzen Lanzen, und mit dem Schwerdt.

Friedrich wollte an diesem festlichen Tage, seine und des Vaterlandes Feinde demüthigen. Er und sein Gemmingen wollten die Ehre der pfälzischen Ritter rächen und rechtfertigen. Kemnat aber beschwur den Pfalzgrafen, einen andern Zeit-

punkt abzuwarten, indem jezt der Kampf zu gewagt wäre, und die Würde des Tages dem Volk frohe Empfindungen und nicht Schrecken und Besorgniße für seinen geliebten Prinzen geben müße. Die Lüzelsteiner siegten — sie empfingen den Preiß der Damen — und das Turnier gieng zu Ende.

Der Pfalzgraf konnte seinen Kummer kaum verbergen; er zürnte mit dem Schicksal, das ihm die Kräfte noch vorenthielt, das Schwerdt siegend gegen diese übermüthige feindselige Ritter zu ziehen. Kemnat beruhigte ihn auch darüber, und ermahnte ihn, noch fleißig sich in den Ritterspielen zu üben, wodurch sein Körper endlich stark und abgehärtet im Stand seyn würde, den schweren und ermüdenden Ritterkampf zu bestehen.

Friedrich übte sich nun täglich in den Kriegswissenschaften, er beschäftigte sich vorzüglich mit dem Studium der Geschichte, und gewann endlich unter der treuen Leitung seines Kemnats, solche wissenschaftliche Vorzüge, wodurch er seinem fürstlichen Bruder nüzlich und unentbehrlich — den Prinzen der damaligen Zeit aber überlegen wurde, und sich, wie wir weiter sehen werden, endlich die Eigenschaften des weisesten Staats-Manns und des tapfersten Kriegers erwarb.

Friedrich wurde in allen wichtigen Regierungsgeschäften von dem Kurfürsten berathet; sein Urtheil war durchdacht, seine Gründe sprechend und

überzeugend, daß selbst die erfahrensten Staats-Männer seiner Meynung beytraten.

Deutschland litt damals an seinen fürchterlichen Streitigkeiten, welche seine innre Ruhe mit jedem Tag tiefer darnieder schlugen; es konnte daher nur wenig für seine äußre Sicherheit sorgen, da nicht ein einziger Staat Ruhe und Frieden genoß. Ein Nachbar beneidete und befehdete den andern, einer fiel dem andern ins Land, raubte und plünderte; eine ewige Zwietracht hatte Haupt und Glieder getrennt, und der Landfriede wurde nicht nur gar nicht geachtet, er wurde von den raubsüchtigen Grafen und Rittern förmlich gebrochen, weil leztre ihren Vortheil bey dem unseligen Faustrecht hatten.

Kaiser Sigismund theilte seine Besorgnisse wegen den böhmischen Unruhen und der daraus für Deutschland täglich sich vermehrenden Gefahren dem Reich mit, und schlug zu dem Ende eine allgemeine Auflage vor. Da die Reichskontingente bisher nur eine unbestimmte Zeit blieben, und in den Zeiten der Noth und der Gefahr wieder nach Hause zu laufen pflegten, so sollte dieser gefährlichen Disciplinlosigkeit durch ein stehendes Reichsheer gesteuert werden. Der päbstliche Legat versprach den vollkommensten Ablaß, und versüßte damit den bittern Gehalt einer Auflage.

Friedrich ergriff die Idee eines stehenden Heers mit Entzücken: Cäsar hatte sein stehendes disciplinirtes Heer, jeder wohleingerichtete Staat der Vorzeit hatte seine ständige Truppen; er arbeitete daher, daß man den Kaiser darin unterstüzte, und brachte es dahin, daß die Pfalz sich von nun an mit einem stehenden Heer gegen ihre Feinde in Vertheidigungsstand sezte. Da die Vasallen der Pfalz und ihre Nachbarn sich unzähliche Unbilden und Streifereyen gegen das Vaterland erlaubten, und mit jedem Tag immer drohender und weitgreifender wurden, so willigte Ludwig in Friedrichs Vorschläge ein.

Ludwig nahm wenige Zeit nach seiner Thronfolge die Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen zur Gemahlin. —

Friedrich arbeitete für das Reich, und ließ das Volk und den Hof seine Freudenfeste feiern. Er hing an seiner Lieblings-Idee ein stehendes Kriegsheer — und dazu benuzte er Ludwigs volles Zutrauen, und war unermüdet das große Werk in Stand zu sezen.

So sehr er auch mit tausend Hindernissen zu kämpfen hatte, so ermüdete er doch nicht, wenigstens einigermaßen zur Sicherheit des Vaterlandes seinen großen Plan zu realisiren. —

Wie unendlich sich Friedrichs Bemühungen für die Pfalz belohnten, davon hatte Kurfürst Lud-

wig bald Gelegenheit sich zu überzeugen, da seine Vermählung mit Margarethen ihn auch in die damalige kirchliche Streitigkeiten verwickelten, und ihn nöthigten Theil daran zu nehmen.

Kaiser Sigismund starb nehmlich ohne mehr als Vorschläge für den Landfrieden und die Sicherheit Deutschlands zu thun.

Albrecht, ein Sohn des zu seiner Zeit außerordentlichen Fürsten und Herzoges von Oestreich Albrecht IV. folgte Sigismund in der Kaiserwürde. — Er befolgte den Plan seines Vorgängers, und ob er schon durch die böhmischen Unruhen wenig mittelbaren Antheil an den Reichsangelegenheiten nehmen konnte, so ließ er doch durch seine Gesandte das Reich zu einer allgemeinen Annahme des Landfriedens einladen.

Indessen waren viele Fürsten immer noch gegen diesen Landfrieden, weil die Reichsstädte, deren Ansehen, Gerechtsame, Würde und Privilegien sie beneideten, dabey würden gewonnen haben. Vielen gefiel auch das Rauben und Verheeren des nachbarlichen Landes, so, daß sich die Unterhandlungen ohne ein bestimmtes Resultat endeten, und auf dem Reichstag zu Frankfurt wieder eröfnet werden sollten.

Dieser Reichstag fand auch würklich in Mainz statt, allein nicht mehr in Beziehung auf den Landfrieden, sondern in Hinsicht auf die Streitigkeiten

zwischen dem Pabst und der Baßler Kirchenversammlung, welche auch von den meisten Fürsten jenen Berathschlagungen über den Landfrieden vorgezogen wurden.

Deutschland lag sklavisch darniedergedrückt vom Despotismus des römischen Bischofs und wagte die ersten Regungen seiner wiederkehrenden Freyheitsliebe laut zu äußern! — Die höhere Geistlichkeit und die edelsten unter den Fürsten Deutschlands sahen es ein, wie brandschatzend und verderbend das Primat für das deutsche Reich wäre, und wie der Pabst alle Rechte und Freyheiten der deutschen Kirche, der Erz- und Bischöffe an sich gerissen habe. — Schon zu Kostniz sprachen die Glieder des Konziliums für die Gerechtsame der deutschen Kirche: das Konzilium zu Basel sollte nach dessen Grundsätzen die angefangne Ausgleichung zwischen Haupt und Glieder vollenden. Allein Pabst Eugen IV. der die unbegränzten Prärogativen des päbstlichen Primats in so naher Gefahr sahe, rüstete sich mit Gregors Waffen, und wollte mit der Dreistigkeit jenes geistlichen Despoten zweymal das Konzilium aufheben, wogegen sich aber die Kirchenväter zu Basel mit heldenmüthiger und seltner Freiheit auflehnten, daß der Pabst endlich gar das Konzilium für seinen Richterstuhl anerkennen mußte.

Das Konzilium gab hierauf seine Beschlüsse, welche die Gerechtsame der deutschen Kirche begünstigten, und die Usurpationen des päbstlichen Stuhls schmälerten.

Hierüber war der Pabst aufgebracht; er bewarb sich um den Beystand der deutschen Fürsten, welche sich zu dem Ende zu einem Reichstag nach Mainz begaben, wohin der Pabst so wie das Baßler Konzilium ihre Abgesandten schickten.

Der Reichstag entschied zum Vortheil des Reichs, und hob nur die vom Konzilium ausgesprochne Suspension des Pabstes auf. Der Pabst, den diese Demüthigung tief schmerzte, versuchte die Fürsten auf andere Gedanken zu bringen, allein auch dieß mißlang ihm. Der von allen Seiten bedrängte Eugen wandte sich nun an Spanien und Frankreich — der griechische Kaiser, welcher sich mit seinen Theologen zu allem verstand, versprach ihm beyzustehen, wenn ihm nur Eugen von den abendländischen Fürsten Hülfe gegen die Türken negoziren würde. Allein auch dieß mißlang dem Pabst. Konstantinopel fiel den siegenden Ottomannen in die Hände, und die Baßler Versammlung ernannte Ludwigs IV. Schwiegervater den Herzog Amadeus von Savoyen zum Statthalter Christi.

Dieser unter dem Namen Felix V. bekannte Pabst nahm diese Würde an, und fand auch hie und

da Anhänger. — Indessen wurde der Zustand des deutschen Reichs durch diese kirchliche Streitigkeiten immer bedrängter; der Kaiser fochte mit ungleicher Macht gegen die siegreichen Türken, und Frankreich fiel in das Elsaß ein, um das Konzilium zu Basel aufzuheben.

Obschon Deutschland in Rücksicht der Päbste eine gewisse Neutralität annahm, so wurde doch Ludwig von der Pfalz theils durch das Interesse seines Schwiegervaters, theils aus Gränzbesorgnissen genöthigt sich dem Einfall der Franzosen entgegen zu setzen. Straßburg rief die Herzoge von Bayern, von Zweybrücken, und den Kurfürsten Ludwig zu Hülfe.

Pfalzgraf Friedrich wurde bey der Einrichtung und Bewaffnung des pfälzischen Heers, so wie auf dem Marsch und bey den Dispositionen berathet, und sein Rath hatte auf die glücklichen Operationen den meisten Einfluß. Friedrich kommandirte an der Seite seines Bruders das verbündete Heer, schlug die Franzosen, und befreite das Elsaß und die Schweiz von ihren Feinden.

Die Baßler Versammlung und Felix V. entschlossen sich demohngeachtet nicht länger mehr an den Verwirrungen Theil zu nehmen, und neigten sich nun allmählich zu einem friedlichen Vergleich. Kaiser Friedrich III. welcher nach Albrechts Tode den deutschen Kaiserthron bestieg, wurde auch für Eugens

Sache gewonnen. Diesem Kaiser war es aufbehalten durch Unglück und eignes Verschulden die Angelegenheiten seiner Staaten zu verwirren und den Saamen zu tausend widrigen Schicksaalen für das deutsche Vaterland auszustreuen. Er schloß nemlich mit Pabst Eugen IV. die berühmten Konkordate der deutschen Nation, worauf denn Eugen als Pabst anerkannt, und der Pabst-Streit geendigt wurde.

Indessen wurde die Pfalz abermals in einen Krieg verwickelt. Friedrich III, wiewohl er fruchtlos um die böhmische und ungarische Kronen kämpfte und mit seinen Erbreichen in dem widrigsten Verhältnisse stand, konnte es den Schweizern nicht verzeihen, daß sie sich von Oestreich losgerissen hatten. Anstatt seine Thätigkeit auf die zerrütteten Reichsangelegenheiten zu wenden, schien es ihm wichtiger, einen Versuch zu wagen, die Schweizer dem östreichischen Szepter wieder zu unterwerfen. Er versuchte dieß auf einer Reise nach der Schweiz, durch Güte zu bewerkstelligen — allein es gelang ihm nur an einigen Orten. Darüber ergrimmte der Kaiser — er baute auf die Zuneigung der Zürcher und erwartete nicht wenig von den innern Streitigkeiten der Schweizer.

Friedrich trat demnach mit König Karl VII. von Frankreich in Unterhandlung wegen einem



Korps Kriegsvölker, welche ihm auch bewilligt wurden.

Eine ansehnliche Armee von 30000 Mann unter dem Befehl des Dauphin, fiel hierauf in Mömpelgard ein, und nahm seinen Zug gegen Basel. Hier fanden sie aber einen so merkwürdigen als unerwarteten Widerstand, daß sich der Dauphin nach dem Elsaß zurück ziehen mußte. Hier trieben nun die Franzosen in den Winterquartieren allen möglichen Muthwillen, plünderten und beraubten die Elsassischen Edlen und Vasallen der Pfalz, daß sich endlich ein Reichsheer an den deutschen Grenzen zusammenziehen mußte, welches unter dem Oberbefehl des Pfalzgrafen Friedrich das Elsaß von seinen Plagegeistern säubern sollte. Allein der Dauphin verglich sich bald darauf mit dem Kurfürsten Ludwig, und der Feldzug gegen Frankreich unterblieb.

Friedrich bewieß durch seine Anstalten bey dem in der Gegend von Speier versammelten Reichsheer die Talente und die Geschicklichkeit des erfahrensten Feldherrn. Ludwig zeichnete ihn durch die vorzüglichste Hochachtung vor allen übrigen aus, und ertheilte ihm in Gegenwart des Adels, der Ritter und übrigen Heerführer seinen vollen Beyfall. Er umarmte ihn und dankte ihm im Namen der deutschen Nation für seine zu

Deutschlands Sicherheit, so vortreflich als klug gewählten militairischen Dispositionen.

Der Churfürst und der Pfalzgraf zogen siegreich und vergöttert von dem jauchzenden Volk in Heidelberg ein.

Ludwig entließ seine Ritter und Vasallen mit Huld und Liebe, und versprach ihnen, Deutschlands Ruhe und den Frieden seines Landes durch ein fürstliches Turnier zu feiern.

Friedrich stürzte seinem Kemnat in die Arme — und rief ihm laut entgegen: — da werde ich meine ersten Lanzen brechen; ihr mögt nun etwas dawider haben oder nicht! — Kemnat erwiederte ihm sanft, daß er hoffe, Friedrich werde dießmal auch den Preis davon tragen! — Aber mit den Lützelsteinern, versetzte Friedrich: laßt sie nur immer prunken und stolzieren, ihre glänzende Panzer — ihre feisten Streithengste, und ihre prahlende Helme sollen immer die Augen der Dirnen entzücken, auch mögen sie mit ihren spitzen Lanzen dräuen — Kemnat, entweder muß ich sie demüthigen — oder sterben! —

Kemnat lächelte und sprach: dafür wird wohl auf dem nächsten Turniere Rath werden: — Pfalzgraf! lieber Pfalzgraf! ihr habt euch brav gehalten gegen die Armagnaken; euer Talent wurde gesehen und — beneidet. Seht euch vor — jezt gehen die Lützelsteiner in

die Falle; der Zeitpunkt nähert sich wo Friedrich nun auch den Ritter beweisen mag: nur klug! und ihr werdet nicht nur den Ritter sondern auch den erhabenen Fürsten-Sohn beweisen! —

Friedrich frohlockte über Kemnats gute Stimmung, es war das erstemal, wo er seinen weisen Lehrer mit seinen Wünschen zufrieden und einverständig fand. Diese zufriedne Einwilligung Kemnats statt den Pfalzgrafen unbesorgt und leichtsinnig zu machen, bewürkte nur um so mehr Friedrichs Aufmerksamkeit. Kemnats Antwort schlug ihn nicht nieder, aber sie beschäftigte sein Nachdenken; Friedrich wollte aus Kemnats Antwort den Wink selbst nun zu handlen, und frei seinen Plan gegen die Gefahren der Ehre zu bilden bemerkt haben.

Friedrich war reif zur Selbstthätigkeit, er sollte nun in einer gewissen Entfernung von Kemnat handeln; allein sein Schuz-Engel wachte dennoch über alles was er that, und Kemnat wußte immer zur rechten Zeit mit seinen Erfahrungen und seinem klügern Dafürhalten einzutreten.

Ludwig beschäftigte sich nun mit den innern Landesangelegenheiten. Man hatte zwar des verstorbenen Churfürsten lezte Willens-Meynung erbrochen aber noch nicht befolgt. Churfürst Ludwig ließ daher dieselbe in dem Geheimen-Staats-

Rath sich vorlegen, und fertigte auch sogleich durch den Kanzler eine Abschrift an den Pfalzgrafen ab.

Kemnat war eben mit Steinach bey Friedrich zugegen, als der Kanzler das Churfürstliche Schreiben überbrachte. In diesem Schreiben wurden nun der Pfalzgraf Friedrich und sein jüngerer Bruder Herzog Ruprecht in das väterliche Vermächtniß würklich eingesezt, und ihnen eine Abschrift jener väterlichen Willensmeynung zugeschickt.

Beiden Prinzen hatte Ludwig der Bärtige von den Churfürstlichen Landen zum Erbtheil ausgesezt, die Pfandschaft der Land - Voigtei Hagenau im Elsaß, die Reichsstädte Kolmar, Schlettstadt, Kaisersberg, Dürkheim, Roßheim, Mühlhausen, Weißenburg nemlich, und noch mehrere ansehnliche Städte, Schlößer und Dörfer! —

Friedrich las dieses Schreiben, legte es schweigend nieder, und verabschiedete hierauf den Kanzler.

Mit zweydeutiger Miene sprach Friedrich: Mein Vater hat es sehr gut gemeynt; Rupprecht und ich sind nun doch wenigstens Vasallen von der Chur! —

Steinach. Ein ansehnliches Erbtheil mein Prinz!

Friedr. O! ich ehre Ludwigs Geschenk — es ist ein väterliches Geschenk — ehrwürdig — und darum gesegnet von Gott; —

Steinach. Aber es scheint euch nicht zu freuen, Pfalzgraf?

Friedr. Je nun — in so fern es Ruprechts Stütze und Unterhalt seyn dürfte! — was mich betrifft Steinach — darüber bedarf ich mich wohl nicht mehr zu erklären, da ihr mich kennt. Aber, — ein für allemal — ich hasse diese Länderzerstückelung: wie viel hat das Churfürstenthum noch abzugeben, um endlich ein Mainzisches oder ein Badisches Lehn zu werden? —

Kemn. Friedrich spricht Wahrheit; nichts ist dem Staat schädlicher als eine solche Trennung: man nenne es wie man wolle — Erbtheil oder Lehn, es bewürkt und ist und bleibt eine Trennung unter der Nation, und in dem Staat, deren Folgen unübersehbar sind, und welche innere Zerrüttung und endlich den Verfall des Ganzen nach sich zieht.

Steinach. Dafür bürgt die Geschichte, und die Geschichte von Europa in den ersten Jahrhunderten! —

Friedr. Unser Staat leidet schon durch die vielen Vasallen, und kleinen Besitzungen, man nehme ihm auch noch von seinen Hauptbestandtheilen; wird nicht endlich einmal die Pfalz in die

Hände eines Vasallen kommen, oder die Beute eines unruhigen und herrschsüchtigen Ritters wie die Lützelsteiner werden?

Kemnat. Ja! und welches unabsehbare Elend für die armen Landbewohner! Die Vasallen achten den Landfrieden nicht, der Pfälzer wird beraubt und geplündert: will der Churfürst nun seinen bedrängten Unterthanen beystehen, so muß er erst um den Beystand seiner Vasallen buhlen, ohne welche er nichts vermag, und wenn es ihm denn auch geglückt hat, einige zu gewinnen, und seine Lande von den räubrischen Einfällen solcher zügellosen Raubgrafen zu befreien; wie lange hat denn das arme Land Ruhe — wie lange Sicherheit gegen den Feind? Es liegt nicht in dem Interesse jener Vasallen den Landfrieden zu halten, denn sie gewinnen auf ihren Streifereyen — sie nähren sich von dem Raub des Landbewohners, sie wissen nur zu gut, wie wenig sie zu befahren haben, wenn sie untereinander ihren Burgfrieden halten, und einander ihre Raubnester vertheidigen. Ihr kennt ja die Lützelsteiner — und euch sind ihre räuberischen Einfälle in die Pfalz nicht unbekannt! — Noch kann die Pfalz solchen Wütherichen Trotz bieten; je mehr sie aber getheilt wird, je weniger wird sie im Stande seyn, den Unbilden ihrer Feinde zu steuern, und die Ruhe dem armen Landmann zu erkämpfen. Geht hin-

aus aufs flache Land — ans Gebürg — den ganzen Rheinstrohm hinunter; die Pfalz liegt eingekeilt von Burgen und Raubschlößern, überall hausen feindseelige Ritter, und Feinde des Pfälzischen Wohlstandes, die sich von dem Fett des Landmanns mästen, und ihm jährlich die schönste Hälfte des Pfälzischen Fleißes rauben! — Noch hält sie der gefürchtete Szepter der Ottonen in ihren Raub-Nestern: aber man schwäche die jetzige Einheit der Pfalz, und die verbündeten Ritter werden mit ihren Feinden keinen Rückhalt mehr kennen, ein ewiger Krieg wird das platte Land verheeren, die wenigen edlen Pfälzer werden sich vor den steilen Burgen der Räuber aufopfern, unter ihren Pfeilen und Lanzen erliegen; die Vasallen werden den Herrn spielen — die Herrschsucht wird sie theilen, und den Krieg vervielfältigen — blutiger und schrecklicher wird er endlich bis an die Stufe des Throns wachsen, — und die Nachkommen der Ottonen und Kaiser Rupprechts, dürften vielleicht die Vasallen der Lüzelsteiner werden! —

Friedr. Nie! Nie! Kemnat, und sollte ich als Reisiger bey Ludwigs Heer dienen, und ewig Verzicht thun auf die Glorie eines Pfälzischen Ritters! —

Steinach. Dahin würde es zwar Deutschland nicht kommen lassen, wenn auch alle Vasallen sich von ihrer Pflicht losrissen!

Kemn. Deutschland? das deutsche Reich? was hält denn diesen zusammengesezten Staatskörper zusammen? nennt mir die Grundgesetze, welche die tausend widerstreitigen Verhältniße unsrer Verfassung zu einer deutlichen und ordentlichen Gesezgebung vereinigen? Die goldne Bulle, ist sie nicht die Quelle von alle den Kriegen, welche doch seit Jahrhunderten nur aus dem Herkommen entstanden waren, ist es nicht eben dieß erhabene Reichsfundamentalgesetz, welches diese blutige Bürgerkriege und das Faustrecht begünstigt? — Trachtet der Kaiser nicht immer mehr auf die Vergrößerung und Vermehrung seiner Staaten, als auf die Handhabung der Deutschen Reichs-Polizey? und wenn er auch wie Friedrich III. zuweilen die Hände dazu beut, entspricht er in seinen Handlungen und Eigenschaften dem großen unvergeßlichen Albrecht? Würde der Kaiser wohl die Angelegenheiten eines bedrängten Reichsstandes lieber hören als die Schmeicheleyen der Lützelsteiner, welche im Besiz der Pfalz die Absichten des Kaisers auf die Schweizer mit einem Kriegsheer zu unterstützen versprächen! Nein Steinach! der Kaiser beneidet jezt schon den Wohlstand der Pfalz, er wird es so leicht nicht vergeßen, daß Lud-

wig mit dem Deutschen Reich, seine Absichten gegen die Schweizer nicht begünstigte, und daß vorzüglich in solchen großen Angelegenheiten die Pfälzische Stimme entscheidet, und vermöge der Weisheit seiner Regenten noch lange entscheiden wird. Gewiß Pfalzgraf — eine solche Lage des Vaterlandes wäre für die Feinde der Pfalz halbgewonnenes Spiel; und wenn auch diese Trennung der Pfälzischen Staats-Einheit im Ganzen keine augenblickliche Folge hätte, glaubt ihr wohl, daß die nachtheiligen Folgen gänzlich ausbleiben würden?

Friedrich. Sie müßten und würden über lang oder kurz eintreffen; so natürlich eintreffen, wie die Wehrlosigkeit des tapfersten Ritters, wenn ihn die Lanze seines Gegners aus dem Sattel gehoben hat! —

Kemnat. Pfalzgraf! — auch wenn die Fürsten die beßten Freunde, ja Brüder sind — so kann der Staat niemals auf die Vortheile dieser Freundschaft sicher rechnen. — Der unbedeutendste Eingriff, die der eine in die Rechte des andern wagt, stört diese Freundschaft, und mißstimmt ihre Gemüther gegen einander. Sie sind Menschen — die in der leidenschaftlichsten Lage — in den schwürigsten Verhältnißen, worinn je Menschen leben können, sich befinden. Nicht nur Anmaßungen und Herrschsucht ändern ihre moralische Natur, nein! auch der Umfang ihres Würkungs-

kreises den ihre Seelen befaßen müßen, theilt und schwächt sehr oft ihre vortreflichsten Eigenheiten. Wofür der bürgerliche Mensch in gewöhnlichen Verhältnißen Kraft und Seele hat sich moralisch gut zu benehmen, da mangelt es oft dem fürstlichen, — da die Vielseitigkeit und Menge von Verhältnißen sehr oft die Freiheit seines Urtheils und die Zuträglichkeit seines Urtheils hemmen.

Die Pfalz wird in einen Krieg verwickelt; der Staat macht an die beiderseitige Theilnahme des Churfürsten und des Pfalzgrafen Anspruch. Der Churfürst scheint zu gewinnen, mehr als dem Vasallen zuträglich scheint — der Bruder verabscheut den Krieg, will Ruhe und Frieden seinen Unterthanen erhalten und sie nicht quälen; der Churfürst befiehlt, er will mit Gewalt den Vasallen dazu nöthigen; der Vasall verbindet sich mit Andern gegen den Churfürsten; ein andrer Krieg begünstigt den, welchem man widerstehen wollte — das Land wird verheert — und wer verliert dabey? —

Friedr. Die Menschheit! —

Kemnat. Laßt euch umarmen, — Pfalzgraf! daß ihr das Unglück des Fürsten, dem Unglück der Menschheit nachsetzet! — Wohl ist es wahr, wenn der gute Fürst leidet — da leidet auch das Land: aber ist das Land unglücklich, leidet auch allemal der Fürst? — Selten — oder

er müßte das Herz eines Friedrichs haben, und den Fluch verschuldeter Thränen, schrecklicher und entsetzlicher als den Verlust einer Krone wägen! — Der Regent findet Stütze, wenn der arme Landbewohner von aller Hülfe verlassen ist; seine Tafel wird doch besetzt, wenn schon die Einkünfte des Landes geschwächt wurden, wenn schon dem armen Unterthan kaum Brod und Wasser von dem Feind übrig gelassen wurde! — Dieses Elend, wenn es von dem übermächtigen siegreichen Feind in das arme wehrlose Land geschleudert wurde, muß schon schrecklich und beugend für den Landes-Vater seyn; wenn es aber der Regent oder die regierende Familie selbst veranlaßt haben, um wie viel schändlicher und herabgewürdigter muß da das Verhältniß vom Fürsten zu dem Unterthan seyn? —

Der gemeine Mensch wird vielleicht die Urquelle dieses Elends nicht bestimmt auffinden, aber die Weisern im Staat werden es finden — Sie, die der Sache des Ohnmächtigen das Wort sprechen, und durch ihr freies richtiges Urtheil endlich auch der leidenden Empfindung des Nichtdenkenden Deutlichkeit und Wahrheit geben.

Die Einheit und den Zusammenhang eines Staats trennen, seine Verbindung willkührlich theilen — beruht auf eben den Gründen, welche die Rechte des Eroberers über das nachbarliche Land vertheidigen. Und welches Recht hat der

Nachbar auf das Eigenthum des Andern? mit welchen Gründen läßt es sich rechtfertigen, wenn der Eine dem Andern ein Stück Land wegreißt, und es sich eigenthümlich und zinsbar macht? — Die Vernunft und die Geschichte nennen widerrechtliche Eingriffe, ungerechte willkührliche Räubereyen, und kennen hierin kein Recht, als das harte grausame Recht des Stärkern! — Aber; ist es nicht noch grausamer und ungerechter, wenn der Fürst über sein eignes Land dieses barbarische Recht ausübt? Pfalzgraf — der Mörder ist ein grausamer Mensch, — wer ein Geschöpf verstümmelt und ihm seine Glieder raubt, wodurch es aufhören muß das zu seyn was es war — ist ein Ungeheuer! — begeht man aber durch Trennung eines Staatskörpers nicht eben die Grausamkeit und Ungerechtigkeit — hört nicht der Staat auf das zu seyn was er war, wenn Theile von ihm gerissen wurden, die nun außer ihrer ehemaligen Verbindung gesetzt sind und andern Zwecken und andern Gesetzen untergeordnet wurden? Hat der Regent wohl das Recht dazu? die Einheit seines Staates zu zerreißen, und das Vaterland zu verstümmeln, folglich es unglücklich, verächtlich, und armseelig zu machen? — mich deucht Pfalzgraf! der Regent soll den Staat erhalten, ihm seine Einheit sichern, und seine Ansprüche auf äußern und innern Wohlstand befördern, statt denselben

willkührlich seinem Verderben und seiner Auflösung in sich selbst preis zu geben?

So wie ein weitläuftiges Gewerbe vernichtet wird, wenn man Theile davon trennt, und unentbehrliche Arbeiter ihm raubt, so wird auch der äußre und innere Wohlstand eines Landes vernichtet, wenn ihm seine Einheit, und sein innrer Zusammenhang geraubt wird. Denn nun arbeiten diese getrennten Bürger nicht mehr auf einen Zweck. Der Lüzelsteiner thut dem Pfälzer Abbruch, und in der allgemeinen Noth streitet jeder für ein anderes Interesse!

Friedr. Je mehr ich euch höre, Kemnat! desto mehr schaudre ich über die Lage meines Vaterlandes, und über das unbestimmte Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan! —

Kemnat. Dieß ist sehr leicht zu bestimmen lieber Pfalzgraf — wie wohl Euch die Fürsten-Schmeichler, und unsre Rechtsgelehrten eine ganz andre Bestimmung vorargumentiren würden! — Hört mich Prinz! — dem großen Wesen im Himmel, dem wir die Weltschöpfung und Weltregierung zuschreiben, müßen wir nachspüren, um daraus die Bestimmung des Regenten festzusetzen. — Der Fürst soll wie ein Gott das ihm anvertraute Land regieren, nicht wahr? Wie regiert nun Gott? nach den Gesetzen der Natur: unabänderlich ohne die geringste Willkühr leitet er

mit Weisheit die Begebenheiten der Welt — Heute wie vor Jahrtausenden, und nach eben den eintretenden Ursachen und Gründen entstehen auch immer noch die Folgen und Würkungen: Er ist der Herr des Alls, und doch erlaubt er sich nichts gegen die Gesetze; überall weise Vorbereitung, Uebereinstimmung der Zwecke und Mittel — natürlicher Uebergang, und nirgends Willkührlichkeit — plötzliche Gewalt! —

Dem Fürsten ist ein Land übergeben, dasselbe zu regieren. Er soll der Weiseste seyn, weil er das schwerste und wichtigste Amt im Staat trägt — er soll der Treueste und Ehrlichste seyn, weil die Einrichtung der Erbfolge einer fürstlichen Familie aus dem Volks-Vertrauen entstand, womit es die ganze fürstliche Familie zu dem Gipfel der Größe und Macht erhebt, und unbedingt auch darnach zu fordern sich berechtigt hält, daß der Sohn wie der Vater weise sey, und in dem Besitz der Herrscher-Vorrechte darum auch so ehrlich und treu sey, daß er seine gleichsam eigenthümliche Nation — sein Eigenthum erhalte, beglücke, und gegen allen Schaden sichre. — Wenn nun Gott die Welt als Wesen außer sich betrachtet, und nach dieses Wesens eigenthümlichen Gesetzen sich zu regieren verpflichtet — ist dieß nicht auch die Pflicht des Regenten um so mehr? — Der Regent soll das ihm anvertraute

Land nach weisen Gesetzen regieren, aber die natürlichen Gesetze des Landes, und seine physische, moralische und politische Verbindung nicht antasten! —

Die Pfälzer bilden ein Land — eine Nation — sie waren es bisher — sie wollen es seyn, weil ihre natürliche Verbindung ihnen nur den Wohlstand giebt und sichert, den sie würklich besitzen, und weil auch ohne diese ihre politische Verbindung ihre bisherige Sicherheit und Macht aufhören muß. Ist es nun nicht eine ungerechte Willkühr des Regenten, wenn er diese heilige Vorrechte seiner Nation kränkt? —

Friedr. Dieß leidet offenbar keinen Widerspruch; aber lieber Kemnat, dieß war wohl Ludwigs Absicht nicht, als er uns diese Theile der Pfalz zum Erbtheil aussezte, er dachte gewiß sie blieben doch bey der Pfalz, wie es denn auch geschehen wird!

Kemnat. Wer bürgt dem Vaterland dafür — wer bürgt euch selbst dafür? Andre Verhältniße, andre Zwecke und Absichten: Pfalzgraf! und wenn auch ihr keinen Theil daran nehmen würdet, bürgt ihr euch selbst dafür in einer ganz veränderten Zukunft? — Ludwig hatte die Folgen nicht vorausgesehen — es ist so Sitte und Brauch des Jahrhunderts, daß der Fürst es sich zum Vortheil seiner Kinder erlaubt sie auf diese

Art sicher zu versorgen, damit ihr Schicksal nicht von der Willkühr des Thronerben abhänge! — wenn nun aber gleichwohl die Sache mit dem guten Herzen eures Vaters nicht im Widerspruch steht, verliert meine Behauptung etwas an Wahrheit? seht doch die Oestreichischen Erbstaaten unter dem jetzigen Kaiser an — worinne liegt der Grund ihres Verfalls — ihrer Empörungen, ihrer blutigen Bürger-Kriege?

Friedr. Nein Kemnat, ich bin ganz mit euch einverstanden, ich liebe mein Vaterland; das arme Land hat schon bisher von seinen Vasallen gnug gelitten, und leidet noch; mein Herz hängt an der Idee es von allen seinen Lasten befreien zu helfen, und ich — ich sollte die Ursache seines künftigen Verfalls werden?

Kemnat. Auch ohne diese eure Versicherung, habe ich diese Antwort von eurem Herzen erwartet. — Pfalzgraf! ihr und Rupprecht seyd die ersten Söhne des Vaterlandes, die heilige Hoffnung der Pfälzer: der Staat wird und muß euch als die Stützen seiner Hoffnungen, und als Erben fürstlicher Vorrechte erhalten, und eure billige Foderungen befriedigen — und was bliebe euch nun noch zu wünschen übrig? Friedrich — ist euch der Thron darum reizend, weil er der Herrschsucht schmeichelt — weil er euren Launen und

den

den Gelüsten eurer Willkühr Mittel zur Befriedigung in der höchsten Staatsgewalt darbeut?

Friedr. Kemnat, ich bin ein Mensch; vertraute mir die Vorsehung die große Pflicht des Regenten an, so würde ich dieser Pflicht nicht durch willkührliches Herrschen zu entsprechen glauben; ich würde mich dazu berufen halten, die mir anvertraute Nation zu leiten, sie weise nach den Gesetzen zu führen, zu beglücken, und sie in der Noth mit Gefahr meines Lebens zu beschützen! —

Kemnat. Prinz! Dieß ist die Bestimmung des weisen Regenten, des Landes-Vaters, des Wohlthäters der Nation! — und nun Pfalzgraf! könntet ihr bey solchen Gesinnungen dieses dem Staat so schädliche Erbtheil annehmen?

Friedr. Nie! nie! ich werde es abtreten an den Churfürsten!

Kemnat. Ihr könnt ja doch dem Vaterlande wohlthun; ohne die höchste Gewalt über einige Striche Landes zu haben!

Friedr. Ich trete mein und Rupprechts Erbtheil an Ludwig ab: ich haße jede Trennung im Staat, mein Vater konnte dem Staate nichts vergeben, und seine Einheit antasten; der Staat war unter ihm ein- und unzertheilbar —, so muß er auch der Nation und dem Thronfolger erhalten werden. Ich will nicht nur nichts dem frommen Vorurtheil oder einem Wohlwollen auf Unkosten

des Staats — noch viel weniger einer unstatthaften widerrechtlichen Usurpation zu verdanken haben. Mein Vaterland ist mir heilig — ich will sein Glück — seine Trennung in gegenwärtiger Lage wäre sein Unglück, und Pfalzgraf Friedrich denkt edel genug diesem Unglück vorzubeugen.

Kemnat. Ich würde im Namen der Pfälzer vor euch die Knie beugen, könnte ich euch mehr damit ehren, als mit der Versicherung meiner innigsten Hochschätzung. Prinz euer Entschluß ist das Werk der Wahrheit und eurer für Wahrheit empfänglichen Seele. — Ein Fürst wie Friedrich, der auch die höchste Wohlthat, womit er seine Brüder segnet, für Pflicht hält, kennt keine Gnade; und dessen Herz würte man schänden, wollte man diese hohe erhabene Handlung nicht höher schätzen als die Urkunde eines Hoftitels. Prinz, ihr seyd groß und edel — eurr Entschluß ist das Siegel des weisesten und menschlichsten Wohlwollens gegen den Staat, und befestigt meine Hoffnung, daß nun die Pfalz glücklich, und unter den Staaten Europens der blühendste werden wird. — Pfalzgraf! diesen Tag vertauschte ich nicht gegen das längste Menschenleben, und rufte mich heute Gott von hier ab, so hätte ich von heute an genug gelebt. Ich sahe euch heute zum erstenmal frei und selbst handeln und zwar

in einer für den Staat sehr wichtigen Angelegenheit. Ruhe, Frieden, und Volksglück hing von euerm Entschluß ab. Ihr dachtet groß, auf euer Erbe Verzicht zu thun: diese Mäßigung, diese Herrschaft eurer festen männlichen Seele ist allein schon genug, euern Namen groß zu machen, versagte euch auch die Vorsicht die Laufbahn des Helden und des Staats-Mannes! —

Friedr. Kemnat, ich muß handeln — arbeiten — einen großen Raum haben für den Drang meines Willens. Dieser Würkungskreis, den mir dies Erbtheil anweiset, ist mir zu klein, zu eingeengt; er würde nur meine Leidenschaften entflammen, ohne sie zu nähren und zu befriedigen. Ich wünsche nicht mit Neckereyen zu kämpfen, ich wünsche mir eine große hartnäckige Arbeit, daß ich viel — aber auch viel Wohl um mich her verbreiten könnte!

Kemnat. Und das werdet ihr an Ludwigs Hofe finden; sein Zutrauen wird euch Einfluß gestatten, und ohne den Namen Regent könnt ihr euch in den Arbeiten des Regenten üben, und die schwerere Hälfte seiner Pflichten tragen. Prinz welche Vortheile für euch und die Nation! nicht wahr theurer Steinach?

Steinach. Unendlich seegnende Vortheile, mein Prinz! Ihr weihet euch immermehr in das Heiligthym wahrer Fürsten-Größe — ihr nä-

hert euch auf jenem Pfade der Hoheit eurer Bestimmung, wenn euch die Vorsicht etwa zum Regenten auserfehen hat; Ihr werdet auf diesem Posten mit dem Geist der Nation vertraut, ihr lernt die große Kunst diesen Geist zu bilden, und den Sinn für Thätigkeit, für hohe Gesinnungen, für Muth und Entschloßenheit allgemein zu verbreiten. Ihr erfahrt alsdann, daß es das kleinste Vorrecht des Fürsten ist — die Gewalt und daß man vom Volk vergöttert werden kann, ohne sich je jenes Mittels des schwachen und feigen Fürsten bedient zu haben. — Die Gerechtigkeit und Billigkeit, womit ihr die Rechte und Bedürfniße des Staats wägen werdet, ohne euch im Besitz der Macht zu sehen, ein entscheidendes Regenten-Urtheil zu geben, wird eure natürliche Heftigkeit, und das Ungestüme der Leidenschaften mäßigen; bey voller Mannskraft werdet ihr im Stande seyn, mit Kälte zu urtheilen, und jeden Anstrich von Leidenschaftlichkeit zu vermeiden. Euer Hauptgewinn wird seyn, daß ihr ein thätiger Selbst-Regent werdet: Ihr werdet selbst die Klagen des Bedrängten anhören und ihnen abhelfen.

Kemnat. Ja und welche Vortheile für die Pfälzer, daß sie nun Ein — und unzertheilt bleiben! —

Pfalzgraf! es liegt eine gewiße Würde darinn, die man einer Nation nicht rauben soll, und die sie immer zu seiner Zeit rächt. Wird nicht in dem Augenblick, wo der Staat sich Theilweise wie Tisch und Stüle — und die Menschen wie Hund und Pferde verschenkt oder verhandelt sehen muß, — auch alle Energie — Achtung seiner selbst, National-Stolz, Ehrgefühl, Sinn für Muth und Tapferkeit ausgerottet? — Es ist ein ekles Schicksal, der Regent eines sklavischen Volks zu seyn! Der Treiber einer Horde Schlacht-Vieh steht doch noch als Mensch zum Thier in Verhältniß: aber der Mensch über Menschen-Sklaven? ist hier nicht der Fürst der ärgste Sklave? was vermag er mit einer Horde feiger Sklaven gegen die kühne Tapferkeit freier und edler Menschen? er kann sich nicht auf sie verlaßen — sie fliehen von seiner Seite — ja sie überliefern ihn selbst dem Feind, da sie ihn nie liebten und nur vor ihm gezittert hatten? — Wäre dieß Schicksal über die Pfalz verhängt gewesen, die Pfälzer hätten aufgehört ein Volk zu seyn! Der Gemeingeist, dieses köstliche Kleinod wäre von ihnen gewichen, Patriotismus, diese unbezwingliche Wehrmauer gegen den Feind, wäre zusammengestürzt, und in heimtückische Bosheit übergegangen. Anstatt daß sie sich sonst wie

Brüder geliebt und vertheidigt haben, würden sie sich nun gehaßt und verfolgt haben! — Man sehe nur die Unterthanen der Vasallen, wie sie sich mit Wuth einander berauben und befehden — wie sie als Sklaven nun von dem kleinherrischen Interesse mißbraucht werden und nun Unedle geworden sind.

Friedr. Ich denke auch dafür sollte es noch Rath werden; die Pfälzer sollen mir mehr zu verdanken haben! Ihre Feinde werden auch in ihre Grenze zurückgewiesen werden; und um ihnen diese Hofnung zu versichern, so müßen die Lützelsteiner zuerst die Würde der pfälzischen Ritter und unsre Tapferkeit erfahren. Sie haben lange genug geraubt und sich empört — die Pfalz muß nun endlich ihr Ansehen gegen ihre Vasallen rechtfertigen! —

Kemnat. Der Zeitpunkt nähert sich, Pfalzgraf! das nächste Turnier sollte wohl das Grab ihres Stolzes werden! —

Friedr. Oder das Grab meiner Ehre, so wahr ich hoffe als deutscher Mann zu leben und zu sterben. — Zuerst werde ich mich aber des vollen Zutrauens meines Bruders versichern; es wird ihm vielleicht nicht gleichgültig seyn, wenn ich ihm meinen Entschluß ankündige —

Kemnat. Nur jezt nicht, denn die Grafen von Lützelstein sind bey dem Churfürsten!

Friedr. Desto besser! dann zernichte ich vielleicht ihre boshaften Anschläge im Keime noch!

Kemnat. Der Erfolg in Absicht auf die Lützelsteiner wäre dann nicht entscheidend; der Churfürst wird die Größe eures Entschlußes nicht in seiner Wichtigkeit wägen; eure Feinde werden euch die kleinliche Absicht unterschieben, daß ihr mit dieser Aufopferung den Churfürsten hättet gewinnen, täuschen, und gegen die Lützelsteiner aufbringen wollen. Die Lützelsteiner werden sagen, daß es ja ihr Interesse seyn müsse, wenn sie böse Absichten gegen den Lehnhof hätten — daß derselbe getheilt, getrennt und geschwächt würde! Daß es also mit eurer Verzichtleistung nicht so richtig seyn müße, weil euer Geist Unabhängigkeit athme — daß ihr daher nur das Land und den Churfürsten zu verblenden trachten dürftet, um nach und nach die oberste Gewalt im Staat zu erhalten!

Friedr. Ihr habt Recht, Kemnat! — Landschaden von Steinach sezt die Urkunde meines Entschlußes nieder; ich werde ihn unterzeichnen, und dann an den Churfürsten übersenden.

Kemnat. In diesen Plan willige ich ein! Eine große seltne Handlung würkt immer mehr auf die getheilten Gemüther, je unerwarteter, anspruchloser und überraschender sie in den entscheidenden Zeitpunkt einfällt.

Ludwig ist gut und sanft, aber in seiner Lage als Churfürst wird ihm der letzte Wille eures Vaters aufgefallen seyn, und wenn er ihn auch zu verbergen trachten will, so muß er doch sichtbar durchleuchten der natürliche Verdruß über diese Trennung im Staat. Wie leicht ist es nun dem feindseeligen Heertroß, diese Mißstimmung zu benutzen, das Gehäßige der Sache noch gehäßiger und gefährlicher zu zeichnen, und eure große Eigenschaften in einem falschen Lichte, und mit der Farbe der Bosheit entstellt als Gefahr drohende Ungeheuer zu schildern; und wie gern leiht nun in einem solchen Verhältniß der beunruhigte und gedrängte Mensch sein Ohr der schmeichelnden Stimme des versteckten Heuchlers? Pfalzgraf! ich betrüge mich nicht, der Churfürst ist würklich in der Lage, für die Sache eurer Feinde gewonnen zu werden! Aber diese Urkunde eurer Verzichtleistung auf euer Erbtheil — die er vielleicht nicht erwartet, wird desto tiefer auf ihn wirken, je näher er dem Gedanken war der schmeichlerischen Bosheit zu vertrauen! — entlarvt stehen alsdenn die Bösewichter vor ihm — und ihr habt ihn auf ewig für euch gewonnen. —

Friedr. Eure Voraussetzungen und Vermuthungen leuchten mir ein: wohlan — ich bin es zufrieden — ruft mir den Kanzler, indeßen ist Steinach mit der Arbeit zu Ende. Beßer heute

als morgen — die Sache verliert an Werth und büßt an Eindruck ein, wenn der Entschluß lang-berechnet zu seyn scheint. —

Kemnat eilte den Kanzler zu rufen — Stel-nach hatte geendet, Friedrich unterzeichnet — der Pfalzgraf übergab die Urkunde dem Kanzler, und schickte ihn damit an den Churfürsten ab.

Die Stimmung des Churfürsten war ganz die nehmliche, wie sie Kemnat voraus gesagt hatte. Ludwig war sanft und fromm, und gedachte nichts weniger, als dem Testament des verstorbenen Churfürsten in dem kleinsten Punkte nur, sich zu widersetzen. Aber als Churfürst und Reichsstand, in dem Verhältniße zu den übrigen Reichsständen, und zu der Macht der pfälzischen Vasallen, hatte es ihn tief geschmerzt, daß die Pfalz durch diese Theilung ihr Ansehen, ihren innern Zusammenhang, und ihre Macht verlieren sollte. Finstrer Unmuth lag auf seinem Angesichte, und mit nicht geringen Merkmalen von Verdruß und Uebellaune hatte er den Kanzler mit der Abschrift des Churfürstlichen Testaments an Friedrich abgeschickt.

Der ganze Hof athmete Ludwigs Stimmung, und selbst die edelsten Staatsmänner schwiegen, da sie in einer so schwürigen Lage des Staats,

und bey solchen finstern Aussichten keinen Rath zu geben wagten. — Alle kannten den Pfalzgrafen Friedrich als einen feurigen thätigen und überlegenen Kopf, dessen Urtheil und Entschluß von ihm selbst abhing, und nur von seinen Einsichten bestimmt werden konnten. Es schien ihnen eine unübersteigliche Schwürigkeit, den Pfalzgrafen für das Churfürstliche Interesse zu gewinnen; da sie es von einem Prinzen, dessen Erbfolge so unbestimmt war, nicht erwarteten, daß er ein so ansehnliches Erbtheil abtreten, und auf die Selbstherrschaft Verzicht leisten würde.

Friedrich ward von den Pfälzern angebetet; sein Ehrgeiz — sein brennender Durst nach Selbsthandeln und Selbstwürken war bey dem Hofe nicht unbemerkt geblieben: seine großen freien Grundsätze fürchteten Alle — nur Wenige konnten sie schäzen: entfernt vom Hofe lebte er am liebsten in der Gesellschaft seiner Lehrer, und nur in wichtigen Fällen besuchte er den Churfürsten, — und dann sprach er auch nur mit ihm.

Friedrich wurde daher von Vielen gehaßt, wie wohl sie ihren Haß bisjezt noch verborgen hielten. Die Klasse der stolzen Uebermüthigen und Ungerechten zitterte vor seinem unternehmenden Geist und seiner Tugendstrenge.

Die Lüzelsteiner, welche einen vorzüglichen Platz in jener Klasse behaupteten, konnten ihm jene



Demüthigung im Angesicht des ganzen Churfürstlichen Hoflagers nicht vergessen, und arbeiteten daher seit jener Zeit an dem Sturze des Pfalzgrafen. Sie waren zu kurzsichtig, ihren Vortheil bey jener Theilung der Pfalz abzusehen; ihr Haß fand nur die augenblickliche Gefahr für ihr Ansehen, und da sie den Umfang von Friedrichs Genie kannten, so sahen sie keine andre Zukunft für sich als Kampf und Krieg mit dem Pfalzgrafen, in welchem sie trotz ihres Ansehens bey den benachbarten fürstlichen Höfen zu verlieren fürchteten, da es ihnen nicht unbekannt war, wie sehr Friedrich von den Pfälzern vergöttert wurde.

Anfänglich war es bloß Haß, warum sie gleich nach Ludwigs Tode Friedrich zu verfolgen, und ihm die Achtung des Churfürsten und die Liebe des Volks zu rauben trachteten. Nun war es ihrem Interesse und ihrer Herrschsucht noch wichtiger und nöthiger geworden — ihren Plan auszuführen.

Die Stimmung des neuen Churfürsten war ihnen daher sehr willkommen; es schien ihnen jezt eine Kleinigkeit, den bedrängten Fürsten ganz für ihre Rache zu gewinnen, daher sie den ihnen so günstigen Augenblick auf der Stelle benuzten, und mit der Sprache dreist hervortraten.

Es entwickelte sich daher folgende Unterredung, zwischen Churfürst Ludwig IV., dem



Obristhofmeister, einigen Churfürstlichen Räthen, dem Churfürstlichen Beichtvater, und den Grafen Jacob und Wilhelm von Lüzelstein.

d. Churfürst (giebt den Räthen einige ihm überreichte Schriften zurück) Verschont mich heute mit Staatsgeschäften, meine Seele ist nicht dafür gestimmt.

Jac. v. Lüzelstein. Gnädigster Herr! eine Zerstreuung wird euch nüzen: kann euch eine Jagd aufheitern — befehlt über euern Knecht, und er wird alle seine Kräfte aufbieten, um seinen erhabenen Gebieter mit einer der reichsten und glänzendsten Jagden zu ehren? —

d. Churf. Ich danke euch Graf. Es gibt Kummer und Sorgen, die sich auf Jagden nicht zerstreuen lassen! —

W. v. Lüzelst. Euer fürstliches Herz fühlt zu zärtlich und landesväterlich für die Angelegenheiten des Staats! —

d. Obristh. Warum sich aufopfern in Geschäften mein Gebieter? soll denn eben der Fürst an Glück der Aermste im Staate seyn? Das Land genießt Seegen und Wohlstand unter der weisen Regierung Ludwigs — euer Arm schüzte es gegen die drohenden Nachbarn, eure Weisheit schenkte ihm und ganz Deutschland ohnlängst den Frieden: und in seiner Glorie sollte sein Wohl-

thäter der einzige seyn, der nicht die Wonne dieses Seegens genießt, und an Kummer leidet, während die lachende Freude auf dem Angesicht jedes Pfälzers thront?

Der Beichtv. Und gnädigster Herr, da euch der Beystand der Heiligen, des Erlösers und seiner göttlichen Mutter zu Theil wurde, und noch täglich der Gegenstand des frommen Gebets eures Vaters des Oberhaupts der Kirche seyd, indem ihr auch die Sache der Christenheit vertheidigt habt! —

Der Churf. Ich erkenne mit Dank die Freude meines Volks, und den Beyfall Deutschlands, daß ich in jenen wichtigen Angelegenheiten der deutschen Kirche mich nicht unter der Würde eines pfälzischen Churfürsten benahm! — aber sollte ich mich darüber freuen, daß ich meine Hand zum Seegen über mein Land ausstreckte — daß ich ihm Würde, Ansehen und Achtung erfocht, und nun schon das Ziel meines guten Willens gefunden habe?

Der Beichtv. Es ist wahr; diese Theilung des Landes und der Nation muß euch schmerzlich fallen gnädigster Herr! —

Der Churf. Ich hatte ein Volk — ich war einst sein Regent, groß war der Name der Pfälzer — die Stimme seiner Fürsten galt viel bey den Fürsten Deutschlands: Rupprecht trug die

Kaiserkrone, er bekleidete die Würde des Reichsoberhaupts mit Größe und Verdienst: welchem Pfälzer muß nicht das Herz pochen, denkt er an die Glorie, in der jener große Churfürst strahlte? —

Jac. v. Lüz. Und dessen Geist noch in seinen Nachkommen lebt, — auf dem Stolz der Pfälzer, ihrem Ludwig, ruht! —

Der Churf. Diese Glorie ist nun erloschen! die Pfalz hört auf, und zerbrochen liegt der churfürstliche Szepter an dem Thron, auf welchem einst Kaiser herrschten; getheilt — zertrennt ist die Herrschaft meiner Ahnen — gesunken ist der erhabene Stamm der Wittelspacher, und in wenig Zeiten vielleicht erlebt Europa das Schauspiel, daß die Nachkommen der Ottonen ihre Ritterzüge bestehen, und von irgend einem Fürsten sich müssen belehnen lassen! —

W. v. Lüz. Gnädigster Herr! Leider dürften eure Ahndung wahr werden. Jederzeit haben die Theilungen der Herrschaft die schrecklichsten Folgen für das Reich gehabt; davon zeugt die Geschichte der erstern Jahrhunderte und das Schicksal der Europäischen Kaiserthümer! — Fern daß Eintracht und Bruderliebe auf die Regierung des Landes würken, und den gemeinschaftlichen Antheil der beiden Regenten am Wohl des Ganzen erzeugen, trennen Eifersucht, Ehrgeiz,

und Herrschsucht ihre Gemüther — beide streben nach der höchsten Macht; der Unterthan wird in das Interesse seines Herrn gezogen, der stärkere und schlauere siegt über den sanften und wohlwollenden Regenten, und nicht eher tritt wieder Ruhe und Frieden ein, als bis wieder einer die höchste Gewalt im Staat hat, und der andre die Rechte und Besitzungen freywillig oder zwangsweise eingebüßt hat.

Der Obristh. Ich bekenne, daß eure Lage einzig ist, gnädigster Herr! denn nicht nur das Wohl des Vaterlandes — auch das eurige hängt von der Weisheit eures Benehmens und eures Entschlusses ab.

Der Churf. Rathet mir, was kann ich — was soll ich thun?

Ein Rath. Den Pfalzgrafen zu ersuchen, daß er sein Erbtheil an euch abtreten möge!

Ein a. Rath. Pfalzgraf Friedrich wird es thun; er ist weise, gut, und liebt das Vaterland.

J. v. Lüz. Weil er es einmal zu beherrschen hoft!

W. v. Lüz. Weil er es frühe schon darauf angelegt hat, in einer solchen schwürigen Lage der Pfalz durch sein Genie und seine Helfershelfer die Chur an sich zu reissen, und seiner tobenden un-

ruhigen Seele, einen weitläuftigern Spielraum zu gewinnen.

Der Churf. Was behauptet ihr da Grafen von Lützelstein? Könnt ihr diese Behauptungen gegen den Pfalzgrafen durch Beweise rechtfertigen? —

W. v. Lütz. Warum schlich er denn so umher in den Hütten der Bürger? habt Ihr nie darauf gemerkt? Wohl aber wir. Eurem verdachtlosen Gemüth ist es entgangen, wie er so heftig und eifrig um die Liebe des Volks gebuhlt hat — wie er sich öffentlich Tadel über die Landesregierung erlaubte, wenn das Volk seinen liebenswürdigen Prinzen freudetrunken umrungen hatte, wie er sie getröstet hat auf beßre Zeiten — wenn ihn der getäuschte Pöbel seiner Anhänglichkeit versicherte und laut für ihn zu leben und zu sterben schwur! —

J. v. Lütz. Sind euch denn seine kühne und verwegne Grundsätze so ganz unbekannt geblieben? Habt ihr seinen Unmuth nicht bemerkt, als ihr von Trier zurückgekehrt seyd, und dem Heer der Deutschen euern Bund und Frieden mit dem Dauphin angekündigt habt? Wir sahen es wohl, wie er sich zornig in die Lippen biß, daß ihm der Feldherr entgangen war, und daß sein glühender Ehrgeiz keine Siege gegen die Armagnaken, und

keine

ne Lorbeern erfechten konnte. Warum haßt er die Lüzelsteiner? Warum schwärzte er unsern Namen bey Ludwig dem Bärtigen an? Weil er wußte daß wir von seinen verwegenen Grundsätzen über Staat und Kirche unterrichtet waren! —

Der Beicht v. Friedrich ist kein Freund der Kirche — er ist ein Feind der Priester: Seine gottlosen Lehrer haben ihm heydnische Grundsätze beygebracht, und in seinem ganzen Benehmen zeichnen sich Abweichung von den kirchlichen Lehren und verdammliche ketzerische Lehren aus. Ein Priester will ihn neulich haben sagen hören, „daß der heilige Geist seine sanfte Taubennatur müße abgelegt, und die eines Krokodills dafür angenommen haben, weil der Unfug der beiden Konzilien und der beiden Päbste, Trennung, Barbarei, Unglück und Elend über die Menschheit brächte!“ Heilige Jungfrau — was ist von einem solchen Prinzen zu erwarten, ein zweiter Mahomet, ein Zißka, ein Prokop! —

W. v. Lüzel. Erinnert euch gnädigster Herr! Als ihr am Tage von Heidelbergs Huldigung vor dem Altar knietet, und euer Herz dem Dienst der Religion weihtet, wie der Pfalzgraf um euch zu täuschen frech gnug war, in Gegenwart des Allerheiligsten eine Huldigung zu künsteln, der gewiß sein Herz widersprach? — Wohin gehen alle sei-

ne Rathschläge in Betref des Landes? — als dem Volk einen Sinn für Wohlstand und für seine Rechte zu geben, welches dereinst der Verfassung offenbar den Tod bringen wird. — Was zieht ihn so mächtig — so gewaltsam an Kemnat, Steinach und Gemmingen? Was bezwecken ihre heimliche Zusammenkünfte — ihre ängstliche Abgezogenheit von dem Umgang mit den treuen Vasallen des pfälzischen Hauses? Gnädigster Herr! und ihr verlangt noch Beweise, da die Geschichte der Vorzeit euern Blick schärft — in derley Verbindungen immer das Verdächtige und Bestätigende des gehegten Argwohns zu finden, und bey einem Verhältniß wie euer gegenwärtiges zu euerm raschen unruhigen Bruder — die verborgene gefahrdrohende Schlinge zu befürchten? — Wohin kann sein jugendlicher gefährlicher Plan hinzielen, als auf die allmählige Unterdrückung eurer Macht — auf den Churhut — auf die höchste Gewalt? —

Der Beichtv. Er ist geliebt vom Volk, er und seine Anhänger werden die übrigen Pfälzer zu gewinnen suchen, und um Aufruhr und Bürgerkrieg zu vermeiden werden sie sich seiner Herrschaft unterwerfen, und in Verbindung mit den boshaften Feinden der Pfalz so wie durch einige ansehnliche Aufopferungen wird er es dahin bringen Ludwig von Thron zu stürzen! —

Der Churf. Gott, ich zittre — sollte Friedrich eine so höllische Falschheit nähren, und eines solchen gräuelvollen Plans fähig seyn?

J. v. Lüz. (schlägt auf sein Schwerdt) Mit meinem Leben verpfände ich mich für eüre Gerechtsame. Wehe dem — wer es seyn mag, und sey es der Pfalzgraf, der die Rechte meines gnädigsten Churfürsten antastet — den soll dieß Schwerdt durchbohren.

Der Churf. Ich danke euch Graf: dahin wird es hoffentlich nicht kommen; indessen befinde ich mich in einer bedenklichen Lage. —

Ein Rath. Gnädigster Herr! ich wollte mit meinem Leben dafür bürgen, daß ihr von dem Pfalzgrafen nichts zu fürchten habt — denn er ist edel und groß! —

W. v. Lüz. Wohlwollend und gut — aber nicht auch ehrgeizig und herrschsüchtig? Der Pfalzgraf ist schlau genug, die leztern Züge zu verbergen, um mit den erstern seinem Plan Anhänger zu gewinnen! Was für einen Zweck kann er denn haben, wenn er auf eine bisher ganz fremde Art den Bürger und Bauer behandelt, Stundenlang bey ihnen verweilt, mit ihren Kindern koset, schöne Dirnen lobt, auch wohl einen Reisigen auf die Achseln klopft, und spricht, „wenn du Muth und Vaterlands-Liebe hast, so sollst du einmal ein gut

Stück Arbeit mit mir bestehen!" wenn er sich nicht Anhänger und Freunde zu werben trachtete? und wozu könnten sie ihm wohl nutzen, da doch Margaretha durch einen Churerben seine Hoffnungen auf die Pfalz durchstrich, wenn er nicht irgend einen herrschsüchtigen Plan — vielleicht gar auf das Leben unsres theursten Churfürsten hegte?

Der Churf. Gott! Gott! wer rathet mir — sollte ich mich so schrecklich geirrt haben — könnte Friedrich so mein Zutrauen mißbrauchen? —

Der Beichtv. Wozu können ketzerische Grundsätze den Menschen nicht verleiten! — das ketzerische Gift ist tiefeingreifend — es übertäubt alle Gefühle für Ordnung und Religion; es erschlafft die Keime der Frömmigkeit und des Gehorsams — es schafft den Fürsten zum wilden Thier um, daß er nur wütet und zerstört. Was dem frommen Regenten heilig ist, dieß wagt jener ketzerische ungescheut anzutasten. Treu und Glauben werden von ihm verlacht, und er hält sich nie an dieselbe gebunden. — Die Kirche hat demnach eine dichte Scheidewand zwischen dem Ketzer und dem Glaubigen verordnet, daß man weder mit ihnen essen noch trinken — noch mit ihnen gemeine Sache haben soll, weil die Ketzerey Verstellung und Heucheley athmet, und damit den Glaubigen betrügt! —

Der Churf. Ich werde den Pfalzgrafen sogleich hieher berufen, und wenn er sich nicht gegen eure Anklage vertheidigen kann, dann will ich ihn dem Gericht des Kaisers überantworten.

W. v. Lüz. Gnädigster Herr! wollt ihr euern Knecht eine Erinnerung erlauben, bevor ihr euern Befehl an den Pfalzgrafen ergehen laßt?

Der Churf. Sprecht!

W. v. Lüz. Glaubt ihr denn — Friedrich würde auf unsre Erinnerungen anders als mit Nein! antworten? wird er nicht schlau jeder Bedenklichkeit auszuweichen suchen, und grade das Gegentheil von dem behaupten, worauf wir euch als treue Anhänger der Pfalz und als gehorsame Vasallen aufmerksam machten?

J. v. Lüz. Wird er nicht um desto rascher und plötzlicher seinen Plan ins Werk setzen, weil er sieht, daß man ihn entdeckt hat? wird er demnach nicht schwerer zu bekämpfen seyn, als wenn ihr ihn darüber in der Unwissenheit laßt, und das weitere nach reiflicher Ueberlegung und nach einem klugangelegten Plan beschließt?

Der Beichtv. Gnädigster Herr! diese Bemerkungen verdienen beherzigt zu werden. Eure Lage ist zu bedenklich — die Gefahr zu wichtig, und der Gegenstand zu fürchterlich, den ihr zu bekämpfen habt!

Der Churf. So rathet mir! was nützen mir eure Schrecken, wenn ich ihnen hülflos unterliegen muß? —

W. v. Lüz. Nicht wahr, gnädigster Herr, ihr seyd als Churfürst verbunden, für den Wohlstand, für Ruhe, Frieden, und für das Glück eures Landes zu sorgen?

Der Churf. Ja!

W. v. Lüz. Alle Uebel und Hinderniße, welche diesen Glücksgütern im Wege stehen wegzuräumen, und zu entfernen?

Der Churf. Natürlich!

W. v. Lüz. Alle Ruhestörer zu zernichten, dem Verfall des Ganzen, wenn es möglich ist, schon im Keime vorzubeugen? Wohlan! es ist demnach eure Pflicht als Landesvater, die dem Lande so nachtheilige Trennung zu vernichten, und als der Gesetzgeber des Staats — Friedrichs Erbtheil als gegen die Gesetze des Staats und seiner Einheit für nichtig zu erklären! —

Der Churf. Ich ehre die Asche meines Vaters — ich verehre ihn als einen redlichen Fürsten; ich würde ihn verachten, und im Tode erniedrigen, wollte ich den lezten Willen meines verklärten Vaters nicht erfüllen! —

Ein Rath. Besprecht euch mit dem Pfalzgrafen, bey meinem Leben, er wird eure Unruhe und eure Besorgniße heben!

W. v. Lüz. Nun wohlan — vielleicht tritt er sein Erbtheil ab — entsagt seinen Rechten und Ansprüchen, und verleugnet sich dießmal!

Der Churf. Auch Friedrich ehrt seinen Vater, und wird sich vermöge dieser Hochachtung und seinem jugendlichen Ehrgeiz schwerlich zu einer Abtretung verstehen! —

W. v. Lüz. Wohl! so laßt durch den Kaiser einen Reichstag ansetzen, auf welchem über diese Sache als über eine Reichsangelegenheit soll entschieden werden. Ein Ausweg, den selbst das deutsche Reich an euch fodert, indem ihr als Churfürst von der Pfalz verpflichtet seyd euer Ansehen im Churfürsten-Rath zu erhalten, und die Würde eurer Stimme im Namen der Pfalz zu behaupten! —

Der Obristh. Deutschland wird sich wenig um diese Angelegenheiten interessiren — die meisten Churfürsten waren während der kirchlichen Streitigkeiten entweder neutral, oder für den Pabst Eugen IV. Trier und Cöln waren mit dem Churfürsten von der Pfalz die einzigen Freunde von Felix V. Jene Fürsten werden als Nachbarn jederzeit für das Interesse der pfälzischen Chur stimmen; wie aber die übrigen, die bisher auf Eugens, und des Kaisers Seite waren? —

Der Churf. Auch dürften die Angelegenheiten leicht eine zu ernste Gestalt nehmen, und

dem beabsichteten Zweck eher nachtheilig als dienlich seyn —— da die Lüzelsteiner behaupten, Friedrich sey sehr vom Volk geliebt, und sein Ehrgeiz erlaube sich nach eurer Meynung, Ehrwürdiger Vater, alles, um nur zu seinem Zweck zu kommen! ——

Der Beichtv. Unwidersprechlich gnädigster Herr! mich däucht daß daher der Sache am besten zu begegnen wäre, wenn man sie zum Interesse der Christenheit machte, und sie sodann von Seiten der Christenheit entscheiden ließe?

Der Churf. Wie versteht ihr das, Vater?

Der Beichtv. Der Pfalzgraf hat ketzerische Grundsätze eingesogen — sagt die Lüzelsteiner, er verachtet die Geistlichkeit, und wird einmal ihr ärgster Verfolger, wenn er dazu Macht und Gelegenheit erhält! — Wer aber die Diener der Religion haßt, und beschimpft, der haßt und beeinträchtigt die Religion selbst. Dieß ist ein Grundsatz der Kirche, geweiht von allen Päbsten und Konzilien, und selbst geheiligt in den Aussprüchen der Gottheit. Es ist also eure Pflicht gnädigster Herr! in Zeiten diesem Uebel vorzubeugen, und dem hereinbrechenden Verderben über die Christenheit als ein treuer Sohn der Kirche, als ein frommer Fürst zu steuern, da es noch Zeit ist! — denn nicht nur über euch wird sich der Schrecken seiner gottlosen Unternehmungen ergies-

sen. Nein, übers ganze Land — vielleicht über das ganze deutsche Reich. Es ist daher der sicherste Austrag, dem Oberhaupt der Kirche hievon die Anzeige zu thun. Alle Fürsten neigen sich jezt auf Eugens Seite — werdet auch ihr diesen Schritt thun, und euch in dieser Angelegenheit an seine Person wenden, wodurch ihr ihm auch zugleich als dem Oberhaupt der Christenheit huldigt, und ihn in dieser Würde anerkennt, so wird er als höchster Richter über die Meynungen und Streitigkeiten der Menschen in geistlichen sowol als weltlichen Angelegenheiten diesen Streit zwischen euch und dem fatalen Erbtheil des Pfalzgrafen schlichten, und ihn zu euerm Vortheil — entscheiden.

Der Churf. Ihr kennt mein Verhältniß mit Felix V. — und würde ich auch diesen Schritt wagen — und Friedrich dem Bannfluch überliefern. Er ist mein Bruder, und ich sollte seine Seele dem ewigen Verderben preiß geben?

J. v. Lüz. Eure Sanftmuth wird euch aber dafür ins zeitliche Verderben stürzen!

Ein Rath. Nicht doch! sie steht im schönsten Verhältniß zu Friedrichs edler großmüthiger Denkungsart — die sich durch Haß gegen das Unrecht und durch männliche Anhänglichkeit an Wahrheit und Ordnung auszeichnet!

W. v. Lüz. Wer bürgt dem Churfürsten dafür, daß diese Denkungsart ungeheuchelt ist? und

ändern sich nicht die Gesinnungen der Menschen, wenn ihr äußrer Zustand reicher, ansehnlicher und bedeutender geworden ist? Der Pfalzgraf steht durch sein Erbtheil im Mißverhältniß mit der churfürstlichen Macht; — wenn er nicht schon den Karakter der Schlauheit trüge, und verborgne Ränke in dem Hinterhalt seiner Seele spückten, würde er nun davon frey bleiben, oder Eigenschaften verleugnen, wozu seine Erziehung schon den Grund legte — wozu seine ehrgeizige Seele den Saamen enthielte, und die nun durch eine solche ansehnliche Veränderung seines äußern Zustandes genährt — entflammt werden, und gewiß eine für den Staat gefährliche Richtung erhalten?

Der Beichtv. Und da er ein Religionsspötter — ein Feind der Priester, und folglich auch der allerheiligsten Religion ist, werden ihm wohl eure Rechte, eure Ansprüche, eure churfürstliche Macht und Oberherrschaft über den Staat heilig seyn? Gnädigster Herr, werdet ihr wehrlos den Dolch in eure Brust stechen lassen, und nicht darauf denken, den Mörder zu entwaffnen?

Der Churf. Ich würde ihn entwaffnen und strafen!

Der Beichtv. Der Pfalzgraf steht in eben dem Verhältniß zu euch und dem Staat, wie der Mörder zu demjenigen, dessen Gut er rauben will! ihr seyd verpflichtet um des Staats willen,

den Pfalzgrafen aus dem Wege zu räumen, ihr thut der Kirche noch einen Dienst, und macht euch damit des Beyfalls Gottes und des Heilandes würdig! — Kraft meines Amts und der höhern Weißheit, die uns vor den Laien als eine Gnade des heiligen Geistes gegeben ist, kann ich euch darüber schon im voraus des Beyfalls Gottes, der Vergebung eurer Sünde versichern, wenn ihr etwa an der Rechtmäßigkeit dieser Handlung zweifeln möchtet!

Der Churf. Ehrwürdiger Vater! er ist Ludwigs und Mechtildens Sohn — mein Bruder; wir sogen an einer Brust — wir wurden beyde geliebt, und liebten uns wieder einander als Brüder. Ihr könnt Recht haben, aber — mein Herz würde mit schärfern Dolchen mich züchtigen, als mein Dolch Friedrichs ehrgeizige Brust strafte! —

W. v. Lüz. Wohl! so laßt ihn sein Erbtheil ruhig genießen: laßt ihn ungestört schmieden seine verderbliche Plane — laßt ihn im Besitz seines Erbtheils mit seinen Gemmingen und seinen Geispitzheim um Bündniße buhlen: Stetten, Süzel von Mergentheim und Boosen von Waldeck werden ihm ihre Burgen öfnen: schlaft, zweifelt, ängstigt euch, und schmachtet nach Hülfe, bis seine Banner vor unsern Burgen wehen, bis er mit seinen Rittern und Rei-

sigen eure Vasallen bezwungen hat — dann wird er auch den Weg zum Reichs-Panier finden; er wird euch fragen, ob ihr Churhut und Szepter willig niederlegen und in seine Hände abgeben wollt, oder ob seine Büchsen und Lanzen euch eure Ohnmacht beweisen sollen? — dann steht ihr allein — verlassen von euern Getreuen — von uns, die wir mit unserm Blut euch vertheidigt hätten, weil wir hinabgestoßen in unsre Verließe ein Opfer der Kröten, Molche und Schlangen wurden, oder vielleicht mit besserm aber schimpflicherm Glücke ausgeworfen aus unsern Burgen ohne Wappen, Wehr und Waffen im Land gleich Dieben und Mördern herumirren! —

Der Beichtv. Verlassen steht ihr dann — verlassen von Kaiser und der Kirche, Deutschland neigte sich vor Eugens Primat, und Eugen wird euch dann nicht kennen, da ihr ein ungehorsamer Sohn der Kirche waret. Vielleicht peitscht euch dann gar noch sein Bannfluch von Land zu Land, und Churfürst Ludwig kann es alsdann trostlos, unbemitleidet, und ohne Beystand beweinen, daß ihn seine sträfliche Sanftmuth gegen einen Empörer ins Elend, und sein armes vom Blut triefendes — von Raub und Flamme verheertes Land ins Verderben stieß. — Zittert ihr alsdann vor der Rache des Ewigen, der die Flüche der Kirche und die eures Landes an euch rächen

wird, wer wird dann den Fluch von eurer Seele hinwegsegnen, und euch eure Sünden vergeben? Kein Priester — ich selbst darf mich nicht zu euch nahen, auch vermag ich es nicht euch beyzustehen, weil nur der erzürnte Statthalter Christi den über euch ausgesprochnen Fluch selbst und allein zu lösen vermag!

b. Churf. O verlaß mich nicht Mutter des Ewigen — versage mir deinen Beystand nicht — ich bin ein Mensch, und wenn der Fürst mit diesem Gefühl vor dich tritt, so kannst du ihm deinen Beystand nicht versagen. Mein Herz empört sich gegen gewaltsame Anschläge auf den Bruder und Gefährten meiner Jugend — und doch kämpfen so viele wichtige Rücksichten des Fürsten mit den zarten Regungen des Menschen! — heiß und schrecklich ist dieser Kampf! ich vermag nicht zu entscheiden — Mein Herz liegt in einem blutigen Widerstreit mit dem Rath dieser Menschen: was soll ich thun? Männer — Freunde — ehrt mein Zutrauen — ich will das Glück meines Landes — kann ich es aber nur auf den Trümmern von Friedrichs Glückseeligkeit gründen? Ist kein andrer Ausweg mehr übrig — muß Blut fließen?

W. v. Lützelst. Ueberlaßt mir ihn im Turnier, sein Ehrgeiz dürstet schon lange darnach eine Lanze mit mir zu brechen.

d. Beichtvater. Wohl! so seyd ihr auch zugleich nicht schuldig an seiner Schande und an — Friedrichs Ehrgeiz und der Graf tragen alsdann die Schuld!

J. v. Lüzelst. Oder nehmet ihn gefangen — und übergebt ihn uns auf eine unsrer Burgen — dort soll er bleiben bis er nichts mehr schaden kann — ein Wink von euch soll ihn in Freiheit setzen, oder euer reiferes Urtheil entscheide über den Nebenbuhler eurer Macht, wenn Geschichte und Erfahrung euch strenger und klüger gemacht haben.

d. Rath. Gnädigster Churfürst! die Empörung eures unglücklichen Landes würde diese eure sträfliche Eifersucht fürchterlich rächen. Friedrich ist geliebt — richtet man ihn nach den Ränkevollen Meynungen seiner Feinde; so ist er verloren: richtet man ihn nach den Gesetzen, so wird das Vaterland Schuz, Achtung und Ehrfurcht für seinen edlen Prinzen fordern dürfen. Seine Freunde werden an das Gesetz appelliren, und diesen despotischen Schritt Ludwigs — wenn er je dazu fähig wäre — auf das fürchterlichste ahnden. (kniet vor dem Churfürsten nieder) Gnädigster Churfürst! verschmäht die Warnungen eures Knechts nicht — es sind die warmen Ergüße eines redlichen Pfälzers, der sein Vaterland und seinen Churfürsten liebt; laßt euch zu keinem will-

fährlichen despotischen Eingriff in die Rechte des Gesetzes — zu keinem Uebertritt der heiligsten aller Regentenpflichten — der Gerechtigkeit verleiten: der ungerechte despotische Fürst mag Länder und Nationen seinem Szepter unterwerfen — er mag die mit Skorpionen züchtigen, deren Glück und Wohl ihm auf die Seele gebunden sind — über deren Wohl und Wehe er an dem großen Tag des allgemeinen Gerichts über die Handlungen der Menschen Rechenschaft geben soll! Aber wenn ihn die Rebellion seines Landes nicht stürzt — so brandmarkt ihn der Fluch der Nachwelt, und schwer wird die rächende Hand des Allmächtigen auf den einzelnen Menschen fallen, der die Größe und Hoheit seiner Bestimmung vergessen und um seines Ehrgeizes willen ein ganzes Land ins Verderben stürzen konnte! —

d. Churf. Steht auf lieber getreuer Freund! mein Herz stimmt für eure Bitte; habe ich denn noch je die Empfindungen der Menschlichkeit und der Wahrheit gegen meine Unterthanen verleugnet? ist Friedrich nicht mein Bruder? wann habe ich aufgehört ihm Bruder zu seyn — selbst in dieser für mein Reich so bedenklichen Lage?

d. Rath. Euer Herz ist gut und sanft; ich kenne dieß Herz meines theuern Churfürsten: aber weil ich gewürdigt bin — vor Tausenden ge-

würdigt bin, Zeuge der geheimsten Regungen dieses Herzens zu seyn — so ist es mir heilige Pflicht, die ich im Namen aller Pfälzer trage — mit all meiner Wahrheitsliebe mich der Gefahr entgegen zu stellen, die euerm sanften Herzen droht! — O mein Churfürst! Ein gutes Herz wird nur zu leicht die Beute des arglistigen Bösewichts und ein Raub des schleichenden Lasters: Ihr waret bisher fest und unerschütterlich; aber die Gefahr wächst mit jeder Minute — ihr könnt wankend werden und endlich fallen. Ihr habt mich zum Freund und Gefährten eurer Regierung gewählt — ihr legtet mir die theure Pflicht auf, mit meinem Rath euch zu leiten, mit meinen Einsichten und Kenntnißen eure Regierungssorgen zu mindern, und jeder Gefahr, die dem Wohl meines Fürsten droht, tapfer und standhaft aufzulauern. Churfürst — mein Herr! dieß that ich — ich habe euch laut gewarnt — ich habe euch auf meinen Knien beschworen, den Verläumdungen dieser Menschen über euern edlen Bruder nicht Gehör zu geben! So lang lag ich auf meinen Knien — Nun! stehe ich auf — denn nun spreche ich im Namen des Vaterlandes — im Namen der Pfälzer. Ich sprach bisher treu und begeistert nach meinen Pflichten — die ich gegen euch habe: allein ich habe auch Pflichten gegen den Staat, gegen die Nation. — Sie schweigen alle eure Räthe und Diener

Diener — Sie zittern vor eurer Ungnade! Ich wage diese Ungnade zu befürchten, und selbst mit Gefahr meines Lebens euch daran zu erinnern, daß das Land Rechenschaft fordern darf, von eurem Benehmen in Rücksicht auf das Wohl und Wehe des Landes! — Churfürst, der Pfalzgraf Friedrich gehört dem Staat an — und nur der Staat kann über seinen Prinzen — über die Hoffnung des Vaterlandes — über den möglichen Erben der Chur sprechen. Sein Leben ist heilig und nur ein Frevler gegen das Gesetz kann es wagen ihn anzutasten: Noch hat die Pfalz eine treue edle Ritterschaft — die nicht nur Vasallen der Chur — Nein! auch die Vertheidiger und Beschützer der Landesgesetze sind! — Hat der Pfalzgraf ein Verbrechen begangen — so darf ihn das Kabinet nicht richten: Ein Tribunal der Pfälzischen Ritterschaft muß die Klagen des Hofs hören — wägen — beurtheilen und ihn richten. Noch erkennt Deutschland die goldne Bulle für sein höchstes und heiligstes Fundament seiner Verfassung: Friedrichs Richter wäre dann im höchsten Fall der Kaiser. —

W. v. Lüzelst. Verwegner! Ihr wagt die Hoheitsrechte meines Churfürsten anzugreifen — seine höchste Obergewalt zu bezweifeln, und seinen unumschränkten Willen an den Willen des Volks und der Ritterschaft zu heften? — Gnä-

digster Herr — hört ihr die Grundsätze die Friedrich und seine Anhänger hegen? Zittert ihr nicht vor ihrer verdammlichen Frechheit, die sich an dem labyrinthischgezogenen Faden einer tiefangelegten Verschwörung gegen euch und eure Churfürstliche Würde so gar schon in euer Kabinut eingeschlichen hat — daß einer von euern Räthen eurer Majestät trotzen, und euerm richterlichen Amt, über Prinzen, Ritter und Unterthanen, empörerische Grundsätze zu entgegnen die stolze Kühnheit hat?

d. Beichtv. Seht euch vor gnädigster Herr! wenn ihr nur einen Augenblick solche Reden duldet, so vergebt ihr euch euer Churfürstliches Ansehen: schon hat sich die Verschwörung überall verbreitet — schon hat sie euern Thron belagert; sie hebt ihr Drachenhaupt in Matthias von Rammungen verwegner Sprache gegen euch empor, und begeifert eure Churfürstliche Würde mit dem giftigen Frevel einer aufrührerischen Sprache: Euer Leben ist nicht mehr sicher — vielleicht ist er mit Dolchen und heimlichen Mordgewehren bewaffnet! —

W. v. Lüzelst.
J. v. Lüzelst. } (ziehen ihre Schwerdter) Er hat den Tod verdient der Verruchte! (wollen auf ihn eindringen — der Churfürst tritt dazwischen, und ruft halb bittend — halb befehlend): — Es soll kein Blut fließen —

d. Beichtv. So werft ihn wenigstens ins Gefängniß, und richtet ihn dann zum Beyspiel für die übrigen Empörer! —

W. v. Lüzelst. (wirft den Handschuh hin) Fehde im Namen des Pfälzischen Throns — dessen beleidigte Würde ich rächen muß — Fehde — blutige Fehde — Ludwigs gefallene Ehre zu rächen, ist seiner Ritter und Vasallen Pflicht. Entdeckt ist des Empörers Complot — zerstört und vernichtet muß es werden — oder ich lege mein Haupt nicht mehr sanft auf meiner Burg nieder; und Churfürst — wenn ihr in euerm Herzen noch Schonung und Sanftmuth gegen sie hegen dürftet — dann will ich laut aufschreien im Lande — daß ihr unwürdig des Throns und des Szepters wäret — alle Ritter müßen euch keinen Land- und Burgfrieden mehr halten — eure Vasallen müssen sich gegen euch empören, und Fehde sey alsdann jedem der noch auf eurer Seite stehen wollte! —

J. v. Lüzelst. (wirft seinen Handschuh hin) Fehde dem Pfalzgrafen Friedrich — Fehde den Rammungen, Gemmingen und den Empörern; geächtet und verfolgt sey jeder, der nicht Rache und Haß gegen sie dürstet, so lange nicht Gottes-Gericht über sie und uns entschieden hat.

d. Beichtv. Amen.

M. v. Rammungen. (hebt die Handschuh auf) Fehde! — Im Namen Friedrichs des Pfalzgrafen und seiner von euch verunglimpften und entehrten Ritter — Fehde! — Ja! Gottes-Gericht soll über euch und sie entscheiden — und ob ihr schon geächtet seyd, und den hohen Namen Ritter nicht mehr verdient, da ihr den heiligsten Schwüren der Ritter — Ehre und Tugend zu beschützen nicht nur treulos wurdet, sondern auch fähig waret, zur verächtlichen Stufe der Verläumder herabzusinken, so werden sie vergessen was die Rittergesetze fodern, und nur die Stimme des beleidigten Vaterlandes hören. Gottes-Gericht wird alsdann den Frevler zeichnen! — Gnädigster Churfürst — ihr werdet den Thron — die Ehre eures Fürstenhauses und seiner besten Ritter rächen, wenn euer fürstlicher Entscheid dem Urtheil Gottes und der ritterlichen Ausfodrung nicht vorgreift! —

d. Churf. Wohlan denn! Morgen soll auf dem Turnier Gottes Gericht über Pfalzgraf Friedrich — seine Freunde und die Lüzelsteiner entscheiden! —

W. v. Lüzelstein. (steckt frohlockend sein Schwerdt in die Scheide) Heiliger Benedict! dann wirst du und deiner Lüzelsteiner Schwerdter

einen Kampf bestehen — der Himmel und Hölle entzücken soll! —

M. v. Rammungen. Ich werde dem Pfalzgrafen die Fehde ankündigen, und ihr habt Handschuh und Fehdebrief in wenig Minuten zu gewarten! —

Indem Rammungen abtreten will, öffnet sich die Thüre — der Churfürstliche Kanzler tritt herein, und bringt auf einem goldgewürkten Kissen die Urkunde, in welcher Pfalzgraf Friedrich sein Erbtheil an den Churfürsten abtritt. — Eine plötzliche tiefe Stille herrschte durch die ganze Versammlung. Ueberrascht von der unerwarteten Feierlichkeit dieses Auftritts starrten die Lüzelsteiner den Churfürsten bald — bald den Kanzler mit Ungeduld an, als wollten sie es ihm aus den Augen lesen was er vorbringen wollte. — Der Churfürst, der sich noch aus dem Zustand der Verwirrung und des betäubenden Schreckens in welchen ihn die erniedrigende Ränke-vollen Reden der Lüzelsteiner und des Beichtvaters versezt hatten, zu kämpfen versuchte, wurde aufs neue davon überwältigt; sprachlos stand er da — wehmüthiger Ernst war auf seinem Gesicht gezeichnet, und mit ängstlichen bekümmerten Blicken erwartete er die Anrede des Kanzlers.

Der Beichtvater faltete die Hände und kaute zuweilen an den Nägeln: auf seinem schwarzgel-

den Gesicht tummelten sich in sichtbarem Wechsel Angst und arrogante Frechheit; seine graue Augen rollten in ihrer tiefen Höhle — und blizten mit giftigen Blicken, bald auf den Churfürsten — bald auf den Kanzler: sprechender hatte noch nie die Natur den Kampf eines stolzen boshaften und Rache-durstigen Herzens gezeichnet; in jeder Bewegung seiner Glieder — in jeder Veränderung seiner Gesichtszüge lag der Abdruck seiner jedesmaligen geheimen Regungen — der scheußliche Zirkellauf seiner verruchten Gedanken! —

Der Kanzler hielt kniend dem Churfürsten die Urkunde hin, und sprach: — So wirft sich Pfalzgraf Friedrich, der große, der erhabene Sohn Ludwigs III. zu den Füßen seines Gebieters, und huldigt mit dieser Verzichtleistung auf sein Erbtheil, noch einmal feierlichst seinem Churfürsten! — Der Churfürst nahm mit zitternden Händen die Urkunde, und reichte sie dem Obristhofmeister hin. — Leset laut, sprach Ludwig, Friedrichs Namen verdient verherrlicht zu werden — und beym großen Gott! er soll auch gerächt werden! —

d. Obristh. (nachdem er die Verzichtsleistungsurkunde vorgelesen hatte) Gesiegelt mit des Pfalzgrafen Wappen, und seinem glorreichen Namen! —

M. v. Rammung. Und dieses Wappen — dieser Name so gräßlich, so schimpflich herabgewürdigt und entehrt? Unwürdiger Priester — nun bete — nun segne deine ehrlosen Grafen — weihe sie ein mit dem Zeichen des Kreuzes zum Kampf für Ehre, Recht und Tugend: Gottes Gericht wird ihre Schandthaten strafen, und euer verruchtes Komplott offenbaren — denn Gott streitet mit im Kampf für das Recht, und sein Arm ist fürchterlich dem Bösewicht, der gegen die Wahrheit frevelte. Glücklicher Tag für den Pfalzgrafen — nun steht er am Ziel seiner Wünsche. Ha! wie sich sein Herz heben — wie Gotttes Kraft seinen Arm stählen und stärken wird — wenn ich ihm diese Fehdehandschuh zu seinen Füßen hinwerfen werde! — (entfernt sich)

d. Churf. In welches Labyrinth habt ihr mich verwickelt, Ungeheuer! wohin habt ihr mich gebracht — wohin wolltet ihr mich noch bringen?

W. v. Lüzelst. Und noch wagen wir euch zu warnen, gnädigster Herr! — die Ränke, deren ihr uns schuldig erklärt, liegen alle in dem Plan des Pfalzgrafen versteckt! — Eure treue Vasallen, die edelsten Anhänger eurer Churwürde, und des pfälzischen Hauses — verdienen diesen Argwohn — diesen schmähenden Verdacht nicht; unsre Warnungen sind noch immer eurer Beherzigung werth — wozu sollten sie uns nützen? —

Wir brechen mit dem Pfalzgrafen Lanzen — unser Sieg- gewohnter Arm versichert uns schon im Voraus den längstbewährten Ruhm unsrer Tapferkeit! — Uneigennützig haben wir euch alles entdeckt, was euerm Thron gefährlich zu werden droht, und ihr Churfürst haltet uns schon widerlegt? klagt uns der Bosheit an, weil der Pfalzgraf schlau genug ist, euch zu täuschen, und mit dem Schimmer seiner verrätherischen Verzichtleistung auf sein Erbtheil euer Auge zu verblenden?

d. Beichtv. Habe es selbst vermuthet, daß er durch diesen Kunstgrif den Churfürsten zu gewinnen trachten werde! —

d. Kanzler. Der Pfalzgraf denkt edel und groß, er sprach, als er mir diese Urkunde überreichte: — Versichert den Churfürsten, daß ich das Vaterland liebe, und daß mir seine Einheit — seine Macht — und sein Wohlstand theurer sey, als Länder und Besitzungen worüber ich herrschen dürfte: daß ich die Ehre dieses theuern Landes und die Würde des Churhuts mit Gut und Blut, mit Leben und Glück vertheidigen würde, und mich schon glücklich genug schäzte, wenn ich Zeuge von Ludwigs glücklicher Regierung über ein braves Volk seyn dürfte! —

J. v. Lüzelst. Und in dieser Sprache, gnädigster Herr! findet ihr nichts — gar nichts —

was euch einigermaßen mit unsern Vermuthungen über den Pfalzgrafen Aehnlichkeit zu haben schien? Ist dieß die Herzenssprache des herrschsüchtigen und ehrgeizigen Pfalzgrafen? will er euch nicht mit solchen Verstellungskünsten einschläfern, um euch alsdann mit seinen Anhängern in eurer Ruhe zu überraschen, und seinen Plan auszuführen! —

d. Churf. Gnug Lützelsteiner — ich habe es ausgesprochen und es bleibt dabey: Gottes Gericht soll über euch und den Pfalzgrafen entscheiden, wenn euch derselbe eure Beleidigungen verzeiht! — Ihr Grafen entfernt euch bis euch der Herold zum Kampf ruft! Ihr Obristhofmeister befehlt dem Waffenkönig, daß er noch heute durch das ganze Land und in der Stadt ausrufe, Morgen sey das festliche Turnier zur Friedensfeier für Adel und Ritterschaft. Er soll alles veranstalten, was die Würde und Feyerlichkeit dieses Festes erheben könne! Beichtvater ihr entfernt euch nicht von eurer Wohnung: der Entscheid des Ganzen wird auch über euch entscheiden! — Ihr übrigen Edlen aber theilt mein Entzücken mit mir, daß die Pfalz nun ungetrennt bleibt, und daß nun alle meine Landesväterliche Besorgniße durch Friedrichs weisen und edlen Entschluß gehoben sind. — Kanzler! versichert den Pfalzgrafen meiner brüderlichen Liebe, und meinen Dank für diesen Be-

weis seines großen Herzens. Sagt ihm, daß ich ihm auch Morgen im Namen des Vaterlandes danken würde.

Matthias von Rammungen — trat mit hoher Miene und stolzen Blicken zu dem Pfalzgrafen hin, und warf die Fehdehandschuh der Lüzelsteiner zu seinen Füßen hin. Nachdem er dem betroffnen Pfalzgrafen die Vorfälle zwischen den Lüzelsteinern und dem Churfürsten erzählt hatte, sprach er — Fehde gegen euch und eure Anhänger — die Lüzelsteiner wollen einige Lanzen mit euch brechen?

„Ha!“ rief der Pfalzgraf: „Dank dir Gott im Himmel — so sind denn endlich meine Wünsche erhört! — Pfalzgraf Friedrich Sieger — oder Geächteter! Sieg und Triumph oder Tod — und mit diesem Ton meiner Seele will ich auf dem Kampfplatz erscheinen!“ —

Kemnat sahe lächelnd dem Pfalzgrafen ins Angesicht — Friedrich flog in seine Arme, und drückte ihn feurig an sein dankbares Herz. Gott! rief er aus; was ist doch der Fürst ohne Freund: Ein weiser Mann voll reiner trugloser Freundschaft und warmer Vater-

landsliebe ist der Schuz-Engel des Fürsten und des Vaterlandes! Eure Weisheit hat mich bisher geleitet, Euer Rath soll mir in der Zukunft nicht weniger theuer seyn.

Der edle Mann freute sich innig über diese liebevolle Anhänglichkeit seines fürstlichen Zöglings. Er hatte das ungeheure Bubenstück der Lüzelsteinischen Grafen wohl vorausgesehen, und genau berechnet, wenn und in welcher Zeit es ohne Larve sichtbar werden würde. Aber die Schwärze des Beichtvaters, die scheußlichen Ränke der Grafen, so kühn er sich auch ihren Plan gedacht hatte, hatten dennoch seine Erwartung übertroffen, und sein Herz mit Entsetzen erfüllt. Er schauderte über die verruchten Anschläge dieser Elenden, wodurch sie den sanftmüthigen Ludwig zu den abscheulichsten Handlungen bereden wollten, und freute sich, daß der Churfürst edler Mann genug war, diesen verrätherischen Ungeheuern Widerstand zu leisten.

Kemnat ergriff Rammungens Rechte und schüttelte sie mit männlicher und gefühlvoller Deutschheit: brav, sprach er, Rammungen — Ihr seyd ein Mann! — so muß man sprechen und thun wenn Buben das Herz eines Fürsten mißbrauchen wollen. Gäbe doch Gott jedem Land und jedem Regenten einen Mann wie ihr — dann würden die Höfe bald werden was sie seyn sollten — die Werkstätte des Seegens, und die

Klagen der Völker über Druck und Ungerechtigkeit würden sich in Freudenlieder umwandeln, und Seegen und Glück athmen! — — „Das gebe Gott," sprach Friedrich!

Schon ertönten auf allen Straßen und Ecken die Trommeten und die Stimme des Waffenkönigs, der das Turnier ausrief. Wie durch Zauberey geschaffen prangten schon am Abend die Schranken — das Amphitheater und die Bühnen für die Zuschauer in schöner zierlicher Arbeit; schon zogen die Ritter mit ihren Reisigen und Knappen, mit ihren Wappen und Banner. Die Fürsten und Baronen mit ihren Wappen und Fähnlein zu den Thoren herein, als Friedrichs Freunde, die Geispizheim, Venningen, Gemmingen und Sickingen, in des Pfalzgrafen Wohnung frohlockend eintraten, und ihre Freude bezeugten, daß es Morgen den Lüzelsteinern gelten sollte.

Friedrich und seine Ritter waren nun beschäftigt, ihre Rüstungen, ihre Waffen und Streit-Roße auf das treflichste zu schmücken. In stolzem Wett-Eifer strebten sie untereinander sich an dem festlichen Tage durch die Pracht ihrer Rüstung — ihrer Helme und Schilder zu übertreffen, und die Augen der Damen zu beschäftigen. Aber Feuer ergoß sich in die Wangen der edlen Deutschen Jünglinge, und ein edlerer Wetteifer

rang in ihrer Brust, die beglückende Gunst des Pfalzgrafen zu gewinnen, und Friedrich mußte sie aufheitern als sie traurig und mißmuthig die Augen niederschlugen, daß er Wendel von Gemmingen und Hans von Sickingen zu seinen Mitkämpfern erwählt hatte, und ihnen dieser beneidenswürdige Vorzug nicht geworden war, im Turnier gegen die Lüzelsteiner zu kämpfen. Friedrich beruhigte sie aber durch die Hoffnung, die er ihnen gab, daß sie im eigentlichen Turnier dennoch die meisten Dänke und Damen-Preise sich erkämpfen könnten.

Kemnat und Steinach waren bis zum anbrechenden Morgen um den Pfalzgrafen. Sie empfahlen ihm Kaltblütigkeit und Mäßigung. „Ungestüme Heftigkeit“ sprach Kemnat, „macht den Streiter glänzend und beschäftigt das Auge. Kaltblütigkeit und Mäßigung aber machen ihn siegend — entscheidend, und beschäftigen das Herz!“ —

Friedrich hatte auf seine Meldung bey dem Churfürsten um den Ritterschlag, die Antwort erhalten: außerordentliches Verdienst, verdiene Auszeichnung und außerordentliche Belohnung. — Indessen beobachtete Friedrich die nach der vorgeschriebenen Ordnung dem Kandidaten auferlegte heilige Handlungen und unterhielt sich die Nacht hindurch mit Kemnat und Steinach über die ei-

gentlichen Pflichten des Deutschen Ritters, Mannes.

Endlich brach der heißersehnte Morgen an. Friedrich blickte gerührt gen Himmel, als wollte er von dem Gott der Tugend, Kraft und Sieg erflehen. Ein geheimer Schauer der Rührung durchströmte sein Gefühl, volles Herz, und froh und gestärkt ließ er sich nun seine Rüstung anlegen. —

Jetzt hörte man das Rufen und Trommeten der Herolde — welche durch die Straßen giengen und die Ritter und Knappen ermunterten, sich zum Kampf zu rüsten.

Endlich nahte die Zeit der allgemeinen Versammlung auf dem Churfürstlichen Schloß heran.

Die Grafen von Lüzelstein zogen mit ihren Fähnlein, von vielen Rittern und Knappen begleitet in Fürstlicher Pracht daher. Stolz weheten ihre Helme, unaussprechlich groß war der Reichthum ihrer Rüstungen. Wiehernd bäumten sich unter ihren Rittern ihre stolzen Streitroße: Troz blickten die Lüzelsteiner; und auf ihren Schildern schimmerte in goldnen Zügen die stolze Devise: „Unbesiegte Tapferkeit altert nie!" —

Friedrichs Gefolge war minder glänzend; sein äußres war einfach, mehr schön als prachtvoll. Eine leichte Rüstung umgab seinen Körper, sein blondgelocktes blühendes Haupt konnte auch

durch den glänzendsten Helm nicht mehr verschönert werden. Heiterkeit strahlte aus seinen Feuervollen Augen, und so leicht und gewandt er sich bewegte, eben so leicht war auch sein Streitroß, das durch seine Behendigkeit und Lenksamkeit, seinem Ritter wichtigere Vortheile gewährte als ein schweres unbeholfnes Streitroß, auf welchem die stürmende Tapferkeit Vortheile gegen den plumpen nicht aber gegen den Streitgeübten Ritter gewinnt.

Alle Ritter versammelten sich nun in dem Churfürstlichen Rittersaal, um den Churfürsten zu erwarten.

Der Churfürst erschien — von seinem ganzen Hoflager umgeben, festlich — majestätisch, doch von seiner unverkennbaren Milde und Sanftheit begleitet.

Er stieg auf den Thron und eine feierliche Stille herrschte durch die Reihen der Grafen und Ritter! — Der Oberhofmarschall trug das Schwerdt von Kaiser Ruppbrecht, und überreichte es knieend dem Churfürsten. — Hierauf ertönte die Trompete, und der Herold rief den Pfalzgrafen Friedrich vor den Thron.

In edler aber ehrfurchtsvoller Stellung erschien der liebenswürdige Prinz, verbeugte sich tief gegen den Thron, und senkte dann ein Knie auf die erste Stufe desselben.

Der Churf. Ritter, Grafen, und Vasallen! hier liegt Pfalzgraf Friedrich, Ludwig des Bärtigen Sohn — mein Bruder an den Stufen des Throns. Viel hat ihm das Vaterland zu verdanken — denn er dachte groß genug, auf Selbstherrschaft Verzicht zu thun, und dem Vaterland seine Einheit zu erhalten.

Mehrere Ritter. Er ist unsrer Verehrung würdig!

Der Churf. Euer unpartheiisches Urtheil richte ihn — ist er werth in den heiligen Bund der deutschen Ritterschaft aufgenommen zu werden?

Ritter. Er ist es — mit Wonne wollen wir ihn unsern Bruder nennen!

Der Churf. Ich frage euch deßwegen Ritter und Grafen — weil Friedrichs Ehre angefeindet und verunglimpft wurde, und weil Gottes-Gericht heute zwischen den Grafen von Lützelstein und ihm entscheiden soll — ob ihr ihn würdig haltet, die heilige Weihe zu empfangen, um seine beleidigte Ehre als Ritter und Mann vertheidigen zu können?

Die Ritter. Schlagt ihn zum Ritter — er empfange die heilige Weihe unseres Bundes — denn er ist edel — groß und unsrer würdig. (Ziehen die Säbel) Schlagt ihn zum Ritter — wir

wir beschwören euch bey dem Heiligthum unseres Bundes!

Der Churf. Wohlan Ritter — entkleidet ihn und er empfange dann den Ritterschlag! (zu dem Pfalzgrafen als er entkleidet vor dem Thron erschien) Pfalzgraf Friedrich — hier ist Kaiser Rupprechts Schwerdt; und mit diesem schlage ich euch im Namen Gottes — der heiligen Jungfrau — und des heiligen Georgs zum deutschen Ritter. Seyd edel, tapfer und großmüthig — heilig sey euch Staat und Kirche — heilig Recht und Tugend — heilig die Unschuld des Schwachen und Wehrlosen; seyd Beschützer des Unglücklichen und der Rächer des Unterdrückten. — Und nun steigt näher zu mir herauf — empfangt den Bruderkuß — und (indem er ihn mit Rupprechts Schwerdt umgürtete) werdet eures großen Ahnherrn würdig.

Friedrich. (nachdem ihm unter dem Frohlocken der Ritterschaft die Ritterkleidung angelegt wurde, und er zu dem Churfürsten auf den Thron gestiegen war) Als deutscher Ritter will ich eures Bundes werth zu bleiben trachten — Ritter und Grafen! ich danke euch, daß ihr mich der Ehre würdig gehalten habt ein Glied eures Bundes seyn zu dürfen. Helft mir demnach die schwere aber belohnungswürdige Arbeit bestehen, dem Vater-

land zu dienen, und in seinen Gefahren ihm bey zustehen! —

Mehrere Ritter. Das wollen wir — das schwören wir, so wahr wir hoffen, daß uns Gott gnädig seyn werde!

Friedr. Und ihr, mein Bruder, theurer Churfürst; ihr habt mich im Angesicht eurer Ritterschaft so hoch geehrt — ich fühle tief die Ehre und den Lohn womit ihr mein Herz beschenktet! —

Der Churf. Eure Handlung war groß und nur die Frucht eures edlen Herzens — daran haben eure Feinde gezweifelt, und eurem Herzen schändliche Absichten beygelegt, als ob ihr es nicht ehrlich mit dem Vaterland meyntet! — darum muß ich euch auch noch im Namen des Vaterlandes belohnen. (Er umarmt ihn) So fest und so innig sey unsre Liebe als der Bund unsrer Herzen vor dem ganzen Volk und im Angesicht des Ewigen geheiligt wird. Hört mich Ritter und Grafen — Friedrichs Rath soll in allen Angelegenheiten des Staats eingeholt werden — und ich vertraue ihm hiermit feierlichst die Oberaufsicht über alle Provinzen und Aemter meines Landes an! —

Ritter. Er ist es würdig — er verdient es!

Fried. Dank für diese Gnade — mein Churfürst — und nun, wenn es euch gefällt, so eilen wir nach dem Kampfplatz! —

Der Churf. Wohlan! es ist alles vollendet, was uns oblag, die Festlichkeit dieses Tages gehörig vorzubereiten; ich geleite euch demnach. —

Ein Ritter. Zuvor klage ich die Grafen von Lützelstein an, daß sie sich mehrerer unritterlichen Vergehungen schuldig gemacht haben; sie haben durch Raub und Plünderung der pfälzischen Unterthanen den Landfrieden auf das schmählichste beleidigt!

Der Churf. Diesen Bruch ihres Lehnbundes werde ich als Churfürst rächen.

Der Ritter. Ihre Wappen sind befleckt von dem Gifte der niedern Verläumdungen, womit sie den Pfalzgrafen verunglimpften; sie sind unwürdig des heiligen Namens eines deutschen Ritters — da sie auf die Ermordung oder peinliche Gefangennehmung des Pfalzgrafen antrugen! —

J. v. Lütz. Noch einmal diese Frevelworte, wenn euch euer Wappen lieb ist! —

Mehrere Ritter. Die Lützelsteiner sind unwürdig der Ritterschaft — sie haben ihre Ehre selbst geächtet! —

Ein Ritter. Sie verdienen, daß man sie geißle, ihren Pferden die Sattelriemen abschneide, dieselben den Verruchten auf den Rücken bin-

de, und sie zur Offenbarung ihrer Schande an die Schranken setze, bis das Turnier zu Ende sey!

W. v. Lüz. Rache Churfürst! für diese Beschimpfung in Gegenwart der ganzen Ritterschaft! —

Ein Ritter. Die Lüzelsteiner sind nicht Turnierfähig, wenn ihnen Pfalzgraf Friedrich nicht ihre Unbilden zuerst verziehen hat!

Ein Andrer. Er verdient diese Genugthuung; bevor dieses nicht geschehen ist, erkennen wir ihre Helme und Wappen nicht an!

Der Churf. So wollen es die Rittergeseze — Grafen von Lüzelstein!

Jac. v. Lüzelst. Wohl — wir sind mit zu viel Hochachtung gegen diese Gesetze erfüllt, als daß wir es für schimpflich halten sollten, ihnen zu gehorsamen — nur der Kampf erhebt uns wieder über diese Demüthigung! —

Die Grafen von Lüzelstein mußten demnach in den demüthigendsten Ausdrücken den Pfalzgrafen um diese Verzeihung anflehen! —

Friedr. Ihr habt den Pfalzgrafen in mir beleidigt — er vergibt euch — der Ritter soll ihn aber rächen — und nun zum Turnier! —

Es erhob sich nun ein feierlicher langer Zug von Grafen, Rittern und Knappen unter dem Klang der Musik nach dem Kampfplatz.

Die Herolde voran — die Wappen-Könige mit den Waffen der Ritter — andre Knappen mit den Banner und Fähnlein und endlich der Zug der Herausfoderer — der Grafen von Lüzelstein auf ihren Streitrossen in fürstlichem Schmuck. In eben der Ordnung folgte nun der Ritter und Knappenzug des Churfürsten und des Pfalzgrafen. Friedrichs Devise für Ehre und Vaterlands-Würde kündigte den Liebling der Pfälzer an. Er ritt in der Mitte, umgeben von seinen Gemmigen und Sickingen, dann kam Ludwig IV. mit seinem zahlreichen glänzenden Hoflager! —

Auf einem Amphitheater waren die Damen des Hofs und der Stadt versammelt, und warteten mit Ungeduld der Ankunft des liebenswürdigen Pfalzgrafen. Aller Augen sahen nur auf ihn, den schönen heitern blühenden Prinzen, der in seiner Rittertracht das Ideal männlicher Schönheit dem Auge darbot.

Als die Kampfrichter nach Sitt und Brauch mit den Rittern und ihren Waffen geendigt hatten, so ritt Graf Jacob von Lüzelstein in die Schranken, und der Herold verkündigte es durch Ruf und Trompeten-Stoß. Wendel von Gemmingen ritt in die Schranken, und nun tummelten sich die beiden Ritter mit ihren Streitrossen herum, und brachen einige Lanzen. Das

Glück blieb unentschieden; eher schien es sich auf des Lüzelsteiners als auf Gemmingens Seite zu neigen. — Der Herold rief sie zum Abzug, und Wilhelm von Lüzelstein und Sickingen betraten den Kampfplaz; Wilhelm bog seine Lanze und warf Sickingen, daß ihn seine Bedienten halten musten. Aber er ermannte sich, zog das Schwerdt, und fochte tapfer — unbesiegt — bis der Herold ihn abrief! —

Die Lüzelsteiner triumphirten schon, und konnten es kaum erwarten, bis sie ihre lang verhaltne Wuth endlich frei und öffentlich in dem besiegten Pfalzgrafen sättigen könnten. Friedrich ritt endlich in die Schranken, aller Herzen zitterten, da man mit spizzen Lanzen focht. Aller Blicke ruhten ängstlich auf dem Geliebten. Steinach stand in der Ferne und bebte — Kemnats Spannung war fürchterlich — der Churfürst faltete die Hände, und schien des Himmels Seegen für ihn erbitten zu wollen! —

Jac. v. Lüzelstein rannte wüthend auf den Pfalzgrafen ein; der Pfalzgraf war mit seinem leichten gewandten Roß behend genug — dem Anrennenden auszubiegen, und Jacob von Lüzelstein war in Gefahr zu stürzen.

Die Damen flüsterten — einige lächelten; der Graf wurde wüthend und rannte zum zweitenmal auf den Pfalzgrafen ein. Eben so geschickt

und leicht wie das erstemal bog der Pfalzgraf wieder ein; hielt aber seine Lanze mit mächtiger Faust gegen den Sattel des Grafen, und warf ihn damit vom Pferde. — Ein schmetterndes Geschrei verherrlichte Friedrichs Sieg, die Damen klatschten — Kemnat zog wieder Athem, und Steinach schien sich freuen zu wollen. Der Herold endigte den Kampf — und nun fochten Wilhelm von Lützelstein und der Pfalzgraf. —

W. v. Lützelstein verstand das Lanzenbrechen; fertiger und geübter wie sein Bruder war er auch schwerer zu bekämpfen, aber seine ungestüme Wuth gab ihm die nehmlichen Blößen und dem kaltblütigen Friedrich ähnliche Vortheile, wie bey Jacob v. Lützelstein.

Die Kämpfer brachen 16 Lanzen und noch war nichts entschieden. Hierauf zog Friedrich das Schwerdt, und nun begann ein wütendes fürchterliches Gefecht. Grausig klirrten die Panzer — wenn die Schwerdter mit mächtigem Zug drauf schmetterten; pfeifend durchschnitten sie die Luft — die Sonne spiegelte sich in den Schwerdtern, daß sie einen vielfarbigen Glanz auf die Augen der erstaunten Zuschauer zurück warfen. Es war ein beständiges Sausen und Klirren der Schwerdter — ein beständiges Eindringen und eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit im Ausweichen und Abhalten der gegenseitigen Angriffe! — Als ob Castor

und Pollux mit gleicher Götterkraft unüberwindlich und unbesiegt kämpften, ein solches glänzendes niegesehenes Schauspiel war Friedrichs und Lüzelsteins Kampf für den Zuschauer. — Oft rannten die Streitrosse gegeneinander — die Ritter schwenkten ihre Schwerdter und schienen sich vernichten zu wollen — als sie plötzlich wieder von einander entfernt standen und den Kampf mit neuer Wuth begannen.

Die Knappen der Lüzelsteiner sangen unaufhörlich ihr „Unbesiegte Tapferkeit altert nicht“ und die Ritter des Pfalzgrafen ihr „für Ehre und Vaterlands-Würde!“ —

Bey jedem neuen Angrif wuchsen Lüzelsteins Wuth und der Zuschauer Besorgniße für den geliebten Pfalzgrafen! Der Lüzelsteiner schwang das Schwerdt und traf Friedrichs rechte Armschiene, daß es krachte als ob ihm der ganze Körper zerschmettert worden sey! Die Menge stieß einen dumpfen Schrei aus und Kemnat wischte sich die Angsttropfen von der Stirne; aber Pfalzgraf Friedrich drang nun plötzlich auf den Lüzelsteiner ein, und hieb ihm mit einem lauten Ruf „Für Ehre und Vaterlands-Würde“ das Visir herab. Wüthend stürmte nun der Lüzelsteiner, als wollte er seine lezte Kraft an dem Pfalzgrafen versuchen, und schwang fürchterlich sein Schwerdt um Friedrichs Haupt; allein Friedrich hielt diesen

fürchterlichen Zug nicht nur ab — sondern schlug auch mit unnennbarer Kraft dem Lüzelsteiner das Schwerdt aus der Faust, daß es an die Oefnung der Schranken niederfiel, als ob es von einem Windsturm wäre hingeschleudert worden.

Der gedemüthigte Graf stand da und schäumte. Der siegreiche vom Jubel der Menge vergötterte Pfalzgraf blieb sich gleich, und sahe mehr auf den am Kopf verwundeten Lüzelsteiner als auf die jubelnden Damen, welche mit Tüchern und Feldbinden weheten, und vor Freude in die Hände klatschten, daß der schöne junge Prinz auch zugleich ein so tapfrer Ritter wäre.

Der Herold gebot nun denen Kämpfern Stillstand, und die Kampf-Richter sprachen laut das Urtheil aus, daß nicht nur Pfalzgraf Friedrich der tapferste Ritter wäre, sondern auch durch Gottesgericht gegen alle Beschuldigungen und Vorwürfe seiner Feinde freigesprochen sey.

Churfürst Ludwig umarmte den Helden, und beschenkte ihn mit einem vortreflichen Streitroß: Margaretha, Ludwigs Gemahlin, hatte einen köstlichen Rubin zum Preiß für den Sieger ausgesezt. Klara Dettin, ihre Lieblingin am Hofe, welche erst kürzlich von München angekommen, und als Hofdame Margarethens Gesellschafterin und Freundin war, kam mit dem verschleierten Preiß, geführt von den Kampf-Richtern, und überreichte dem

Pfalzgrafen mit lieblichem verschämtem Antlitz Margarethens Preiß, und einen von ihr selbst für Friedrich ausgesezten kleinen Diamant. — Friedrich erröthete und sahe mehr auf Klarens Schönheit, als auf die Preise. Klara schlug sanft erröthend die Augen nieder und sprach: „edler Ritter! würdiget zu nehmen diesen Preiß der Churfürstin, er lohnt eure Tapferkeit, und diesen kleinen Diamant von mir, er lohnt eure Großmuth im Siege!“ —

Der Pfalzgraf war entzückt über die Herzenssprache der liebenswürdigen Klara; er dankte ihr mit ein paar süßen Blicken, und der Versicherung seines ritterlichen Schutzes, den er der Schönheit und der Unschuld angelobt habe.

Gern hätte er länger mit Klaren gesprochen und sie angesehen, wenn ihn nicht das Schmettern der Trompeten und der Ruf der Herolde zum Turnier aufgefodert hätten.

Allein welch eine Ueberraschung für den Churfürsten und für die sämtliche Ritterschaft! Anstatt daß die Lüzelsteiner den Turnierkampf hätten beginnen sollen, sezten sie sich auf ihre Streitrosse, und ritten mit ihren Rittern und Knappen vom Turnier ab nach ihren Burgen.

Unter fürchterlichen Flüchen und Verwünschungen hatten sie den Kampfplatz verlassen; sie schimpften auf den Pfalzgrafen, dem sie Schuld

gaben, daß er sich unheiliger Mittel, des Beystandes der Hexerey und des bösen Feindes bedient habe. Sie schrien laut, daß er sie nie würde besiegt haben, wenn er nicht in den magischen Geheimnissen wäre eingeweiht gewesen! — Sie schwuren fürchterliche Rache zu nehmen, die ihnen unter dem Beystand der Kirche gewiß nie entgehen würde! Sie riefen alle ihre Ritter auf, die sie als Sieger zu Wien, Paris, und Turin gekannt hatten, und schrien laut, daß nur eine übermenschliche Macht dieß vermöchte, einem bisher unbesiegten Ritter das Schwerdt aus der Faust zu schlagen, daß es wie eine Feder vom Wind getragen aus seiner starken männlichen Faust wie weggeflogen sey! —

Alle Bemühungen der Ritter waren fruchtloß. Trotz der Einladung des Churfürsten — trotz Sitt und Gebräuchen, welche einem jeden Ritter auf Turnieren heilig zu halten auferlegt waren, ritten sie ab. Diese Demüthigung war für sie zu peinlich, ihren Feind den Pfalzgrafen als Sieger vom jubelnden Volk unaufhörlich verherrlichen zu hören; und somit hatte denn nun das Turnier ein Ende.

Im feierlichen Zug begleitet von der jubelnden Menge traten nunmehr der Churfürst und der Pfalzgraf den Rückweg nach dem Schloß an. Der angebetete Volksliebling ritt an des Churfürsten

Seite, und hörte mit Wohlgefallen auf den Preiß, den ihm das gutmüthige entzückte Volk in lauten Herzensergießungen darbrachte.

Der Churfürst war unendlich heiter — auch Margaretha gab ihm die rührendsten Beweise ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit.

Kemnat und Steinach waren nicht die lezten, welche dem Pfalzgrafen zu seinem Sieg Glück wünschten. Friedrich umarmte sie voll Inbrunst; lange lag er an Kemnats Halse, und betheuerte ihm in den zärtlichsten Ausdrücken, wie viel von seinem Glück auf seine Rechnung komme, und wie er alles seiner Bildung und seiner treuen Sorgfalt zu verdanken habe.

Kemnat weinte Freudenthränen über Friedrichs volles herzliches und dankbares Geständniß; er fand seine Arbeit und seine Sorgen für den edlen Pfalzgrafen mit Wucher belohnt, und genoß nun das süße Glück, den vollendeten herrlichen Jüngling mit seinen glänzenden Eigenschaften mit jeder Tugend geziert als sein Werk von ihm selbst und von dem ganzen Hofe anerkannt zu sehen.

Kemnat war der beständige Rathgeber Friedrichs; der Pfalzgraf schloß sich immer fester und zutraulicher an den erprobten redlichen Weisen an;

und müzte noch täglich die Einsichten und Kenntniße desselben.

So verlebte Ludwig mit dem Pfalzgrafen und seinen Freunden heitre glückliche Tage; die Sonne fand sie nie unglücklich, und verließ sie nie in einem Zustand unangenehmer Empfindungen. Neid, Haß und Falschheit waren aus dem friedlichen Zirkel der Weisen weggebannt — Nur Wahrheit und unbestechliche Liebe zum Guten galten bey Friedrich: es wurde endlich herrschende Stimmung bey Hofe, in keiner andern Eigenschaft aufzutreten als in einer solchen, die deutsche Biederkeit athmete, und von derselben anerkannt und geheiligt war.

Friedrich hatte nun Gelegenheit viel zum Besten der Pfalz zu thun: sein thätiger Geist hatte endlich Feld und Spielraum gewonnen. Mit unendlich zarter Gewissenhaftigkeit wußte er sich zu benehmen, um auch nicht von weitem den Schein zu geben, als wollte er dem Regenten vorgreifen.

Darum hielt ihn der Churfürst um so mehr seines engsten Vertrauens würdig, und ließ verdachtloß sein Ohr den tiefern Einsichten Friedrichs, wodurch endlich Verfassung und Rechtsgang eine solche Festigkeit und Natürlichkeit erhielten, daß sich Schikane und Bosheit selten mehr wagen durften, ungestraft ihre schädliche Plane anzulegen. — Das Auge des Pfalzgrafen wachte —

froh und ruhig lebte der Pfälzer — denn er durfte seinem Churfürsten und dem Pfalzgrafen seine Noth klagen, um welches Glück ihn nicht selten seine Nachbarn beneideten. Indessen wurden der Churfürst und der Pfalzgraf nur zu bald wieder aus dieser friedlichen Ruhe gerissen und mit den boshaften Feinden der Pfalz beschäftigt.

Die Lüzelsteiner konnten diese Demüthigung nicht vergessen und schnaubten Haß und Rache gegen den Pfalzgrafen und den Churfürsten. Da sie ihre Rache nun nicht an Friedrich selbst kühlen konnten, so trachteten sie nach einer schändlichern Genugthuung. — Sie fielen nemlich mit ihren Reisigen in die Pfalz ein und verübten die abscheulichsten Grausamkeiten an den armen Landbewohnern. Sie jagten den Grafen Friedrich von Zweybrücken und Bitsch — einen Churpfälzischen Vasallen von seiner Grafschaft, verheerten dieselbe, und fügten dessen Unterthanen so wie den pfälzischen allerley Schmach und Ungerechtigkeiten zu. Sie brachen nicht nur förmlich den Burgfrieden, sondern sezten sich auch in den vollen Vertheidigungsstand, die Unabhängigkeit ihrer Besitzungen zu behaupten, und die pfälzische Oberlehnsherrlichkeit nicht mehr anzuerkennen.

Der verjagte Graf Friedrich von Zweybrücken flohe nach Heidelberg, und rief den Churfürsten um Schutz und Beystand gegen seine und der

Pfalz grausame Feinde an. Der Churfürst befahl sogleich, daß die Ritterschaft mit ihren Reisigen und die Truppen sich marschfertig halten sollten, und versprach dem vertriebenen Grafen, daß er und der Pfalzgraf an der Spitze dieser Armee sein Land nicht nur von dem Feind befreien, sondern auch dafür die ungetreuen Vasallen demüthigen würde.

Der Pfalzgraf setzte sich an die Spitze der Reiterey und der Ritterschaft, und der Churfürst führte das Fußvolk. So zogen sie nun gegen die Lüzelsteiner, welche sich noch in dem Pfälzischen und Zweybrückischen zu behaupten suchten. Der Pfalzgraf vertrieb sie aber schon mit dem Vortrab aus allen Gegenden, die sie besetzt hatten; durch seine geschickte Schwenkungen schloß er einen Haufen der lüzelsteinischen Reisigen ein, und als die Grafen zu Hülfe kommen wollten, so hieb Friedrich mit seiner Reuterey ein, und richtete eine beträchtliche Niederlage unter ihnen an. Die Lüzelsteiner nahmen hierauf die Flucht, und warfen sich theils in das feste Schloß Bitsch, theils in ihr festes Schloß Lüzelstein.

Churfürst Ludwig ließ Bitsch sogleich berennen, während der Pfalzgraf mit dem übrigen Theile der Armee Lüzelstein einschloß.

Die Lüzelsteiner vertheidigten sich hartnäckig: hierauf ließ der Churfürst die Schlößer beschießen

und drohte mit dem Sturm. Die Lüzelsteiner hoften immer noch auf Entsaz, und auf den Beystand ihrer verbündeten Ritter, auch versuchten sie durch häufige Ausfälle die Belagerer zu ermüden, um ihre schimpfliche Uebergabe — doch wenigstens zu verlängern. Allein das Feuer der Pfälzer ließ nicht nach, es verwüstete fürchterlich, die Zerstöhrung wurde mit jedem Tag gefährlicher für die Belagerten, denen nun zum leztenmale der Sturm angedrohet wurde.

Darauf wollten sie es jedoch nicht ankommen lassen; sie hielten demnach bey dem Churfürsten um einen Waffenstillstand an, und verlangten zu kapituliren. Der Churfürst willigte in diesen Antrag, und so wurde dann die Uebergabe von Bitsch und Lüzelstein der Preiß der Sieger.

Der Churfürst erklärte nun die Besitzungen der Lüzelsteiner für eine Eroberung, daher die Lüzelsteiner dieselbige als ein gänzlich abhängiges Lehn übernehmen mußten, sie bekamen einen pfälzischen Kommandanten über ihre Schlösser, und der Churfürst hatte das Besatzungsrecht.

So waren denn die stolzen Feinde der Pfalz schnell und rühmlich bezwungen; gedemüthigt und besiegt — aber leider noch nicht vertilgt! —

Geendigt aber war dieser Krieg, und glorreich für die pfälzischen Waffen, der Churfürst erkann-

kannte in Friedrichs Benehmen die Talente eines großen Feldherrn, und gestand ihm einen vorzüglichen Antheil an der schnellen Beendigung dieses Krieges zu.

Siegreich zog der Churfürst mit seinem herrlichen Bruder wieder in Heidelberg ein. Laut frohlockte das Volk als es seine Lieblinge wieder sahe; die Geretteten und für die Zukunft gegen ihre räubrische Nachbarn gesicherten Zweybrücker und Pfälzer folgten ihren Errettern in großen Schaaren nach, seglieten sie noch weinend für ihr Glück, und beteten freudig um Heil und Seegen für sie! —

Kemnat war entzückt als er seinen muthigen siegreichen Pfalzgrafen wieder sahe, und an sein Herz schließen konnte. Der edle Mann war bis zu Thränen gerührt, als er aus den Zeugnissen der Geißpizheim und Gemmingen vernahm, wie tapfer und unerschrocken der Pfalzgraf gefochten, und wie menschlich und gütig er sich der Gefangnen und Verwundeten angenommen und sie getröstet habe.

„Ihr habt die Talente eines tapfern Feldherrn bewiesen sprach Kemnat; zugleich aber auch die Eigenschaften des edlen guten Menschen! jemehr Großmuth und Schonung der Feldherr gegen den

Uebermundnen äußert, desto preißwürdiger und erhabener sind seine Thaten!" —

Friedrich. Laßt das Kemnat! mir schaudert das Herz über die Barbarey, womit der Feind seinen Krieg geführt hat. Ich glaube, daß nie eine abscheulichere Sitte Krieg zu führen mag geherrscht haben, als in unsern Zeiten, wo man keine würksamere Rache kennt, als Städte und Dörfer in Rauch und Flammen aufgehen zu lassen, den Bürger und Bauern zu plündern und aus seiner Hütte zu vertreiben. Ich vermochte nichts als meine menschliche Empfindungen gegen die unglücklichen Opfer des Kriegs zu bezeugen, und mich edler als der rohe Feind zu benehmen. Ja! wenn ich das Ganze umändern könnte; so aber lieber Kemnat sind es gutmüthige Einzelnheiten, die sich in dem schaudervollen Gemisch der lüzelsteinischen Grausamkeiten verlieren! —

Kemnat. Sie werden sich für eure Pfälzer nie verlieren! Was ihr auch noch künftig für des Vaterlands Ruhe und für Deutschlands Würde mit dem Schwerdt zu verfechten haben möget; wisset Pfalzgraf, daß ihr in dem kleinen Krieg gegen die Lüzelsteiner durch eure Menschlichkeit und Schonung mehr für eure und der Pfalz künftige Größe gewonnen habt, als durch euren Sieg auf dem Turnier. Durch eure Schonung und Großmuth habt ihr die Liebe des Kriegers und des

Volks gewonnen, und was vermag nicht der Fürst, wenn ihn das Volk liebt? —

Friedr. So muß der Krieg fürs Vaterland geführt werden! und nur durch Volksliebe wird der Fürst in den Stand gesezt, das Vaterland zu vertheidigen. Es ist also natürlich, daß die Lasten des Kriegs, und sein Druck so viel wie möglich für den guten friedlichen Bürger gemildert werde. Darum haße ich die quälerische Barbarey unsrer Fürsten — daß sie ihre Unterthanen durch die schnöde Willkühr ihrer rohen Reisigen drängen und durch die Wildheit und Zügellosigkeit ihrer Truppen den ehrlichen Landbewohner erst ins Elend stürzen, ehe sie denselben retten! —

Kemnat. Durch eure Ordnung und Strenge habt ihr bewiesen, daß auch das gröste aller Uebel, der Krieg, für die Menschheit weniger grausam könne geführt werden! — Welch ein Glück für die Pfalz. — Volk und Fürsten sind eins, nur ein Wink und sie stehen unter den Waffen und folgen euch.

Friedr. Man muß das Volk ehren, schonen und liebgewinnen. Ich glaube nach diesen Grundsätzen und mit dieser Maxime meinen Zweck nicht zu verfehlen! —

Kemnat. Das Volk ist gut; nur menschliche Behandlung, und es rauft sich mit der Hölle für seinen Fürsten!

Friedr. Das sollst du so eben erfahren, wenn ich den alten Reisigen mit seinem Sohn werde kommen laßen, und ihm sein Eigenthum wieder zustelle. Ihr erinnert euch doch jener Geschichte im Amt Germersheim?

Kemnat. Wohl — erinnere ich mich derselben!

Friedr. Damals versprach ich es dem Mann — und es war mir keine kleine Sorge bey der Belagerung von Lüzelstein, mein Wort halten zu können!

Kemnat. Edler lieber Pfalzgraf — wie sehr muß man euch um dieses treflichen Herzens willen schätzen!

Wendel von Gemmingen hatte den alten Reisigen auf des Pfalzgrafen Befehl mit nach Heidelberg genommen. Gemmingen ließ ihn nun durch den Vorsaal in Friedrichs Kabinet eintreten. —

Friedr. Wie ist's Alter — Kennt ihr mich noch?

d. Reisige (hält sich an seinen Krücken-Stab — ein wenig betreten) Ob ich euch kenne?

Friedr. Nun ja doch — was macht Margarethe — wißt ihr denn nicht mehr, wie ich dem feisten Pfaffen den Gelust nach eurer schönen Dirne verdorben habe?

d. Reisige. (stammelnd vor Freude) Ach! warum sollte ich es nicht mehr wissen, und wo

lebte ein Pfälzer, der das Bild seines guten Pfalzgrafen nicht im Herzen trüge? unsre Kinder kennen euch ja — und nennen täglich tausendmal euren Namen!

Friedr. (gerührt) Setzt euch nieder ehrlicher Greis.

d. Reis. Nein geliebtester Prinz! so viel vermögen noch meine alten Knochen mit Hülfe dieser Stütze, daß ich euch meine Ehrfurcht in dieser Stellung beweisen kann! Ach ich sehe so gern in euer holdes liebliches Antlitz, und erinnere mich dann, daß meine arme Hütte das Glück hatte euch zu sehen!

Friedr. Nun setzt euch Alter; so könnt ihr mich dennoch ansehen. Wie habt ihr denn gelebt, während ich bey euch war?

d. Reis. Mehr traurig als freudig, gnädigster Pfalzgraf! die Lützelsteiner und die Pfaffen thaten mir viel Schmach an. Sie ließen nicht ab meiner Dirne nachzustehen; sie mochten sich wohl freilich gefürchtet haben, da ich ihnen immer gedräuet habe, daß ich diesen Frevel unserm Pfalzgrafen klagen würde! — Allein die Pfaffen schmähten und schimpften auf euch, und suchten euch bey der Beichte bey allen Leuten in den Verdacht der Ketzerey zu bringen, weswegen sie auch mich ausschloßen und verfolgten. Da nun des ewigen Nachstellens kein Ende werden wollte, und ein

Klosterbruder mir gegen einige Humpen Wein verrieth, daß man in der nächsten Nacht die Dirne rauben würde, so hieß ich Margarethen in Pilgrimskleidung gegen Böhmen wallfahrten, um ihren Konrad aufzusuchen. Sie that es und kam glücklich mit demselben zurück. Nun hatte ich zwar ein wenig Ruhe, aber guter Gott nicht lange, denn bald drauf vertraten und verheerten mir die Lüzelsteiner meine Früchte und meine Aussaat, daß ich oft nichts hatte meinen Hunger zu stillen.

Friedr. Und warum habt ihr mir eure Noth nicht geklagt?

v. Reis. Verzeiht gestrenger Pfalzgraf! damals hieß es, die Lüzelsteiner stünden hoch und in Gunsten bey euch, und man würde mich gewiß in einen Thurm werfen, würde ich solche Klagen bey euch vorbringen!

Friedr. Die Bösewichter! die Bösewichter — wie sie mein Herz verlästerten!

Kemnat. Was sagte ich euch damals von den Mönchen und ihren boshaften Ränken? —

Friedr. Ja, Ihr hattet Recht — aber auch ich — daß der Pfälzer nicht eher froh und zuversichtlich die Milde seiner Fürsten schmecken werde, als bis die Macht dieser Ungeheuer würde geschwächt seyn!

v. Reis. Wohl habt ihr Recht gestrenger Pfalzgraf! Ihr solltet sehen wie wir armen Leute kümmerlich schmachten müßen — während unsre Priester nicht nur unsre beßte Haabe an sich reissen, — nein auch unsern Schweiß und Blut verzehren! —

Friedrich. Hört ihr's Kemnat — hört ihrs? (mit Ungestüm) geduldet euch Alter — geduldet euch, es wird und muß anders werden!

v. Reis. Das gebe Gott! ach Ihr seyd so gut — so bieder und so ehrenvest; Vergleiche euch tausendmal mit Hans von Erbach meinem biedern Ritter — gebe ihm Gott eine fröhliche Urständ. Gestrenger Pfalzgraf, ihr solltet mich gesehen haben, wie ihr nach der Eroberung von Lüzelstein mit euern Reutern bey uns vorbey heim gen Heidelberg zoget! — das junge Volk lief denn nun alle fort, und ließen den alten Vater daheim — sie schrien nur Alle: der Pfalzgraf! — unser lieber Pfalzgraf! und hey da — weg waren sie. Ey dachte ich, du alter Krüppel schleichst langsam nach; du mußt den Pfalzgrafen sehen, wer weiß, ob ihn deine Augen noch einmal sehen. Wie ich da forthinke — siehe da lächelt mir Margarethens Säugling so lieblich ins Antliz, als ob er mir sagen wollte, auch ich möchte den Pfalzgrafen sehen! — Damit auch

keine Seele zurückbliebe, (denn es war ein Fest für unser Dorf, worauf sich Alte und Junge freuten,) so nahm ich den kleinen Jungen auf meine Schulter, und in die rechte Hand meine Krücke, und nun gieng es fort, als ob ich noch ein Bube wäre — ich glaubte von der Freude meine verlorne Kräfte wiedererhalten zu haben, denn ich fühlte nicht daß ich lahm war. — Ihr zoget nun an dem Volk vorbey und sahet uns freundlich an — weil wir mit unserm frohen Herzen euch entgegen jubelten. Pfalzgraf — es weinten Viele vor Freuden, weil ihr brav, tapfer und menschlich waret — auch ich mußte weinen und der kleine Junge wusch mir mit seinen kleinen Händgen die Thränen aus den Narben. Ha! dachte ich — als ob du Kleiner es verstündest, daß Du vielleicht einmal das Glück haben würdest, den edlen Pfalzgrafen deinen Herrn zu nennen? —

Friedr. (sinkt an Kemnats Busen — tiefgerührt) O mein Kemnat! o mein Gemmingen! sind nicht solche Augenblicke für den Fürsten, die höchste Himmelswonne?

Kemnat. Ja wohl — sie sind süßer als Schlachten-Ruhm — süßer als die verächtliche Seeligkeit der Wollust — höher als das Bewußtseyn Alexanders, da er sich den Herrscher einer Welt nennen hörte! —

Gemming. Und doch fühlen so viele unsrer Fürsten nichts für solche Thränen — für das Seegnende der dankbaren Unschuld! —

Friedr. Ja — und nicht nur daß sie nichts dafür fühlen — sie sind auch noch fähig mit einem sträflichen Gewißen Thränen des Kummers und des Schmerzes fließen zu sehen, ihrer zu spotten, und sich des wimmernden Wurms nicht zu erbarmen. O der verfluchenswürdigen Volksmörder, der Ungeheuer mit Kron und Szepter — der Tyrannen, die nur quälen aber nicht beglücken können — die die göttlichste ihrer Bestimmung, die höchste der menschlichen Seeligkeiten — seegnen, trösten, beglücken — verschmähen — ihrer in Schlachten bey Wein und Dirnen vergeßen, und sie diesem thierischen Handwerk aufopfern können.

Kemnat. So spricht Friedrich die Hofnung der Pfälzer, ach! und ihr werdet dereinst auch so groß und als Muster der Regenten handeln. O daß es mich Gott erleben ließe!

d. Reis. Wünsche es auch oft; so sanft und gut auch unser Churfürst ist, aber wir haben euch Alle so lieb, weil ihr auch gegen uns so gütig und lieblich seyd. Ich denke aber — wenn mich so meine Jahre und mein alter Körper an meinen nahen Tod erinnern, so werden es doch deine Kinder erleben!

Friedr. Und Alter, was machen die? was denkt ihr von euerm Sohn?

d. Reis. (zitternd vor Freude) Ich küßte ihn auf die Wunde die er bey Bitsch von dem Lützelsteiner erhielt. Gestrenger Pfalzgraf! ich bin ein alter Soldat — gut und ehrlich; aber daß sich mein Bube hat rächen dürfen — für seinen alten Vater, — das hob meine Seele, daß ich vor Freude taumelte. Pfalzgraf! Ihr hättet den Buben sehen sollen; wie er aufsprang, als man das junge Volk aufgeboten hatte, um gegen die Lützelsteiner zu ziehen. Er fiel mir um den Hals vor Freude und schrie: „Vater der Pfalzgraf zieht auch mit in den Krieg, und — ich werde euch an den Lützelsteinern rächen.“ Er küßte das Schwerdt, welches Ihr ihm geschenkt hattet, und rief: „Vater es ist von dem Pfalzgrafen — meine Faust soll es fest halten, als ob sie in das Gefäß eingewachsen wäre — hört ihr, daß man mir dieß Schwerdt anders als todt aus der Hand gewunden hat, so sollt ihr mich vor dem ganzen Dorfe als einen unehelichen Bastard erklären.“

Friedr. Euer Sohn that brav; als wir in die Lützelsteiner einhieben, da fochte er an meiner Seite, und unfern von mir empfieng er seine Wunde. Er soll dafür künftig unter meinen Reisigen dienen, und immer um mich seyn — seyd ihr das zufrieden Alter?

d. Reis. Ob ich das zufrieden bin? Großer Gott — so sind ja nun die Meinigen versorgt, und ruhig kann ich sterben!

Friedr. Aber Alter, erinnert ihr euch auch noch meines Versprechens, das ich euch damals leistete?

d. Reis. Daß ich mein Türkenschwerdt noch erhalten soll, ehe denn ich sterbe? Ja diese Erinnerung ist mir noch neu!

Friedr. (nachdem er aus einem benachbarten Kabinet dasselbe geholt hatte) Kennt ihr dieß Schwerdt noch?

d. Reis. (Im höchsten Ausbruch der Freude nachdem er lang stumm und starr drauf hingesehen hatte.) Mein Türkenschwerdt? ob ich es noch kenne diese köstliche Beute? Pfalzgraf (er wischt sich eine Thräne aus dem Auge) dieß Schwerdt sollte mein und Erbachs Leben vernichten — ich rief den Namen des Erlösers und der Türke lag zu meinen Füßen. Erbach und ich knieten auf der Erde, und falteten unsre Hände zum großen Gott, der uns erhielt. Ich stand auf und legte die Beute des Türken zu den Füßen meines Ritters. Noch kniete Hans von Erbach; da sprach endlich der unvergeßliche Mann — dieß Schwerdt sey dein — Bube denk an deinen und meinen Tod; wenn du es ansiehst; bete dann für mich, wenn ich schon todt bin, und lehre deine Kinder Gott

und die Vorsehung ehren! — Pfalzgraf, dieß that ich. — dieß Schwerdt war unser Heiligthum: die Kinder sagten immer davon: es galt unsers Vaters Leben, Gott erhielt ihn, hielt dies Schwerdt ab, und gab es in seine Hände — dadurch lehrte ich sie fromm seyn, und Gott vertrauen — Berechnet also meine Freude, da ich diesen Schaz aus euern Händen wieder erhalte! wie meine Kinder an mir heraufhüpfen werden — wenn ich dieß Schwerdt in die Hütte bringe, und wie sich der Bube entzücken wird! —

Friedr. Alter, ich nehme Theil an eurer Freude — sie ist euers guten Herzens würdig! —

d. Reis. Tausend Dank dafür, guter theurer Pfalzgraf; der Himmel seegne Euch — ich und meine Kinder wollen für euch beten, und —

Friedr. Nun Alter —

d. Reis. Wollt Ihr eines alten Mannes Bitte nicht verschmähen?

Friedr. Nur heraus lieber Alter — Brod und Unterhalt so lang ihr lebt — nicht wahr? das soll euch gewährt seyn!

d. Reis. (sieht lange den Pfalzgrafen starr an ehe er spricht) Pfalzgraf, meine Augen sind finster vor Thränen, und kaum vermag ich zu sprechen! womit habe ich diese Huld verdient?

O Gott! — ich armer Sünder — daß mich ein noch glücklichres Alter erwartet! —

Friedr. Weil ihr ein dankbares Herz habt! — Alter! wer so treu und ehrlich dem Vaterlande diente und mit so warmer Liebe für das Gute erfüllt war wie ihr, der verdient Glück und Seegen. — Genießt es im Frieden was ich euch gebe, und ruht aus von der Arbeit eures Lebens! —

d. Reis. Gestrenger Pfalzgraf! und wann ich denn sterbe — wann ich meine ewige Ruhe werde gefunden haben — dann sollt Ihr mein Türkenschwerdt erben. Pfalzgraf — meine warmen Thränen — meine heißesten Wünsche, meine brünstigsten Gebete sind für Euch, und sollen euer Herz lohnen. Aber verschmäht es nicht — es würde mich kränken, ihr erhaltet mein Türkenschwerdt — und halten sich meine glücklichen Enkel brav, dienen sie dem Vaterland — gehen sie für ihren braven Churfürsten in den Tod wie ich hoffe — wünsche — und es sie täglich noch lehren werde, dann gebt dem Buben das Schwerdt. Sagt ihm denn Pfalzgraf, daß sein alter Väter es so wichtig gehalten hätte, daß er selbst den Pfalzgrafen damit zu ehren geglaubt habe, wenn er es ihm als ein Kleinod anvertraute; und Pfalz-

graf Friedrich, dann wird der Bube tapfer seyn und für euch bluten und fechten.

Friedr. Es bleibt dabey; geleite euch Gott ehrlicher Greis!

v. Reis. Lebt wohl gestrenger Pfalzgraf! Gott wird euch segnen. Wie sich der Bube freuen wird — wie sie alle aufschauen werden, wenn ich mit der theuren Reliquie in die Hütte treten werde.

(ab)

Kemnat. So viel vermag die Güte des menschlichen Fürsten, daß selbst der lahme abgestorbne Greis noch fröhlich wie ein Knabe dahintaumelt! —

Friedr. Ach, und es kostet so wenig, diese Menschen zu gewinnen! man vermag so viel mit diesem natürlichen Wohlwollen, es trägt tausendfältige Früchte des Seegens, und belohnt sich selbst in so unendlichem Maaße! —

Gemmingen. Pfalzgraf, eure Aussaat ist göttlich — was wird sie einmal für eine Erndte werden?

Friedrich. Wenn nur das Vaterland gewinnt; wir genießen mit. Freunde dieß laßt unsern Wahlspruch seyn: dann wird keine feindseelige Leidenschaft unsre Gemüther theilen,

unsern Gesichtspunkt verdrehen, und kein Bösewicht den Seegen vergiften, den wir mit unsern Brüdern gründen und beschützen.

Die Pfalz genoß nun wieder Friede und Sicherheit gegen auswärtige Feinde. Sie verdankte dem Pfalzgrafen die so schnelle als glückliche Demüthigung ihrer Feinde, und Deutschlands Fürsten wurden aufmerksam auf das seltne kriegrische Talent des jungen Pfalzgrafen.

Höhere Vorzüge und überlegne außerordentliche Talente, werden nur von edlen Menschen geschätzt; von den meisten aber beneidet. Diese hatte der Pfalzgraf schon häufig zu erfahren Gelegenheit gehabt, und Kemnat bedurfte nicht viel Mühe ihn auf die weitern Gefahren seiner glänzenden Laufbahn aufmerksam zu machen.

Der an den Höfen herrschende Geist zeichnete sich durch Kleinheit, Vorurtheile, Mönchssinn und brutalen Stolz aus. Diese Eigenheiten lagen durch die damalige Staatsverhältniße und den Geist der Gesezgebung als Charakteristik dem Blick des Beobachters offen, und wurden von dem Ehrgeiz und der Herrschsucht meistentheils zu ihren abentheuerlichen Planen benuzt. Deutschlands Fürsten waren in den Wirbel der kirchlichen

Streitigkeiten eingezogen: der Kaiser schmeichelte ihrem Interesse, um wegen den Böhmischen und Ungarischen Unruhen, in welche derselbe verwickelt war, sein Gewicht in den Angelegenheiten des Deutschen Reichs nicht einzubüßen.

Er sahe, so heftig er sich auch um den herzustellenden Landfrieden beeiserte den, Fürsten oft nach und dadurch schwebte Deutschland in einem ununterbrochnen Zustand der Unruhe.

Die Ritter rauften und befehdeten sich, die Fürsten bekriegten sich um unbedeutender Kleinigkeiten willen. Gewiße Anmaßungen oder Vorzüge gaben dem einen oder dem andern schon einen schweigenden Vorwand ihn deshalb zu bekriegen. So wenig auch der Pfalzgraf Hoffnung zur Chur hatte, so wurde er doch wegen seiner hervorstechenden Eigenschaften beneidet, und dieser Neid gebahr endlich den Haß gegen das Land selbst.

Die Lützelsteiner konnten die zwiefache Demüthigung durch den Pfalzgrafen Friedrich nicht vergeßen. Sie hatten nun schon zum zweitenmale sein überlegnes kriegerisches Talent erprobt. Unfähig sich selbst zu rächen, suchten sie die benachbarten Fürsten, Grafen und Ritter in ihr Interesse zu ziehen. Sie schilderten ihnen mit den lebhaftesten Farben, was ihre Länder und Besitzungen, ja ihre Personen, noch von der Herrschsucht und Eroberungsbegierde dieses jungen tapfern

Prinzen

Prinzen zu befahren hätten, da derselbe von den Pfälzern vergöttert, und vom Churfürsten innigst geliebt nur wollen dürfe, um seine den Pfälzern schmeichelnde Ruhmsüchtige Plane durchzusetzen. — Sie fanden leicht Gehör — denn selbst Kaiser Friedrich III schüttelte zuweilen den Kopf, wenn von dem tapfersten Ritter und dem Geist- vollsten Prinzen damaliger Zeit — von dem Pfalzgrafen Friedrich gesprochen wurde.

Friedrich III. hatte den Einfluß des Pfälzischen Churfürsten auf die Reichstagsberathschlagungen, und deßen entscheidende Stimme in den Angelegenheiten Deutschlands schon damals erfahren, als er die Schweizer wieder unterjochen wollte. Es schien ihm daher bedenklich für die Zukunft, daß die Pfalz nebst ihrer guten innern Staatsverwaltung auch zugleich eine weise auswärtige Politik und einen vesten kriegrischen Karakter durch den Pfalzgrafen Friedrich behauptete.

So schielte also vom Kaiserthron bis auf den geringsten Ritter der bleiche Neid auf den Pfälzischen Wohlstand, und die zernichtete Verschwörung gegen denselben bildete sich im verborgenen Hinterhalt aufs neue wieder, und darum um so gefährlicher.

Die Grafen von Lützelstein saßen bey dem **Fehmgericht.** So sehr auch Kaiser Rupprecht dieß schaudervolle Gericht unschädlicher und mensch-

licher zu machen versuchte; so wenig hatten doch alle bisherigen Befehle dieses und der folgenden Kaiser gefruchtet. Noch immer trieb dieß schreckliche Gericht sein verborgnes Wesen; seine Gewalt und sein entscheidender Einfluß galt immer noch sehr viel. Durch seine zahlreichen Verbündeten behauptete es eine fürchterliche Macht, und das Dunkel, aus dem es würkte, die heimlichen Schleichwege, auf welchen sein schreckliches Urtheil sich dem Opfer zu nahen wußte, gaben ihm ein solches Ansehen, daß selbst Fürsten vor ihm zitterten. In diesem Gericht wurde nun auch Pfalzgraf Friedrich der Ketzerey, und verübter Ungerechtigkeiten gegen die Lüzelsteinischen Grafen angeklagt. Die Lüzelsteiner beschuldigten ihn ferner, daß er einen geheimen Umgang mit unterirrdischen bösen Geistern hätte, welche seine Waffen vergifteten, und ihm eine Stärke im Kampf liehen, welche übermenschlich wäre. Die Lüzelsteiner galten bisher für tapfer und unüberwindlich im Kampf; man glaubte daher um so mehr ihrer Anklage, da man von einem jungen Prinzen eine solche Ueberlegenheit im Kampf ohne Mitwürkung unsichtbarer Kraft nicht für möglich hielt.

Das Fehmgericht beschloß daher, daß man sich des Pfalzgrafen bemächtigen sollte, um Urtheil und Recht über ihn ergehen zu laßen. Da man des Kaisers gewiß war, so glaubte man um

somehr jedes Mittel wagen zu dürfen, um den gefährlichen Prinzen aus dem Weg zu räumen.

Die Lüzelsteiner wußten, daß Friedrich täglich von seinen Gemmingen, Kemnat und Geispizheim umgeben sey, und daß man ihn daher unmittelbar wohl schwerlich angreifen könne. Zudem verdiente auch der Churfürst nach ihrer Meynung eine Züchtigung, und da er ein sanftmüthiger schwächlicher Mann war, so glaubten sie den Churfürsten beßer durch Schrecken und Drohungen als durch Ueberredung zu gewinnen. Es wurden demnach einige Verschworne abgesandt, welche den Auftrag hatten, unter der Leitung der sich noch am Hofe aufhaltenden Gräfin von Lüzelstein, und des vom Churfürsten verstoßnen Beichtvaters sich zur Nachtszeit in das Churfürstliche Gemach zu begeben. Hier sollten sie den erschrocknen und bedrängten Fürsten dahin bewegen, den Pfalzgrafen ihnen wehrlos zu überliefern, um ihn ohne großes Aufsehen bey dem Volk zu erregen, noch in der Nacht über die Pfälzische Grenze bringen zu können.

Man beschloß einmüthig diesen Plan, und den Lüzelsteinern wurde es überlaßen, beide Personen zu unterrichten, damit der Anschlag auf den Pfalzgrafen geheim und sicher durchgehen könnte.

Während sich dieses Ungewitter über Friedrichs Haupt ihm unbemerkt zusammen zog, arbeitete der erhabene Pfalzgraf gemeinschaftlich mit seinem fürstlichen Bruder für das Wohl des Landes, und an der Vermehrung seines innern Wohlstandes. Ackerbau und Handel blühten, wie sie in keinem Land blühten, denn der Churfürst erleichterte den Landmann und half seinen Beschwerden ab. Die Priesterschaft wurde streng unter dem Auge gehalten — dadurch gewann die Erziehung. Alle nur einigermaßen wichtige Rechtsangelegenheiten mußten dem Pfalzgrafen vorgelegt werden, welcher sie sodann mit dem Churfürsten gemeinschaftlich verarbeitete, und schnell exequirte. Einigkeit und Gemeingeist herrschten durchgängig, indem die Gerechtigkeit über die öffentlichen Handlungen des Unterthanen wachte, und jede Uebertretung der gegenseitigen Bürgerpflichten schnell und streng geahndet wurde. Geliebt war der Churfürst — angebetet der Pfalzgraf — nichts störte ihre und des Landes glückliche Zufriedenheit: der Unterthan schlief sicher wegen den äußern Angelegenheiten oder den Gefahren des Staats, ihr Vater sorgte ja, und das Schwerdt ihres heldenmüthigen Pfalzgrafen war ihnen Bürge für Schuz und Schirm.

Dieses schöne Glück der Pfälzer sollte in Ludwigs und Friedrichs Personen zernichtet werden.

Die Rache der Lützelsteiner lauerte im stillen Hinterhalt wie das Krocodil auf seine Beute, und unbemerkt näherte sie sich immer mehr dem stillen verdachtlosen Kreise, in welchem sie ihre Opfer erdrücken wollte.

Die Gräfin Eleonora von Lützelstein kochte Rache und Haß gegen den Pfalzgrafen, weil er ihren Schlingen entgangen war, und sie mit Verachtung behandelte. Ihre Rache wurde noch immer mehr genährt durch die Demüthigung ihrer Brüder auf dem Turnier, wovon sie Augenzeuge seyn mußte. Die schöne Klara, welche dem Pfalzgrafen den Dank überreichte, hätte sie mit ihren Blicken vergiften mögen. Mord und Tod wühlten in ihrem Busen, als sie sehen mußte wie der Pfalzgraf entzückt über Klarens rührende Schönheit lange mit seinen feurigsten Blicken auf ihr verweilte, und mit dem Ton der innigsten Liebe Klarens Schönheit erhob. Ihr Haß wuchs täglich mehr, da die Unterjochung ihrer Brüder, und der siegreiche Einzug des Pfalzgrafen bald darauf erfolgte, und des Pfalzgrafen süßeste Unterhaltung auf der Friedensfeier in ihrem Angesicht die liebenswürdige Klara gewesen war. Verachtet — verloren in dem großen weiblichen Haufen, nicht ausgezeichnet wie ehedem sollte sie dastehen — Zeuge einer fremden Wonne zu seyn, dem Siegesfeste ihrer Feinde beywohnen, und nur Trauer

über die gesunkne Lüzelsteiner im Herzen zu fühlen? Nein — das war zu viel für ein Weib wie die stolze übermüthige Eleonora war; tief in sich selbst gekehrt entfernte sie sich von diesem Anblick, und überließ sich den süßen Entwürfen zur Rache.

Willkommen war ihr daher der Bote, der ihr die liebliche Nachricht brachte, welchen Plan das Fehmgericht zum Untergang des Pfalzgrafen entworfen habe, und wie sie dabey das triumphirende Werkzeug seyn sollte, den gehaßten Pfalzgrafen seinen Feinden zu überliefern.

Sie taumelte vor Freude, und mußte sich Gewalt anthun die Ausbrüche ihres aufgewiegelten frohlockenden Herzens und ihr tiefgefühltes Entzücken zu verbergen.

Zwey fremde Ritter kündigten sich einige Zeit darauf an Ludwigs Hofe an, und erschienen täglich in verschwendrischer Pracht und huldigten dem Churfürsten auf eine so feine schmeichlerische und liebliche Weise, daß Ludwig sich durch die Anwesenheit der fremden Ritter geehrt glaubte, und diese Ehre durch Feste und Gunstbezeugungen gegen dieselbe erwiederte.

Der ganze Hof empfand den Vorzug, welcher ihm vor allen übrigen widerfuhr, daß die reichsten und glänzendsten Ritter ihren Stolz darin suchten, an dem pfälzischen Hofe in ihrer Pracht auftreten zu dürfen.

Friedrich merkte nicht sonderlich darauf — es erschienen oft fremde Ritter, mit denen er sich unterhielt, übrigens aber nach seiner Weise den ernsten Staatsgeschäften und den Wissenschaften nachhing, und die Hofbelustigung der Fremden — den müßigen Hofgeschöpfen überließ, welche in dieser Eigenschaft und für keinen höhern Zweck besoldet waren.

Kemnat und Steinach achteten auch nicht darauf: indessen bemerkte doch Kemnat heimliche Zusammenkünfte zwischen der Gräfin Eleonora und diesen Rittern, auch erspähte Kemnat, daß der verstoßene Beichtvater des Churfürsten im Kloster wieder herumwandelte, und daß die Ritter öfters zur Nachtszeit Unterredungen mit ihm hätten. Kemnat verdoppelte nun seinen Beobachtungseifer, und entdeckte immermehr, daß die Anwesenheit der fremden Ritter und ihre vertrauliche Zusammenkünfte mit der Gräfin und dem Beichtvater irgend einen Zweck zur Grundlage hätten, welcher entweder dem Pfalzgrafen oder sonstigen Staatsangelegenheiten gelten müßte! —

Das Leztere schien ihm weniger wahrscheinlich als das erstere, da jene zwey Menschen den Absichten der Ritter eher hinderlich als dienlich seyn dürften, indem der Churfürst und der Pfalzgraf sie von allem Einfluß entfernt hatten. Zudem da auch die Ritter keine öffentliche Bestim-

mung beurkundeten, so stimmte Kemnats tiefblickende Seele immer mehr auf das Erstere — auf irgend eine boshafte Verschwörung gegen den Pfalzgrafen.

Bekannt mit dem boshaften Herzen und den schlauen Ränken jener verworfnen Kreaturen, überzeugt, daß die Grafen von Lützelstein den Anschlag — diese Demüthigungen an Friedrich zu rächen, nie aufgeben dürften, beschloß er bey sich, seine Muthmaßungen Steinach mitzutheilen, und dann vereint mit ihm den Pfalzgrafen auf das im Finstern schleichende Ungeheuer aufmerksam zu machen.

Landschaden von Steinach gab Kemnats Vermuthungen seinen vollen Beyfall, und beide Männer gingen eines Tages zum Pfalzgrafen, um ihn mit ihren Besorgnißen zu unterhalten.

Der Pfalzgraf war eben mit Staatsarbeiten beschäftigt, als ihn Kemnat anredete, „verzeiht Pfalzgraf — wir stören euch.“

Friedr. Nicht doch Freunde, so eben habe ich geendet, und zwar froh! — Theilt meine Freude, es war das Anliegen der Wittwen und Waisen, deren Männer und Väter im vorigen Krieg gegen den Feind geblieben sind. Die Armen sind nun Nahrungsloß — haben keinen Vater, keinen Ernährer mehr: ich habe dem Churfür-

sten den Plan zu ihrer Versorgung vorgelegt, und — ihr kennt ja die Entschließung seines guten Herzens: „das Vaterland soll ihnen nun Gatte und Vater seyn“. Ich eilte diesen Trost den Unglücklichen zu versichern, und ihren Unterhalt ihnen anzuweisen! —

Kemnat. Eine heilige kostbare Beschäftigung mein Prinz!

Friedr. Süße Pflicht theurer Kemnat! — des Fürsten köstlichster Gewinn vor denen tausenden, denen eine kleinere Beschäftigung zu Theil wurde. Ich wenigstens kenne kein höhres Glück — als die Wunden — die das ewige Verhängniß schlug, und die wir bluten ließen, zu stillen, und die zu entschädigen, die unschuldig an dem Verderben ihr Bestes und Theuerstes dem Vaterland opfern mußten! —

Steinach. Ich preise die Pfalz glücklich, daß seine Fürsten von solchen Gesinnungen belebt werden. Mögen nun Gefahren sie bedrohen, so gräßlich sie auch seyn mögen — die Pfälzer werden sie nicht fürchten, weil Vaterhuld und Menschenmilde den Lohn ihrer Thaten bestimmen, und ihre Opfer würdigen!

Friedr. Darum laßt uns froh seyn — auf eine gute That wird es einem ja froh ums Herz, und darum freue ich mich eurer Anwesenheit, weil ich nur bey euch recht froh und heiter seyn kann.

Aber warum sieht Kemnat so ernst drein — warum nicht heiter lieber Kemnat! da ich heiter bin?

Kemnat. Theurer Pfalzgraf! wenn ich so von euerm edlen vortreflichen Herzen und eurer Thätigkeit für das Wohl meines Vaterlandes Zeuge bin, und entzückt davon die rührendsten Proben erfahre, so schleicht jedesmal tiefer Ernst in mein Gemüth, wenn ich dabey denke, daß dieß unersezliche Glück ihm einmal könne geraubt werden!

Friedr. Ihr seyd eben immer der besorgliche ängstliche Mann — nicht wahr — ich errathe es — ihr habt wieder etwas auf dem Herzen?

Kemnat. Etwas nicht Unwichtiges theurer Pfalzgraf!

Friedr. Nun ein andermal Kemnat, ich bin so heiter — laßt uns unsre frohe Stimmung nicht durch Aengstlichkeiten verdrängen! —

Kemnat. Pfalzgraf — es sind Gefahren — Abgründe — Ungeheuer!

Friedr. Immer noch der alte Kemnat — der Knabe Friedrich liegt ihm so warm auf dem Herzen, daß seine Vatersorgen sich nie für ihn vermindern! — Ja ihr seyd ein guter unvergeßlicher Mann (umarmt ihn) meine ganze Seele hängt an euch!

Kemnat. (gerührt) Mein Herz wird immer wärmer — bedrängter meine Brust; Pfalzgraf ich liebe euch unaussprechlich, und wenn je mein Vertrauen euch werth war, wenn ihr je meine Einsichten schätztet, so beherzigt dießmal was ich euch sagen muß — was ich euch im Namen des Vaterlandes zu sagen gedrungen bin!

Steinach. Es verdient eure Aufmerksamkeit mein Prinz.

Friedr. Nun so redet, ich höre und bin ganz ernst.

Kemnat. Was wollen die beiden Ritter an Ludwigs Hofe?

Friedr. (lächelnd) Prunken — Dirnen kosen, Pokale leeren, ihre Wämser mit Perlen und Edelgesteinen dem Frauenvolke zur Schau tragen — auf Jagden sich belustigen und was dergleichen Hoffreuden mehr sind! —

Kemnat. Und dieß schiene dem scharfsinnigen weitsehenden Friedrich ihre ganze Bestimmung?

Friedr. Guter Kemnat, da müßte man viel zu thun haben, wenn man die goldne Zeit verspenden sollte, derlei Menschen zu belauschen; was könnten sie für höhere Absichten haben, als an unserm Hof ihre Pracht zu zeigen?

Kemnat. Pfalzgraf — diese Pracht ist nur Masque!

Friedr. O laßt sie doch kosen und trinken — und wir wollen es den Damen überlassen ihre weitern Absichten zu ergrübeln!

Kemnat. Sie haben heimliche Zusammenkünfte mit der Gräfin Eleonora von Lüzelstein!

Friedr. Rittergeschmack — eine schöne Dame! war ich doch auch einmal von ihren Reizen gefesselt — und diese Ritter sollten stumpf gegen dieselbe seyn?

Kemnat. Es ist nicht Liebe was sie zusammentreibt — nicht Genuß der Liebe, was sie zur Mitternacht in verborgene Winkel drängt!

Friedr. Und was könnte es dann wichtigeres seyn? etwa den übrigen Theilen der lüzelsteinischen Besitzungen, die der Churfürst dem Lehnhof unterwarf, eine Trauerrede zu halten — oder etwa zu komplottiren wie man sie wieder befreien könnte? Laßt doch diese ängstliche Gespenster — meine Pfälzer und mein Schwerdt wissen solche Spinnengewebe — und auch wenn es mehr wäre — zu zerstören.

Kemnat. Pfalzgraf, es ist noch mehr als diese lüzelsteinische Lehn wieder zu befreien — Auch der Beichtvater — jenes verstoßne Ungeheuer wird in ihren Zusammenkünften bemerkt: fällt euch bey diesem Namen des abgefeimtesten Verräthers nichts ein?

Friedr. Ueber den feisten unwürdigen Pfaffen! Aber Kemnat, mich däucht, daß er im Gefängniß sich befände?

Kemnat. Man will ihn an der Pforte gesehen haben, und zwar in Unterredung mit den beiden Rittern.

Friedr. Wir wollen ein Auge auf den Pfaffen haben — aber seyd versichert, eure Augen sehen diese Dinge in einer fürchterlichern Gestalt, als sie es wirklich verdienen. Ihr wißt ja, die Ritter necken sich oft mit den Mönchen, und haben ihre Kurzweile mit ihnen — auch mögen sie ihnen oft die Angelegenheiten ihres Herzens anvertrauen, und ihre Weltlust gegen eine auferlegte Buße umtauschen. Laßt sie nur immer ihr Wesen treiben, und wenn es einmal Zeit ist, den Spaß für mehr zu halten, dann soll auch Friedrich gewiß Ohr für eure ängstliche Sprache haben! —

Kemnat. Pfalzgraf! diese Ritter sind Abgeordnete und Verschworene des heimlichen Gerichts! —

Friedrich. (stuzt) Woher wißt ihr das — Kemnat?

Kemnat. Muß man Friedrich noch erst Beweise vorlegen, um ihn auf die fürchterliche und ränkevolle Anschläge dieses entsezlichen Gerichts aufmerksam zu machen?

Friedrich. Aber woher wißt ihr denn daß eben diese Ritter Abgeordnete des Fehmgerichts sind?

Kemnat. Weil die Grafen von Lüzelstein bey diesem Gericht beysitzen, und weil diese fremde Ritter heimliche Zusammenkünfte mit der Gräfin haben!

Friedrich. (bedenklich) Berechtigt einigermaßen zur Vermuthung.

Kemnat. Und ist nicht Vermuthung schon wichtig genug auf seiner Huth zu seyn gegen diese fürchterliche Verbündeten?

Steinach. Ihre Macht ist aber auf jeden Fall von den Kaisern beschränkt! —

Kemnat. So lauten die kaiserliche Decrete; aber Deutschlands Verfassung hat noch nicht Einheit, Verbindung, Sittlichkeit und Gesezlichkeit genug, um den heimlichen Ränken dieser fürchterlichen zu widerstehen! Noch sind die Fürsten zu sehr Sklaven des Fehmgerichts, noch wird es von dem Faustrecht begünstigt — noch übersehen selbst die Kaiser ihre Eingriffe in den deutschen Rechtsgang, je nachdem ihrem Interesse dabey gedient wird.

Friedr. Kemnat hat nicht Unrecht, wir wollen die Ritter scharf beobachten, und wenigstens auf unsrer Hut seyn!

Kemnat. Ja, und wen kann es anders gelten als euch? Ihr — die ihr tödlich gehaßt seyd von den Lüzelsteinern — beneidet von den Grafen, Rittern — von den fanatischen Mönchen, selbst von dem Kaiser; scheint es euch unwahrscheinlich, daß man euch heimlich nachstellen will, und euch um erdichteter oder falscher Anklagen und Beschuldigungen willen entweder öffentlich oder heimlich aus dem Weg zu räumen suchen werde?

Friedr. Wir wollen suchen ihren heimlichen Plan zu belauschen, oder ihm auf die Spur zu kommen, wehe den Bösewichtern, wenn ein Verbrechen in diesem ihrem Plan zum Zweck liegt!

Steinach. Ihr dürft bis dahin nicht ohne Rüstung schlafen.

Kemnat. Und Gemmingen und Gelspizheim dürfen euch nicht von der Seite weichen!

Friedr. Wozu dieß? Glaubt ihr der Schreck könne mich überwältigen, oder die Waffen der Verbrecher könnten mich wehrloß treffen und besiegen?

Kemnat. Die Waffen der Verbrecher werden von heimtückischer Bosheit geführt, und ihnen erlag oft der tapferste Mann. Es trift unvorbereitet — und darum entwürdigt es eure Tapferkeit nicht, wenn mehrere Männer an eurer Seite wachen.

Friedr. Wohl — so soll es denn bleiben; verlaßt mich — ich muß meinen Gedanken nachhängen: das große Gute drückt weniger die Denkkraft als das große Böse. Mein Herz hängt zu sehr, zu innig an den Menschen, darum muß ich das Gewicht eurer schrecklichen Vermuthungen einsam in meiner Seele wägen, um endlich zu begreifen, daß Menschen so abscheulich — so tief sinken können — und wie tief die Menschen meines Jahrhunderts unter der Würde der Menschheit stehen! —

So wenig die beyden Ritter etwas davon erfuhren, daß man den verderblichen Zweck ihrer Anwesenheit und ihrer heimlichen Zusammenkünfte zu ergründen fähig gewesen und daß der Pfalzgraf gegen ihre feinsten Anschläge vorbereitet und bewaffnet sey, so wenig konnten auch Kemnat und Friedrich außer ihrer gehabten Vermuthung mehr erfahren, was sie in den Stand gesezt hätte den abscheulichen Anschlag dieser Verschworenen im Keim zu ersticken! — Kemnat glaubte in dem Kloster etwas zu erfahren, und den willkührlich in Freiheit gesezten Beichtvater Ludwigs durch Verhaft zum Geständniß zu bringen, und somit das Komplott zu vereiteln. Allein nach eingezogner Erkundigung befand sich der Beichtvater nach wie vor in seinem Gefängniß, und niemand wollte ihn außer demselben bemerkt haben.

Indessen

Indessen waren die Verschwornen im Besiz aller Instrumente; nächtlicher Weile öffneten sie Kloster und Gefängniß, und nach gehaltner Unterredung war auch ihre Anwesenheit so geschickt vertilgt, daß man keine Spur mehr von ihnen wahrnehmen konnte.

Die schlaue Eleonore drang aber nun täglich auf die Ausführung ihres höllischen Vorhabens: sie hatte schon Kemnats unruhige Blicke herumschweifen sehen, und wollte in seinem ängstlichen Umherschweifen so viel bemerken, daß Kemnat wenigstens etwas vermuthe, und bey längrer Verzögerung leicht Verdacht schöpfen und ihren köstlichen Vorsaz errathen könnte.

Die nächste Nacht war nun angesezt. Sämmtliche Verschworene sollten sich in den entlegensten Hallen des Schloßes verlieren; der Beichtvater sollte seine Masque im Gefängniß anlegen, und Nachts durch einen Ritter aus dem Kloster geführt, und in das Schloß eingelassen werden! —

Die Gräfin Eleonore sollte in der Masque der heiligen Jungfrau erscheinen, und durch einen vorher zubereiteten hellglänzenden Heiligen-Schein, das Täuschende ihres Anzugs erhöhen. Die beyden Ritter, bewaffnet mit Dolchen und in schwarzer mit Feuer-flammenden Sternen besezten Rüstung bekleidet, sollten plözlich auf diese erste Er-

scheinung vortreten, und das Eigentliche des Anschlags auf den Pfalzgrafen ausführen. — Alles dieses sollte so rasch als möglich gehen, um unter dem Schirm der Mitternacht unentdeckt bleiben zu können.

Mit Ludwigs Gemach auf das genaueste bekannt, glückte es den Ungeheuern unentdeckt in die mit demselben in Verbindung gelegene Zimmer vermöge ihrer Instrumente einzudringen.

Der Churfürst, der sanfte gute Regent, lag in sorgloser Ruhe, und schlief den süßen Schlaf des guten wohlwollenden Fürsten. In einiger Entfernung von seinem Lager schimmerte ein schwaches Lämpchen, welches mit seinem falben Schein das schauerliche Dunkel altgothischer Winkel und Vertiefungen erhellte.

Stille — tiefe Stille herrschte auf dem Schloß — nur zuweilen unterbrochen von dem Krächzen der Nachtvögel, und dem Räuspern der Reisigen, welche auf den Wartthürmen beym Feuer lagen, und durch ihre stündliche Loosung die Sicherheit der Burg verkündeten.

Als die Schloßglocke die zwölfte Stunde schlug; sprachen die Ritter zu der Gräfin: — Nun ist es Zeit — nun sind wir im Schuz des Aberglaubens, die Phantasie ist nun für die Erscheinung empfänglich! — nun unverweilt zum Werk geschritten.

Eleonore trat nun als Jungfrau Maria ins Churfürstliche Schlafzimmer, und blieb unweit dem Bette Ludwigs stehen, einige Zeit darauf erschien der Beichtvater als Satan verkleidet.

„Ludwig — Ludwig — Ludwig“ rief Eleonore:

d. Churf. (noch halb schlafend) wer ruft mich — wer ist es der mich ruft? bist du es Margarethe?

d. Gräfin. Erwache Churfürst, und siehe mich an!

d. Churf. (erblickt die Gräfin beym Schein der Lampe) Gott! — wer bist du?

d. Gräfin. Fürchte dich nicht mein Sohn — denn ich bin die Mutter des Ewigen —

d. Churf. (schaudert zusammen — faltet seine Hände) Mein Herr und mein Gott!

d. Gräfin. Du bist fromm und gut, aber um dich eifriger fürs Gute zu machen sandte mich der Ewige zu dir, um dir als die Mutter des Menschengeschlechts zu erscheinen: fürchte dich nicht, meine Erscheinung ist Seegen für dich!

d. Churf. Sey gesegnet und gebenedeyet, Allerheiligste, vergieb, daß ich mit meiner Huldigung zauderte! (kniet nieder) was verlangst du von mir?

d. Gräfin. Gehorsam gegen die Kirche — fromme Dienstbarkeit in ihren allerheiligsten Angelegenheiten!

d. Churf. Du bist allwissend Gebenedeyte! ich bin ein armer Sünder — vergieb wenn ich fehlte — ich glaubte mit meinem Herzen noch nicht gegen ihre heilige Gesetze gefehlt zu haben — weil mein innrer Richter mir nicht zürnte! —

d. Gräfin. Hast du dich nicht von den gottlosen Planen der Abtrünnigen bestricken lassen, und den heiligen Mann, deinen weisen Rathgeber deinen frommen Beichtvater von deiner Seite gestoßen?

d. Churf. Ich that's, ich glaubte nicht zu sündigen — wenn ich seine Anschläge der Prüfung des Gottesgerichts unterwürfe!

d. Gräfin. Du hast in seiner Person den Ewigen beleidigt, und von dir gestoßen!

d. Churf. Heiligste Jungfrau — das wollte ich nicht! — ich liebe und verehre meinen Gott! —

d. Gräfin. Und doch hast du seine Befehle gelästert und verschmäht!

d. Churf. Unwissend, wenn ich deiner Allwissenheit nicht zu widersprechen wage.

d. Gräfin. Dein Bruder der Pfalzgraf ist ein Abtrünniger der Kirche, du siehst seine verderblichen Anschläge und störst sie nicht; du machst dich mit ihm gleicher Sünden theilhaftig, da du

ihn noch immer duldest, und den Aussprüchen der heiligen Männer gemäß ihn nicht dem Urtheil der Kirche überantwortest! —

d. Churf. Unwissend göttliche Mutter — und warum sollte ich ihn nicht lieben — er ist ja mein Bruder; du bist ja selbst die zärtlichste Liebe, dein Herz brach ja auch einst, als Bösewichter deinen Sohn mordeten?

d. Gräfin. Diese Liebe — diese Thränen sind göttlich und unendlich; die dienen die Erdklumpen, dir schwachen Menschen nicht zum Maaßstab der Kirchengesetze. Die heiligen Männer — die Priester kennen nur diese Geheimniße, und ihren Deutungen, so wie ihren Aussprüchen hat euch die Kirche untergeordnet! —

d. Churf. Ich erkenne demüthig diese Einrichtung meines Gottes für das arme Menschengeschlecht!

d. Gräfin. Und leistest ihr doch keinen Gehorsam? weißt du nicht, daß das Zusehen solcher schrecklichen Sünden schon sträflich ist, und daß sich der Mensch dadurch andrer Sünden theilhaftig macht?

d. Churf. Ich weiß es göttliche Mutter!

d. Gräfin. Und warum siehst du den schrecklichen Sünden deines Bruders nach, der mit der Macht der Hölle verschworen ist und Bündniße mit dem höllischen Satan hat? ist es dir fremde?

haben es dir, die heiligen Männer nicht oft genug gesagt, daß er diese übermenschliche Weisheit und Tapferkeit nur durch Hülfe des Satans besitzt?

d. Churf. Schuzgöttin meines Landes — du auch meine Schuzgöttin, göttliche Maria — vergieb — ich glaubte bisher diesen Reden nicht, sie schienen mir Werke der Bosheit gegen einen edlen geliebten Bruder zu seyn?

d. Gräfin. Und du zweifelst noch? bist noch ungläubig? Wisse, ich habe den Höllenfürsten in den Mauern deiner Burg getroffen; durch die Plözlichkeit meiner Erscheinung hatte er seine Macht sich wegzubegeben — verloren; die Annäherung der Königin des Himmels und der Erde hatte ihn entwafnet und seiner Gewalt beraubt: Er kam eben aus dem Gemach deines Bruders, als ich in deinem Schloß begleitet von den himmlischen Heerschaaren einzog. Er mochte es gemerkt haben, denn er brüllte fürchterlich, und als er mich ansichtig wurde, so stürzte er zu meinen Füssen, und liegt nun so lange ich auf der Erde harre unter meiner Macht. — Draußen liegt er angekettet — um dich zu überzeugen! — (im Beschwörungston):

„Erscheine höllisches Ungeheuer —
„fürchterlicher Löwe, der im Fin-

„stern umherschleicht — Feuer-
„speiender. Drache der du dich
„nährst vom Gift der Sünden, und
„nach den Seelen der Sterblichen,
„deine schrecklichen Zähne blöckst;
„Verstoßner — Ewigverfluchter,
„erscheine. Sklave der Allmacht,
„erkenne meine Macht, die Königin
„des Himmels und der Erde be-
„fiehlt es!“

Fürchterlich raßelte es in dem Nebengemach, als ob ein Löwe sich von seinen Ketten losgerissen hätte: schneidend und knarrend wie vom Sturmwind aufgestoßen öffnete sich die Thüre. Ein schauervolles dumpfes Gebrüll des Löwen, wenn es im öden Waldgebürge von den Felsen - Wänden widerhallt, und schon auf weiter Ferne das Ohr des Wanderers mit Entsetzen füllt, kündigte die Ankunft des Ungeheuers an. Brüllend stürzte sich endlich der Beichtvater als Satan herein, und fiel heulend zu Mariens Füßen, die mit dem rechten Fuß auf ihn trat.

Der Churfürst bebte an allen Gliedern, Entsetzen bäumte sein Haar, fürchterlich rang er seine Hände, und fiel einer Ohnmacht nahe auf sein Angesicht! —

d. Beichtv. Ich gehorche deinem Befehl, grosse Himmels-Königin!

d. Gräfin. Churfürst — zweifelst du noch?

d. Churf. Ich sehe und zittre! —

d. Gräfin. Ungeheuer der Hölle — Feind des Menschengeschlechts, was suchtest du in diesen stillen ehrwürdigen Mauern, wo dich doch die geweihten Bildniße der Heiligen des Himmels daraus verbannen? —

d. Beichtv. (in einem brüllenden Ton) Du weißt grosse Himmelskönigin, daß meine Macht sich nicht über dieselbe erstreckt; auch war es mir nicht vergönnt, irgendwo einzudringen, als in des Pfalzgrafen Gemach, weil jenes nicht geschützt ist durch geweihte Heiligthümer; dieser Pfalzgraf ist nun in meiner Gewalt — er dient meinem Reich; ohne deine Dazwischenkunft Königin des Himmels wäre es mir gelungen, auch über den Churfürsten zu herrschen, da ich ihm schon den Schutz seines Beichtvaters entzogen habe. Ha! die Hölle wird mir ewig fluchen, daß mein schönstes Werk an deiner Macht scheitern mußte! —

d. Churf. (ringend) O mein Gott — was muß ich hören! verlaß mich nicht Maria, und stehe mir bey!

d. Gräfin. Hörst du was das Ungeheuer spricht? wie man dich verblendet hatte, wie man dich mit den Grundsätzen der Abtrünnigen be-

stricke, und wie nahe du dem ewigen Verderben warst? —

d. Churf. Ja! es ist schrecklich — meine ganze Seele schaudert dafür!

d. Gräfin. Für dich ist noch Rettung da, mein Sohn! du kannst den zürnenden Himmel wieder mit dir aussöhnen; und dich meines Schutzes und des Beystandes der Heiligen würdig machen, wenn du deinen abtrünnigen Bruder dem gerechten Gericht der Kirche übergiebst, und ihn selbst den Händen der strafenden Gerechtigkeit überlieferst. —

d. Churf. Ach göttliche Mutter — er ist ja in deiner Gewalt, räche du die beleidigte Gottheit und strafe seine Verbrechen!

d. Gräfin. Feiger! bist du schon so tief gesunken ins Verderben, daß dir alle Kraft zum Guten mangelt? soll ich dich deinem Schicksal überlassen, da du deinen Bruder mehr als Gott und mich liebst? Zittre — noch einen Augenblick und meine Erscheinung nützt dir nichts mehr! dann rettet dich kein höherer Geist mehr aus den Klauen des Ungeheuers, das zu meinen Füßen sich windet, und nur so lange ich hier verweile, gebändigt ist!

d. Churf. (heftig weinend nach einem langen Kampf) Nun wohlan denn — ich will es thun;

d. Gräfin. Reiche mir deine Hand zum Versprechen!

d. Churf. (reicht ihr seine zitternde Hand)

d. Gräfin. (giebt ihm dabey einen Dolch) Der sollte deinem Herzen gelten — damit räche den Himmel — du kennst seine Bedeutung; wirst du zaudern, so wird er dich treffen, und dann wehe deiner Seele! —

Der Churfürst sank in Ohnmacht. Die Gräfin und der Beichtvater benuzten diesen Augenblick und verschwanden aus dem Schlafgemach. Diese Nacht ist uns günstig, sprach Eleonore zu den Rittern: es hat gewürkt — heftig gewürkt — eure Erscheinung wird's vollenden — darum eilet! —

Die Ritter traten nun ins Churfürstliche Gemach. Ludwig lag noch auf der Erde.

d. erste Ritter. (zu ihm tretend, und ihn aufrichtend) Erwache Churfürst, fasse dich! —

d. Churf. Gott! welch eine schreckliche Nacht! wird sie ewig werden?

d. andre Ritter. Es steht bey dir, sie zu enden! —

d. Churf. Was verlangt ihr von mir?

d. erste Ritter. Deinen Bruder den Pfalzgrafen!

d. Churf. Und wer seyd ihr?

d. andre Ritter. Abgeordnete des heimlichen Gerichts!

d. Churf. Unbegreiflich — entsezlich!

d. erst. Ritter. Wer gab dir diesen Dolch Churfürst?

d. Churf. Eine himmlische Erscheinung!

d. erst. Ritter. Es war Maria — die Schuzgöttin unsers Bundes; du weißt Churfürst, in welche Geheimniße dieser unser Bund eingeweiht ist; wir sind abgesandt von der großen Himmels-Königin, den Pfalzgrafen unserm Gericht zu überantworten. Wir sind die Rächer der beleidigten Gottheit: zu lange schon hat der Pfalzgraf gegen dieselbe gefrevelt; die Gottheit und unser Bund hat lange auf deinen Arm gehofft, aber ihre Langmuth ist ermüdet, da dein ganzes Land in Gefahr steht, die Beute des Unglaubens zu werden.

d. Churf. Wohl — so bemächtigt euch des Pfalzgrafen! —

d. andre Ritter. Du wirst uns an sein Gemach begleiten, und ihn uns wehrlos überliefern. —

d. Churf. O schont meiner — ich bitte euch, schont meiner!

d. erste Ritter. Maria hat dich mit dem erhabnen Symbol unseres Bundes für die Sache der beleidigten Gottheit geweiht. — Darum gab sie dir diesen Dolch, daß du mit gewaffneter Hand uns vorangehen solltest, dein Leben haftet auf dem

Verzug — zittre Feiger — wenn du der Königin des Himmels dein Versprechen zu brechen wagest!

d. Churf. O Gott, du prüfst mich hart; mein Herz liebt den Bruder, und ich sollte ihn ins Verderben stoßen? Vergieb o Gott! ich vermag es nicht meine Hand an ihn zu legen, eher würde ich diesen Dolch in mein eigen Herz stoßen: doch das kannst du nicht verlangen, der du selbst die mächtigen Bande der Natur heiligtest: entsprechen will ich aber deinem Willen, und die Diener deiner Rache zu ihm hingeleiten. Dein Schuz-Engel wache über ihn, wenn er es verdient — verdient er es nicht, Herr! —

Während diesem Gespräch war der Beichtvater an die Thüre des Pfalzgräflichen Gemachs geschlichen, um zu vernehmen, ob auch alles in der Richtigkeit sich befände, und der Pfalzgraf wehrlos sey. Er horchte — eine tiefe Stille herrschte in dem Schlafgemach. Er wurde dreister — um sich vollends von der Sicherheit zu überzeugen, öffnete er mit seinem Dietrich das Gemach! Aengstlich sahe er sich herum; er erblickte in einiger Entfernung den Pfalzgrafen sanft auf seinem Lager ruhend. — Schon wollte er sich der Freude über den gelungenen Anschlag überlassen, daß er nun wehrlos seinen Feind gefunden habe; und daß die Ritter ihn im Schlafe binden und fort-

bringen konnten, als er einige Bewegungen bemerkte. Gemmingen der in einiger Entfernung von des Pfalzgrafen Lager erwacht war — wurde anfangs von dem schrecklichen Anblick einer teuflischen Erscheinung betroffen: als er aber das heimliche Frohlocken und das stille Murmeln des ängstlichen Bösewichts beobachtet hatte, und sein Selbstvertrauen wiedergekehrt war, trat er mit kühner Faßung und mit gezognem Schwerdt aus seinem Winkel hervor.

Der schlaue Beichtvater erkannte gleich Gemmingen; schnell gefaßt versuchte er mit Hülfe seiner Teufelsmasque den Ritter zu betäuben, und ihn in dieser Betäubung zu ermorden. Gemmingen sahe den Dolch in der Hand des Bösewichts, und in diesem Augenblick war ihm die Larve nicht mehr fürchterlich. Der Mörder näherte sich, und wollte mit seinem Dolch plötzlich über Gemmingen herfallen, als ihn der Ritter ergriff und zu Boden warf. Der Beichtvatrr brüllte wie ein Löwe, und wollte sich wieder ermannen, als ein fürchterlicher Hieb seinen Kopf vom Rumpfe trennte; „stirb Verräther!“ — schrie Gemmingen. Dieser Aufruf schreckte den Pfalzgrafen vom Lager auf: Geispizheim der in der Nähe desselben lag, sprang auf, und zog sein Schwerdt.

„Verrätherey — Verrätherey — Mord — „zu Hülfe!!“ so schrien Alle!

Der Churfürst war eben mit den Rittern auf dem Wege zu des Pfalzgrafen Gemach. Die Ritter hörten fremde Stimmen — sie glaubten sich verrathen und den ganzen Anschlag entdeckt. Sie verschwanden daher plözlich von der Seite des Churfürsten, und stürzten sich die Schloßtreppe hinab, um sich zu flüchten.

Der betäubte halbentseelte Churfürst — in der einen Hand den Dolch, in der andern die Lampe gieng immer mechanisch nach dem Gemach zu. Hier standen nun die Ritter und der Pfalzgraf mit ihren gezogenen Schwerdtern; vor ihnen auf der Thürschwelle der Leichnam des Beichtvaters. Bleich und schrecklich nahte sich der Churfürst — die Ritter standen unbewegt wie Bildsäulen, als sie den Churfürsten ansichtig wurden. Starrer Schreck hatte ihre Sprache gebunden, Verwirrung herrschte auf jedem Angesicht: stumm und bleich, fast wahnsinnig stand der Churfürst vor ihnen da — ihm unbegreiflich das Ganze — und dem Pfalzgrafen und den Rittern der Aufzug des Churfürsten mit dem Dolch noch unbegreiflicher. Der Churfürst glaubte den Pfalzgrafen ermordet, und der Pfalzgraf mit seinen Rittern glaubten, der Churfürst habe einen Anschlag auf Friedrichs Leben gehabt, und sey darum so verwirrt, weil es ihm mißlungen zu seyn schien.

Der Churfürst war endlich von so viel Schrecken überwältigt, seine Sinnen hatten zu sehr gelitten — starr und ohnmächtig sank er zur Erde.

Gemmingen. Ewiger Gott — welch ein schaudervoller Auftritt!

Geispizheim. Das hat euch gelten sollen, Pfalzgraf!

Friedr. Aber der Churfürst — mein Bruder — was soll das bedeuten? wie reimt ihr mir dieß mit dem heimlichen Gericht? —

Gemm. Unbegreiflich — unerklärbar!

Geispizh. Schaut doch dem Molch da einmal ins Angesicht — vielleicht klärt sich die Sache auf? —

Gemm. — es ist ein Mönch — des Churfürsten gewesener Beichtvater!

Friedr. Beym allmächtigen Gott — wahr; es ist das Ungeheuer von Priester in Teufelsmasque — zum erstenmal im eigentlichen unverstellten Anzug! —

Gemm. Sey gebenedeyet du allerhöchstes Wesen — (kniet nieder, sein Schwerdt ans Herz drückend) daß ich so glücklich seyn durfte dieses Ungeheuer zu bestrafen: du bist nun ein Heiligthum mein Schwerdt, geweiht für die Gottheit und ihre unbestechliche Gerechtigkeit!

Geispizh. Ich beneide dich um dieses Glück — Gemmingen!

Friedr. (drückt Gemmingen ans Herz) Dank dir meinem Retter. Nie — nie will ich es vergessen! —

Gemm. Diese That preßt mir Freudenthränen aus — ich würde laut frohlocken — schauderte nicht mein Herz noch immer, über das Unerklärbare dieses Auftritts! —

Friedr. Sollte dieses Scheusal zu diesem Frevel abgesandt worden seyn — hat Ludwig Antheil daran — ich kenne sein Herz — doch wozu der Dolch in seiner Hand?

Der Pfalzgraf und die Ritter suchten den Churfürsten wieder zu sich selbst zu bringen. Lange war jeder Versuch fruchtlos. Wie vom hitzigen Fieber geschüttelt, zitterte Ludwig an allen Gliedern: was er sprach war ein Ausbruch seiner zerrütteten Phantasie. Unaufhörlich sprach er von Erscheinungen, vom Morden — er sträubte sich ängstlich und hielt sich fest an den Pfalzgrafen, und schrie mit stieren Blicken und wilden Gebährden: „der Satan steht vor mir — rettet mich, schon sind seine Klauen gegen mich ausgestreckt — hüte dich Friedrich, er will dich ermorden — Nimm dich vor dem Churfürsten in acht, er soll dich ermorden."

Der Pfalzgraf rang die Hände, es schmerzte ihn tief, daß sein geliebter Bruder so leiden mußte! — Man rief den Arzt — auch Kemnat

nat war herzu geeilt; mit Schaudern vernahm er den entsezlichen Auftritt. So bald er den Beichtvater nennen hörte und erfahren hatte, daß er in einer Teufelsmasque nach dem Leben des Pfalzgrafen getrachtet hätte, und nun ermordet sey, rief er hastig aus — und wo blieben denn die Ritter? Alle Umstehende sahen sich einander an — der Pfalzgraf befahl, daß man sich sogleich nach ihnen erkundigen sollte, allein nur zu schnell brachte man die Nachricht, daß man nichts von ihnen höre und sehe, indem sie diesen Morgen die Stadt verlassen hätten.

Und ihr zweifelt noch, daß dieß Abgeordnete des heimlichen Gerichts waren? — Der Churfürst hatte sich immer mehr erhohlt, und auf Kemnats Frage antwortete er zufällig: Ja! — so nannten sie sich.

Man erquickte den edlen Leidenden, und gewann endlich so viel über ihn, daß er sich um den Ausgang des nächtlichen Vorfalls erkundigte. Er erzählte endlich auch die Erscheinung der heiligen Maria — die Szene mit dem Satan — ihre Unterredung, und das Täuschende ihrer Erscheinung! — die Erscheinung der beiden Ritter, welche sich als Abgeordnete des heimlichen Gerichts angekündigt hätten — daß er zwar aus Mariens Hand den Dolch empfangen hätte, aber eher die

Ungnade des Himmels würde gewagt haben, als gegen Friedrichs Leben seine Hand aufzuheben.

Auf Kemnats Erinnerung begab sich Gemmingen nach der Wohnung der Gräfin Eleonore; allein auch diese war entflohen. Der Churfürst war sich nun wieder gegenwärtig, er sahe den Betrug deutlich ein, und schäzte seinen verleumdeten und verfolgten Bruder nur um so höher: allein der Schrecken hatte zu heftig auf ihn gewürkt, und Kemnat theilte dem Pfalzgrafen seine Besorgniße mit, da nach seiner Meynung, Ludwig den Saamen zu seinem nahen Ende empfangen zu haben schien. Der edelmüthige Pfalzgraf kannte nun keine höhere Pflicht, als diesem Uebel noch in Zeiten vorzubeugen. Er befahl, um den Churfürsten vor heftigen Gemüthsbewegungen zu verwahren, daß die ganze Geschichte dem Volk und dem Hof ein tiefes Geheimniß bleiben solle, welches dann auch in so weit geglückt ist, daß es bis auf den heutigen Tag noch nicht den Schleier des Geheimnißes eingebüßt hat.

Man übersandte bey Nachtszeiten den Leichnam des Beichtvaters in sein Kloster, und nachdem man daßelbe von Allem unterrichtet hatte, empfahl man demselben das tiefste Stillschweigen.

Troz der wachsamsten Pflege des Pfalzgrafen konnte dem Uebel des Churfürsten nicht mehr gesteuert werden. Heftige Nervenschwäche, konvulsivische Zufälle — Folge des überwältigenden Schreckens erzeugten den schleichenden Gift, der seine Körperhülle allmählig zernagte, und sein unvermeidliches Ende beschleunigte.

Der Pfalzgraf schlich einsam und trostlos herum; er glich nicht mehr dem frohen leichten Jüngling; tiefe Furchen hatte der Schmerz auf seine Stirne gezeichnet; Kummer und Sorgen über den beßten Bruder — über den edelsten Regenten und seine braven Pfälzer lagen wie eine Zentnerlast auf seinem Herzen.

Friedrich liebte den Churfürsten warm und innig, darum war ihm seine Lage so empfindlich — so entsezlich der Gedanke an seinen Verlust. Daß sein Leben nur darum verbittert wurde, weil die Bösewichter von Rittern, Pfaffen, und Fürsten ihn den Pfalzgrafen gehaßt hatten; — daß der Streich der ihn hatte treffen sollen den schuldlosen Fürsten treffen mußte, diese marternde Vorstellungen lagen wie brennendes Gift in seiner Seele. Unaufhörlich trieben sie sich selbst in Träumen und in seiner Phantasie herum; und verzehrten seine glückliche heitere Stimmung. Kemnat und Gemmingen suchten ihn zwar zu beruhigen — es gelang ihnen auch zuweilen — sah er aber den

Churfürsten wieder, so trübten sich seine Augen' er mußte sich entfernen, und seinem Gram in der Einsamkeit nachhängen.

Margarethe war trostloß, und litt unaussprechlich, als sich Ludwigs Ende immer mehr näherte.

Ludwig blieb sich gleich, und bewies eine heldenmüthige Standhaftigkeit. Er besprach sich oft mit Friedrich über die Angelegenheiten des Staats, und über die Lage des Vaterlandes, wenn er einmal nicht mehr seyn werde.

Eines Tages befahl der Churfürst, daß alle seine Räthe — seine Gemahlin mit dem Churerben, Friedrich und seine Freunde sich in seinem Kabinet versammlen sollten.

Blaß, abgezehrt und entstellt lag Ludwig auf seinem Bette, und sprach zu dem Pfalzgrafen: „trete näher zu mir heran, Friedrich — nicht wahr — ich werde bald sterben?“

Friedr. O mein Churfürst!

Ludwig. Nenne mich Bruder — mich erquickt dieser süße Name — und du warst meiner Liebe stets würdig!

Friedr. Dieß Geständniß theurer Bruder, ist ein köstlicher Trost für mein verwundetes Herz: Ja! mein Gewißen stimmt mit ein, daß ich deiner würdig war; ich liebte dich — ich ehrte dich

und nie kam ein Gedanke an eitle Ehre, oder an verbrecherische Größe in meine Seele! —

Ludwig. Stille davon Bruder; du bist Ludwigs und Mechtildens Sohn, gerecht und wahr — deß bin ich Zeuge. Aber Friedrich, nicht wahr, ich werde bald sterben? —

Friedr. O wie kannst du eine Antwort auf diese Frage von meinem Herzen fodern?

Ludwig. Warum ich noch so frage — da ich es doch fühle, daß die Stimme des Ewigen mich bald abrufen wird! — aber siehe dort hin Friedrich, wie Margarethe weint — Siehe wie der kleine Philipp auf ihrem Arm mir tröstlicher antworten möchte? — auch du antwortest mir nicht; doch deine Thränen — die meine bedaurungswürdige Lage beklagen, scheinen mir Trost geben zu wollen! — Ja ich werde sterben — diese stumme Bejahung meiner Frage die aus euern schmerzlichen Thränen spricht, ängstigt mich nicht. Ich bedarf ja der Kunst und der Täuschung nicht, denn ich war ja jederzeit mehr Mensch als Fürst! Glaube mir Friedrich, eine solche Stimmung habe ich mir gewünscht, weil sie mir einzig Trost zu geben vermag.

Friedr. Diese männliche Faßung ist deiner würdig; aber als junger Hoffnungs-voller Regent — als Gatte und Vater — und doch so männlich fest — Ludwig dieß muß ich bewundern!

Ludwig. Nicht doch! ist denn nicht der Pfalzgraf Friedrich mein Bruder?

Friedr. (heftig ergriffen vom Gewicht dieser Worte) Nein — das habe ich nicht erwartet; deine Sprache hat mich zum erstenmal überrascht: so ist noch kein Sterblicher geehrt worden — aber Gott ist mein Zeuge, so soll aber auch noch kein Sterblicher das Vertrauen geehrt haben, wie ich es rechtfertigen will.

Ludwig. Darum bin ich in der Quaalvollsten Stunde meines Lebens so ruhig. Gern lebte ich — um des Gatten und des Vaters süße Freuden noch einige Zeit zu genießen — gern pflegte ich noch den zarten Keim meiner und des Landes Hoffnungen: Der Knabe bricht mir das Herz — wenn ich daran denke, daß ich ihn verlaßen soll; und doch muß ich ihn noch einmal an mein Vaterherz drücken, so empfindlich mir auch dieser Augenblick seyn mag.

(Margarethe reicht ihm den kleinen Pfalzgrafen).

Ludwig. (im höchsten Ausbruch der Wehmuth) Noch bin ich Vater und Regent — noch fühle ich die volle Wonne dessen was ich war und noch bin. Aber nahe stehe ich dem Scheideweg, an dem sich die glückliche Laufbahn endet — sehr früh endet. O Vaterland — o du mein Sohn und du Margarethe, eure Lage wäre die schreck-

lichste — sie würde mir die süße Ruhe kosten mit der ich nun zu vollenden gedenke, wäre nicht Friedrich der Edelmüthige eure Stütze, und meine Hoffnung. (Er überreicht dem Pfalzgrafen den kleinen Philipp) Hier ist aber dein zweiter Vater; dein schuldloses Lächeln armer verlaßner Fürstensohn — und die Bitte deines sterbenden Vaters, werden ihn rühren, daß er dich nicht verläßt! — Friedrich — ich fodre viel — aber an wen fodre ich es? Du ein starker edler gerechter Mensch, dem Gesetz und Verfassung heilig sind — der mit seiner großen Seele erhaben ist über Herrschsucht — und über den schnöden Gewinn einer betrügerischen Politik. — Deine Gerechtigkeit wird Philipps Rechte und Ansprüche auf den Thron schützen — deine Weißheit wird ihn bilden und leiten, daß dereinst seine Regierung dem Vaterland Segen bringt; und ach! dein zärtliches Herz, wird mit Vatersorge über den armen Knaben wachen, und ihm den geliebten Vater ersetzen! —

Friedr. (hält den Knaben hoch empor) Das werde ich thun — das schwöre ich zu thun! — Hört mich — die ihr hier versammelt seyd Zeugen zu seyn dem feierlichen Augenblick, in welchem meine Seele laut zu Gott schwört: ich will Philipps Vater seyn, heilig halten seine Rechte und Ansprüche auf den Thron. Segnen soll mich der-

einst das Vaterland für den Regenten, den ich ihm aus diesem Knaben bilden werde, und das sey meine Unsterblichkeit, wenn dereinst meine Asche im Frieden ruht, und die Nachwelt bekennen wird: Friedrich regierte das Vaterland, um Philipp die großen Pflichten, und die schwere aber erhabene Bestimmung des Regenten durch sein Beyspiel zu lehren! Hört mich! Ludwig es gilt deiner Ruhe für die ich bete, um die ich mein Leben aufopfern würde — ich schwöre zu halten diesen Schwur, und breche ich ihn — so verstoße mich dereinst der Weltrichter.

Ludwig. Dank dir — weinenden Dank dir edler Bruder. Nun sterbe ich ruhig — denn dieser Augenblick war der süßeste meines Lebens! —

Der Geheimschreiber des Churfürsten hatte Ludwigs lezten Willen und des Pfalzgrafen Versprechen niedergeschrieben; der Pfalzgraf hatte es unterzeichnet.

Ludwig. Mein Weib Friedrich — auch sie sey dir empfohlen — sie ist Philipps Mutter und war mir theuer!

Friedr. Ich werde sie mit dem Vaterland als Philipps Mutter ehren — und ihre Würde nie verkennen.

Ludwig. Vergib Bruder — es ist Erleichtrung für mein Herz; man hält sie ja heilig die lezten Empfindungen eines Sterbenden: — ich

war nie undankbar — und undankbar würde ich aus der Welt gehen — könnte ich ihrer — meiner Pfälzer vergessen! — Daß der Fürst als Diener des Gesetzes sein Land weise regiert und beglückt — dieß ist die hohe Pflicht seines erhabenen Berufs: dafür lohnt ihn sein Herz — Gottes Beyfall — und seines guten Volkes volle herzliche Liebe. Aber die Verherrlichung seiner Person, die innige Treue, mit welcher es sein Herz und sein Leben heiligte — dieß verdient des Fürsten Dank und seine Erkenntlichkeit. (Wischt sich eine Thräne aus dem Auge) zum leztenmale als Fürst — diese Thräne — vielleicht die lezte, diese dankbare Thräne für meine guten Pfälzer. O! es ist eine gute Nation — biedre treue edle Menschen — sie verdienen alles Gutes was man für sie thun kann. Wie oft wird ein armes Land von dem Regenten zertreten, weil der Regent bis zur Volljährigkeit des Thronerben nur einer beschränkten Herrschaft genießt — dafür dürfen meine Pfälzer nicht zittern — da Pfalzgraf Friedrich ihr Vater seyn wird. Aber darf ich sie dir noch empfehlen meine guten Pfälzer — es ist ja ein süßes Gefühl für den Fürsten, wenn er betheuern kann wie ihm das Wohl seines Vaterlands am Herzen liegt? —

Friedrich. Sie verdienen dein Andenken, theurer Bruder! du weißt wie ich sie liebe, und

wie gern ich für ihr Wohl sorge! — kann es dich beruhigen, so empfange auch noch dieß Versprechen, daß dein Andenken, in Philipps künftiger Regierung dem Pfälzer wieder neu und lebendig werden soll.

Ludwig. Gottes Seegen über dich!

Der Churfürst umarmte den Pfalzgrafen mit einer Innigkeit, als ob er wieder neues Leben und Stärke empfangen hätte. Heitere Ruhe blickte aus seinem Auge, Standhaftigkeit und Ergebung in den Willen des Ewigen war auf seinem Angesichte ausgegossen, und in seinen blassen Zügen auf das rührendste abgebildet. Eine heilige Stille herrschte um den erhabenen Fürsten, mit Wohlgefallen sahen alle auf ihn hin, und beteten mit gerührtem Herzen für das Heil seiner Seele, und den verdienten Frieden seines Herzens. — Margarethe blieb bey dem Fürsten, bis er vollendet hatte.

Friedrich hatte sich weggegeben, um nicht Zeuge des für ihn so tiefbeugenden Augenblicks zu seyn. — Als man ihm die Nachricht brachte, daß Ludwig vollendet habe, ergoß sich sein Herz in laute Klagen — seine Thränen flossen häufig und mit dem feurigsten Jünglingsgefühl stieß sein gepreßtes Herz die schmerzlichen Worte aus: „Er war besser als ich — er verdiente zu leben — denn er war gut!“ — Der Pfalzgraf entdeckte

nun seinem Kemnat, wie sehr es ihn schmerze, daß er einstens mit dem Schicksal gegrollt habe, daß es Ludwig die Chur vor ihm gegeben habe! — „Ich habe dieß wieder gut zu machen, sprach er, „und Philip soll doppelten Ersaz für diese Unge„rechtigkeit haben. Deutschland ist nun auf mich „und meine Absichten gespannt, die boshaften An„schläge meiner Feinde sind zwar bis jezt noch „alle gescheitert. Schon haben sie meinen Na„men und meinen Karakter bey den Regenten und „der Ritterschaft angeschwärzt — jezt werden „sie aber wuchern mit ihren Bosheiten gegen „mich — aus allen Winkeln wird sich der Neid „gegen mich empören — von allen Seiten wird „die Eifersucht mich und meine gute Pfalz bedro„hen. — Aber Kemnat! ich will Deutschlands „Fürsten beweisen, daß mein Herz größer „ist als mein Ehrgeiz.

Drittes

Drittes Buch.

Begreift die Zeitperiode vom Jahr 1449 — 1454.

Während die Pfalz unter ihren Ludwigen Wohlstand und innere Ruhe genoß, und nur durch den Antheil, welchen Ludwig IV. in seinen lezten Lebensjahren vermöge seiner Verwandtschaft mit dem Pabst Felix V. hatte, in diesem ruhigen Glücksbestand bedrohet und einigermaßen gefährdet wurde; litte das übrige Deutschland unter den kirchlichen und päbstlichen Streitigkeiten weit empfindlichere Drangsale, und war durch die üble Haußhaltung seiner Fürsten — ihrer Regenten-Unfähigkeit — durch den Uebermuth des Adels und der Geistlichkeit, durch den häufigen Bruch und den willkührlichen Bestand des Landfriedens beinahe gänzlich erschöpft. Es hatte bisher an einem Reichsoberhaupt gefehlt, welches mit Muth und Kraft die gesunkne Würde der deutschen Nation gehoben, und den Zwiespalt der Kirche so wie den Unfug der Päbste benuzt hätte, um den päbstlichen Stuhl und die Macht seiner Bischöffe zu beschränken, und die deutsche Kirche frei und unabhängig von der Gewalt und dem gefährlichen Einfluß der Päbste zu machen.

Sigismund und Albrecht waren zwar mit den böhmischen Unruhen und mit den kriegerischen Ottomannen zu sehr beschäftigt, als daß sie sich in den kirchlichen Streitigkeiten mit Nachdruck und Energie hätten benehmen können. Die Gefahr für Europa, welche durch die verunglückten Kreuzzüge dringender und fürchterlicher geworden war, forderte schnellen und tapfern Widerstand. — Deutschland hatte sich zu sehr entvölkert, und sein inneres politisches Verhältniß war durch die häufigen Zänkereien, und durch den Unbestand des Landfriedens so beschränkt — so sehr zerrüttet, daß der Kaiser fast auf gar keinen Beystand rechnen konnte. Wollte auch hie und da ein Reichsstand seine Pflichten erfüllen, so hielt ihn gleich drauf die Gefahr — seine Lande beraubt und zerstückelt wieder zu finden — davon ab.

Es fehlte an stehenden wohldisciplinirten Heeren, womit die Reichsfürsten den Kaiser hätten unterstützen können. Auf das rohe wilde zuchtlose Gesindel, welches als Reichskontingent gelten sollte, konnte der Kaiser nicht rechnen, weil sie willkührlich wieder davon liefen.

Zudem war die Lehnsverfassung dem politischen Interesse Deutschlands und einem jeden einzelnen Reichsstand insbesondre sehr ungünstig. Die Fürsten waren zu sehr an ihre Verhältnisse

mit den Vasallen gebunden, und von der Menge so vieler kleinen Souverains abhängig.

Jene die Grafen und Ritter befehdeten sich unaufhörlich und nie waren sie zu einer Vereinigung und zu einem dauerhaften Frieden zu bringen.

War auch ein Theil hierzu geneigt, so fand der andre sein Interesse bey der herrschenden Uneinigkeit, und suchte sie auf Unkosten der andern zu erhalten. Sie waren zu sehr von ihrer Wichtigkeit überzeugt, und hatten es zu oft erfahren, wie wenig der Fürst ohne ihren Beystand vermochte. Ihr Karakter war meistens roh — wild — und unbändig; Würde — Wohlstand und Ordnung konnten keinen Reiz für sie haben, da sie sich von der allgemeinen Unordnung nährten, und ihr Ansehen nur durch den gesunknen Zustand der deutschen Nation und ihrer Fürsten gegründet sahen.

Diese politische Lage hinderte nun die Vereinigung der deutschen Fürsten mit ihrem Kaiser. Die Fürsten fühlten ihre Würde nicht, da sie dieselbe nicht behaupten konnten. Ihr Karakter nahm allmählig das Gepräge des Kleinlichen und Unwürdigen an. Statt für die Ehre des Allgemeinen — für die Würde der deutschen Nation sich zu beschäftigen, strebten sie nach der armseeligen Ehre ihre benachbarten Staaten — feindlich

zu überfallen, und um elender Kleinigkeiten willen, die Hütten der armen Landbewohner zu verbrennen und zu verheeren.

War dieß geschehen so machten sie einen Frieden, den sie um ähnlicher Kleinigkeiten willen wieder brachen.

Der beßre Theil der Reichsstände hoffte nun auf Kaiser Friedrich III. willig boten sie die Hände zu einem so lang erseufzten Landfrieden. Man wollte ihn, man erreichte aber seine Absicht nicht. Der Kaiser hatte in Betreff der Böhmischen und Ungarischen Kronstreitigkeiten das nehmliche Schicksal wie Sigismund und Albrecht; im Gegentheil waren die Angelegenheiten in Böhmen und Ungarn, so wie in den Erbstaaten zu einer solchen Wichtigkeit angewachsen, daß sie sein volles Regenten-Interesse und seine ganze Aufmerksamkeit erheischten. Dadurch mußten nun die Wünsche der deutschen Nation zurückstehen: auch war der Kaiser wegen dem Benehmen des deutschen Reichs in Rücksicht seiner Absichten auf die Schweizer nichts weniger als gutgestimmt für die Reichs-Fürsten.

Der Charakter Friedrichs III. äußerte sich hierbey in seinen Hauptzügen, in welchen die Reichs-Fürsten erfahren konnten, was sie von Kaiser Friedrich zu gewarten hätten.

Friedrich der Kaiser war träge, haabsüchtig, eigensinnig, stolz und herrschsüchtig; eifersüchtig auf seine Macht, beneidete er jedes Talent, welches ihm dem seinigen gleichzustehen oder das Seinige gar noch zu übertreffen schien.

Die politischen Verhältniße und der damalige Zeitgeist hatten freilich auf die Entwickelung seines Charakters, und auf dessen nachmahligen Gehalt vielen Einfluß: indessen mußte doch Deutschland eine wichtige Zeitperiode ungenuzt vorüber gehen sehen, weil sein Kaiser nicht mit Energie und Würde die damaligen Vortheile für die Deutsche Reichsfreiheit benuzte.

Das Konzilium von Basel hatte ernste und wichtige Schritte dafür gethan, und schien entscheidend werden zu wollen. Allein der Kaiser haßte das Konzilium und neigte sich auf Eugens Seite. Auch suchte er die Reichsfürsten für Eugen zu werben, und versprach ihnen dafür die Beschwerden der deutschen Nation gegen den Römischen Stuhl abzuthun.

Eugen hatte gewagt, die geistlichen Churfürsten abzusetzen; der Churfürst von der Pfalz benuzte nun auf Antrieb des Pfalzgrafen diesen für die deutsche Kirchenfreiheit so wichtigen Zeitpunkt, um endlich Eugen, und zugleich das Ansehen des römischen Stuhls zu stürzen. Es gelang auch der Pfalz dieß durch einen Fürsten-Verein

zu

zu bewerkstelligen. Allein Kaiser Friedrich und sein schlauer Aeneas Sylvius wußten diesen erhabnen Plan zu vereiteln. Aeneas gewann durch seine siegende Beredsamkeit die Mehrheit der Stimmen für Eugen, und half durch die Bedingniße dieses Reichsschlußes dem gesunknen römischen Stuhl wieder auf. Eugen erlebte diesen Triumph, und sein Nachfolger Nicolaus V. hatte Kopf genug diesen entscheidenden Sieg zu benutzen.

Der Kaiser half also dem Pabst die Deutsche Nation dem Römischen Stuhl wieder zu unterwerfen — Die Kirche hatte ihre Freiheit nicht nur verloren — sie war auch durch Friedrich III. zugleich wieder in die unwürdigste Sklaverey niedergedrückt worden.

Friedrich der Pfalzgraf übernahm in dieser äußerst schwürigen Lage des Deutschen Reichs, die Administration und Regentschaft über die Pfalz. Alle seine Aussichten für Deutsche Würde und Deutsche Freiheit waren durch Kaiser Friedrich III. verfinstert worden: — hatte ihn daher der Tod seines Bruders gebeugt, so hatte ihn nun diese Gestalt der Deutschen politischreligiösen Verfassung vollends mißgestimmt.

Tag und Nacht brütete Friedrich über der Geschichte der Vorzeit, und mißmuthiger kehrte er jedesmal davon zurück. Ludwigs Asche ruhte

schon lang — und dennoch fand man den Pfalzgrafen noch immer trüb und mißgestimmt. Kemnat der den Zustand seiner Seele streng beobachtet hatte, überraschte ihn eines Tages.

Kemnat. Glück zur pfälzischen Regentschaft — mein Prinz!

Friedr. (nachläßig) Ich danke euch! —

Kemnat. Nun! ihr habt endlich das glänzende Ziel erstiegen, wornach schon früh eure Seele dürstete!

Friedr. Jugendliche Einbildung Kemnat! fern vom Ziel denkt man sich dasselbe glänzender: Ich denke jezt anders; ehemals fand ich wohl Seeligkeit in dem Gedanken, etwas Großes für meine Nation zu thun! —

Kemnat. Das könnt ihr würklich —

Friedr. Nein! ich kann es nicht —

Kemnat. Und warum könnt ihr nicht?

Friedr. Weil mein Zeitalter das elendeste der Welt ist.

Kemnat. Und die Pfalz kann sich doch nicht so sehr über dieses Zeitalter beklagen — weil ihr erhabner Friedrich keine Schwierigkeiten kennt, ja gern mit Schwierigkeiten kämpft, um würksamer und auffallender zu nutzen?

Friedr. Damals lebte Ludwig, und ich versuchte zu nutzen; nun nennt man mich Regent — werden keine höhere Schwierigkeiten eintreten?

änderten sich nicht alle Verhältniße — hat sich nicht bis auf diesen Augenblick das Ganze der politischen Lage von Europa geändert — verschlimmert?

Kemnat. Ihr habt Kraft und Macht eure große Gesinnungen zu offenbaren!

Friedr. Aber nicht anzuwenden; Deutschlands Kirchenfreiheit — Kemnat, Deutschlands Befreiung vom Römischen Joch — seine politische Unabhängigkeit, und seine innere Vereinigung, dieß war das Werk, womit ich mein Zeitalter segnen wollte: mein Leben sollte in diese schöne Epoche verwebt werden. — Um etwas Großes zu thun — um das gesunkne Ganze wieder heben zu können, hätte dieser Plan nicht fehlschlagen sollen! Weinen möchte ich, denke ich daran, wie schändlich der Kaiser Deutschlands Hoffnungen vereitelte, und unsre köstliche Freiheit der tyrannischen Insul des Dreyfachgekrönten zu unterwerfen feig genug war! —

Kemnat. Der wohlthätige Chur-Verein ist durch Aeneas Sylvius römische Schlauheit schändlich vernichtet worden!

Friedr. Die feigen Reichsfürsten ließen sich von schönklingenden Worten und elenden Schreckbildern erschüttern und betäuben!

Kemnat. Nun! sie sind ja nicht alle dafür gewesen —

Friedr. Doch Stimmenmehrheit! — und was fange ich an, wo fange ich es an mit den wenig Treugebliebenen, um den entsetzlichen Verlust wieder zu ersetzen? und wenn ich auch Acht und Bann kühn verschmähte, kann ich denn sicher auf den Beystand solcher schwankenden unbestimmten Menschen, rechnen?

Kemnat. Außer Bayern und Trier freilich auf keinen — was ihr euch von dem Mainzer zu versehen hattet, hat die Erfahrung bewiesen!

Friedr. Und selbst auf diese braven Fürsten so wenig wie auf das biedre Hessen darf ich nicht sicher bauen, indem Pabst und Kaiser nun mit vereinigtem Despotismus die Rechte der Deutschen Fürsten anfallen, und ihre Vereinigung durch ihre betrügerische Politik trennen werden.

Kemnat. Freylich hätten damals die Deutschen Fürsten mit mannhaftem Muth dem betrügerischen Piccolomini Widerstand leisten, und fest am heiligen Bündniß des Chur-Vereins halten sollen: dann wäre des Kaisers schimpfliches Projekt für Deutschland gescheitert. —

Friedr. Ja — und dann wäre der Troz des allmächtigen Hierarchen gedemüthigt worden; Deutschland trüge nicht mehr die schimpflichen Feßeln des unumschränkten Italiäners, und unsre Kaiserkrone wäre unabhängig von der dreysachen, statt, daß sie nun von jener abhängt. —

Empfieng nicht Friedrich aus Nicolaus Händen Deutschlands Kaiserkrone? Unsre Erzbischöfe sehen es ruhig mit an, daß Friedrich freiwilliger Sklave des Römischen Stuhls wird, und auch sie aufs neue den Päbstlichen Fesseln überliefert — was haben nun Deutschlands Fürsten von diesem Kaiser zu hoffen? was vermag ich mit diesem meinem Deutschen Vaterlands-liebenden Herzen. — Bin ich nicht aufs schimpflichste beschränkt, muß ich nun nicht bey jeder Handlung von Wichtigkeit demüthig erwägen, ob auch mein guter Leumund bey der Römischen Curia nicht in Mißkredit komme?

Kemnat. Die Aussichten aufs Ganze sind freilich beschränkt — und Deutschland hat in den Concordaten mit dem Pabst viel von seiner Freiheit eingebüßt: diese Freiheit läßt sich nun nicht unmittelbar wiedererkämpfen — ihre Wiederkehr ist nur das Werk der Zeit und der Reife! — Eure Klugheit und Tapferkeit wird aber indessen diesen kostbaren Verlust für die Pfalz mindern!

Friedr. Daran würde ich keinen Augenblick zweifeln, wenn Deutschlands politische Verfaßung nicht so viel Einfluß auf die Pfalz behauptete; und weniger fürchterliche Hinderniße meinen Landesväterlichen Absichten entgegensetzte! — Hat man nicht schon unter Ludwig dem Bärtigen die Pfalz gehaßt? — Haßte man si enicht schon

unter Ludwig IV.? ist der Pfälzische Wohlstand nicht den rohen Barbaren ein Stein des Anstoßes? bin ich nicht allgemein gehaßt?

Kemnat. Aber auch gefürchtet.'

Friedr. Wie aber, wenn sich meine Feinde und die zahllosen Neider des Pfälzischen Staaten-Glücks untereinander verbünden, und vereinigt über mich hereinbrechen, ehe ich gegen ihren bos-haften Plan vorbereitet bin?

Kemnat. Ihr seyd Regent — und auf euern Wink stehen eure Pfälzer da, um für ihren Abgott zu streiten und zu sterben.

Friedr. Wie aber, wenn der Mainzer — die Lüzelsteiner die Herzen des Volks von mir abwenden?

Kemnat. Das wird ihnen nicht gelingen; man kann den Pfälzer aufwiegeln, aber nicht zur Empörung bringen!

Friedr. Sie sind auch die einzige Stütze meiner Hoffnungen, auf fremden Beystand kann und darf ich nicht zählen; wir müßen Alles was wir Großes und Gutes wollen, durch uns selbst thun — Zufall und Ungefähr laßen sich nichts ab-trotzen!

Kemnat. Darum müßt ihr an dem Charakter des Volks noch immer fortbilden. Wohl dem Fürsten, dessen Volk für Tugend und Ehre fühlt; dieser Volksgeist ist die furchtbarste Wehr-

Mauer gegen den Feind — und siegt oft über arglistige Politik! — Darum hört auf die Stimme des Volks und würdigt sie mehr als die feinsten Staats-Plane euers Kabinets!

Friedr. Aber ein stehendes Heer muß ich haben Kemnat! wenn ich die Pfalz in den Stürmen und Gefahren, wovon sie bedroht ist und noch bedroht werden kann, erhalten soll! Was ich bisher für diesen großen Plan gethan habe, waren Versuche, weit entfernt von dem Grad der Vollkommenheit, den der Staat in seiner jetzigen Lage bedarf.

Ich las da eben in meinen lieben Alten; Freund! das Herz schlägt mir noch eben so warm, wenn ich ihre großen Thaten lese — wie ehedem, wo ich noch kein höheres Ideal bewunderte als das glänzende des kriegerischen Verdienstes. Nun — hängt freilich meine ganze Seele an dem geliebten Volk, und sein Glück nur wäre das Ideal von Größe, wornach ich ringe. Friede und Eintracht könnten ihm dieses Glück gewähren — allein! werden es die Feinde der Pfalz zugeben? Darum erkenne ich nur zu sehr die harte Nothwendigkeit, mit dem Schwerdt dieses Glück zu verfechten: wie vermag ich dieses aber, wenn ich nicht stündlich auf wehrbare Männer zählen kann, die gebildet und geübt für den Krieg meine Feinde in Furcht setzen können?

Kemnat. Dieses große Werk war euch aufbehalten, — ihr werdet es mit Glück vollenden! —

Friedr. Ein stehendes Heer würde zugleich auch dem Vaterland unendlich große Vortheile geben, daß dessen innre Drangsale aufhören, und dem Muthwillen der Vasallen und Volkspeiniger gesteuert wird. Diese Verräther liegen im Herzen des Staats, und saugen seine beßten Kräfte weg — bereichern sich während dem Kriege mit benachbarten Fürsten auf Unkosten des Vaterlandes, und dienen dem Feind durch ihre Ausschweifungen, erleichtern, mit ihren Burgen und Reisigen seinen Einbruch ins Land, und vervielfältigen auf die Art das übermenschliche Elend, welches der Krieg in unsern Zeiten über den armen Landbewohner bringt.

Kemnat. Nur allzuwahr! Ohne diese Vorkehrung würde die Vertheidigung der Pfalz gegen ihre äußern Feinde ein eben so ohnmächtiger Kampf wie bisher bleiben. Der Staat würde nie auf einen festen und sichern Bestand rechnen dürfen! Aber wenn ich den Zeitpunkt, worinn die Vorsicht euch das Staatsruder anvertraute, mit allen seinen Eigenthümlichkeiten berechne — wenn ich die Lage der Pfalz gegen das übrige Deutschland nehme, so erscheint mir eine noch wichtigere Noth-

wendigkeit — für die Pfalz wichtiger als Politik und Heere!

Friedr. Und welche? theurer Kemnat!

Kemnat. Daß die Pfalz einen Churfürsten statt einen Regenten hätte.

Friedr. Und wie versteht ihr das?

Kemnat. Daß Friedrich die erweiterte Vollmacht, und das stärkere und höhere Interesse des Churfürsten haben möchte?

Friedr. Kemnat, Kemnat, was für Gedanken? — wollt ihr mein Herz auf die Probe stellen? O — ihr irrt euch — die Phantasien des Jünglings sind nun ausgeträumt; mein Herz ist zu fest — meine Seele zu groß, als daß ich mit einer Ungerechtigkeit mir den Churfürsten zu erkaufen fähig wäre! — Wenn meine Geschichtschreiber nur einmal Thaten zu erzählen haben — große edle Handlungen — mögen sie mich dann Vormund, administrator, oder Churfürst nennen!

Kemnat. (ernstlich), Prinz! Euch zu einer Ungerechtigkeit? — deren ist mein Herz unfähig: aber um der höhern Vortheile willen, wünschte ich meinem Vaterland dieß Glück!

Friedr. Nein! ihr könnt dieß nicht wünschen; als Regent kann ich meinem Vaterland so gut dienen — als ich es thun würde, nennte

man mich Churfürst: oder giebt der Churfürstliche Titel ein weises und wohlwollendes Herz.

Kemnat. Nein! aber in ihm liegt eine erweiterte Vollmacht, ein mächtigeres Interesse für andere Staaten und andre Fürsten!

Friedr. Meynung — nichts mehr als bloße Meynung, Klugheit und Tapferkeit müßen mir das geben, was mir der Titel nie geben kann!

Kemnat. Nichtsweniger als Meynung: wäre die Pfalz ein für sich bestehendes Land — ein unabhängiges Reich, dann wollte ich euer Urtheil unterschreiben: so ist sie aber vermöge der deutschen Reichsverfaßung mit allen Deutschen Staaten in Verbindung und vom Ganzen wie vom Einzelnen abhängig. Als Regent dürft ihr zwar in allen großen Staatsangelegenheiten erscheinen, und hier würde, da ihr im Namen des Staats und als Vormund auftretet, der Titel Churfürst weniger vermißt werden, als in so vielen kleinen Angelegenheiten, worinn die kleinliche Politik unsrer Großen würfelt, und die doch immer vielen Einfluß auf den Staat haben. Setzen wir aber dieses bey Seite — so ist die Vermehrung eures Ansehens als würklicher Churfürst für den Staat nützlich — ich möchte sagen unveräußerlich nothwendig.

Friedr. Wieder Meynung; meine Pfälzer lieben mich — sie liebten mich als Pfalzgrafen — und gewiß Kemnat! mein Herz und meine Handlungen sollen ihnen den Churhut an mir vergessen machen.

Kemnat. Wohl — für den Augenblick — so lang Philipp Kind und Knabe ist. Ist er aber Jüngling — habt ihr nicht Proben von den boshaften Ränken eurer Feinde? Kennt ihr das Volk? Bey allen seinen treflichen Eigenheiten hat es eine unendlich schwache Seite, die sich unter jedem Himmelsstrich an ihm offenbart. Es vergißt gern Wohlthaten: unwissend, daß man diß Vergessen Undankbarkeit nennt, glaubt es immer, seine Rechnung mit dem guten Fürsten, stehe immer gleich, und die gegenseitigen Verbindlichkeiten seyen immer in gleichem Verhältniß. Es läßt sich durch Ränke leiten; und zu kurzsichtig, daß es sich in sein eignes Unglück stürzt, folgt es blind — nachdem es von schlauen Bösewichtern übertäubt wurde. Welcher Fürst kann es allen recht machen? — Bisher war Ludwig verantwortlich — ihr wurdet mehr wie er geliebt, weil man nur das Gute auf eure Rechnung schrieb. Nun aber tragt ihr die Verantwortung — es steht keine Person neben euch, welche die Vorwürfe von euch ableiten würde; ihr habt zu sehr viel Erwartungen berechtigt, und man wird den

Ausgang der Dinge auch auf eure Rechnung schreiben. — Wie leicht wird es demnach den boshaften Unruhstiftern werden, die Unzufriednen in ihren unglücklichen Meynungen und Vorurtheilen zu bestärken, und ein vieljähriges Vertrauen in einem Augenblick — mit einem Wort zu vernichten! — „Er ist ja nur der Regent," werden sie sagen — „die Pfalz ist nicht Sein, der junge Churfürst „würde sein Land beßer regieren, weil es sein „Land und sein Volk ist. Was kann Friedrich „für ein Interesse für euch haben? in wenig Jah„ren muß er seine Macht an den jungen Philipp „abgeben: dieß ärgert ihn, darum verwirrt er „das Land, um sich an dem Zufall zu rächen!" — O wie gern hört der Unzufriedne eine solche Sprache, weil er sein vermeintliches Unbild darin entdeckt und enträthselt wähnt! Wie sehr vermehrt sich die Zahl der Unzufriednen, wenn derley Reden einmal in den Geist des Volks eingreifen und in ihren geheimen Zusammenkünften allmählich zur Sprache kommen. Hier finden diese ränkevollen Meynungen eifrige Verfechter: auch der, dem nie Unrecht widerfuhr, tritt auf die Seite der Unzufriednen, theils aus Unwissenheit, theils aus Heucheley; viele fürchten sich auch vor der Zukunft — viele glauben ein Ansehen oder sonstige Vortheile zu gewinnen — wieder andre gedenken im Trüben zu fischen. — Pfalzgraf — zittert

ihr nicht vor Komplotten — vor Korporationen — vor Bürgerkriegen?

Friedr. Sorgt nicht für die Zukunft — eine glückliche Gegenwart giebt glückliche Aussichten und Ahndung noch beßrer Zeiten: haben einmal meine Pfälzer diese Richtung; hat der Staat einmal Konsistenz und innre Stärke, dann wird man mir den Pfälzer nicht empören, oder ich müßte aufhören zu seyn, wer ich bin!

Kemnat. Wohl, so leicht wird es freilich den Unruhestiftern nicht werden; aber Pfalzgraf — vertraut nicht zu viel: Selbstvertrauen ist die Stütze großer Männer, aber auch die steilste Klippe — in widrigen Verhältnißen. Man darf nicht die weise Rücksicht auf künftige Möglichkeiten und auf unerwartete Eräugniße ausschließen. Erlaubt mir eine Frage — Aber um Gotteswillen — daß ihr mich nicht mißversteht!

Friedr. Und?

Kemnat. Könntet ihr die Pfalz nicht mehr lieben — wenn euch das süße Bewußtseyn zu Theil würde — es ist mein Land — mein Volk! —

Friedr. Kemnat — ihr habt mein Herz zu großen Gesinnungen gebildet — ihr kennt mich und habt Proben davon, daß ich über ge-

meine unedele Gefühle erhaben bin, und nun haltet ihr mich nicht nur kleiner und unedler, nein! auch niedriger ungerechter Gesinnungen fähig: ja ihr wagt noch an mich zu fordern, daß ich mich damit vor ganz Europa beschimpfen und in den Augen meiner geliebten Pfälzer, die mich um meines Herzens willen liebten, herabwürdigen soll? Wie kann ich euch anders verstehen, und gelinder eure Foderungen deuten?

Kemnat. Und dennoch bin ich mißverstanden; ich setze voraus, daß der Staat, durchdrungen von der Nothwendigkeit einer solchen Verfügung in Rücksicht des Throns durch ihre Stände euch zur Annahme des Churhuts aufforderte! Daß die Lage der Pfalz zum deutschen Reich eine solche Verfügung nothwendig und bald erheischt, davon bin ich überzeugt, und darauf mache ich euch hiermit einstweilen aufmerksam. — Aber Friedrich, um nicht mißverstanden zu werden müßen wir uns über allgemeine Prinzipien vereinigen, deren Macht sich auch über den größten Menschen erstreckt. — Der Mensch bleibt immer Mensch — Werde er auch durch die erhabensten Grundsätze geleitet, so wird doch immer die feine Schattirung der menschlichen Natur sichtbar bleiben, welche der Schöpfer in jedes Menschen-Wesen gezeichnet hat — diese lebendige Anhänglichkeit an all das, was in unmittelbarer Beziehung auf mich ist — was

von mir abhängt, meine Thätigkeit befeuert, sich in mir vereinigt und wieder von mir alles zurück empfängt. — Es ist freilich ein Satz, daß der Fürst ein Land sein Land, sein Eigenthum nennt, mit dem sich so leicht nicht die Philosophie der Ciceronen und Lycurgen gattet. Indessen es ist nun einmal so! — Friedrich es ist ein hoher Gedanke — tausende ja ein ganzes Land als sein Eigenthum zu wissen: es schmeichelt der stolzen Menschen-Seele, daß viele abhängig sind von einem, daß alle auf einen sehen, und sich in allen ihren Sorgen und Wünschen in diesem einen vereinigen. Es muß die höchste Thätigkeit des glücklichen einen erregen, und seine Anstrengung vermehren, den süssen Lohn einer wohlangewandten Thätigkeit mit keinem zu theilen, ihn allein verdient zu haben! —

Friedr. Ihr widersprecht eurer frühern und edlern Denkungsart! —

Kemnat. Nicht mein Prinz! Wenn ich den Erobrer verabscheue, so verabscheue ich ihn als den Erobrer — den Tyrannen der gegen alle Menschen und Völkerrechte fremdes Eigenthum sich zueignet, und nach schnöder Willkühr — Ordnung, Gesetze und Verfassung andrer Staaten zerstört, und dieselbe seinen Gesetzen unterwirft. Aber der Fürst, dem das Vertrauen seines Staats die höchste Herrscherwürde unbedingt überließ, damit er

das Vaterland schütze, schnell in der Noth vertheidige, und alle Hülfsquellen der Nation in sich vereinige, um den höchsten Flor und die Unabhängigkeit des Landes zu erhalten: diesen Fürsten in dem gerechten Gebrauch seiner erhabenen Vollmacht habe ich jederzeit von dem despotischen Usurpator unterschieden. Würdet ihr aus Herrschbegierde und aus ungezähmtem Ehrgeiz dem Mainzer in sein Land fallen, und es als eine Eroberung ansehen, so würde ich euch einen Tyrannen nennen. Werdet ihr aber den Vertheidigungskrieg gegen muthwillige böse Ruhestörer und ungerechte Fürsten mit allem Nachdruck, den die Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit giebt führen, werdet ihr die Raubnester der Raubgrafen und Ritter bezwingen, und dadurch die Einheit und Unabhängigkeit der Pfalz gründen, dann werde ich euch mit den Pfälzern dafür segnen, und die Jahrbücher der Nachwelt werden euch den großen wohlwollenden Regenten nennen, der in der bedenklichsten Lage des Vaterlandes, nicht um des Thrones Glanz, sondern um des allgemeinen Besten willen den Churhut nahm, und einen Staat gründete, wie ihn nur der große Mann gründen kann, wenn er in dem genauesten und unbeschränktesten Verhältniß zu demselben Herr aller Mittel und Werkzeuge war.

Als ob eine höhere Macht in dem Worte Mein würkte, allmächtig würkte: vom Besitz

eines kleinen Ackerfeldes, auf welches der glückliche Eigenthümer innig selbstzufrieden schaut, und mit allen seinen Kräften an dessen Verbeßrung und Verschönerung arbeitet — bis hinauf zum Besitz eines ganzen Landes! Daß es in dem Menschen liegt, beweist die Grundverfaßung der Erbreiche; man erwartete, der Sohn des Fürsten werde eben so treu und gerecht dem Volk dienen wie der Vater, weil er seinen Nachkommen eben das hohe Glück hinterlassen wolle! Haltet doch Mainz, Trier, Kölln, die Besitzungen des Pabstes gegen die Pfalz; dürften nicht meine Gründe auf das sprechendste in dieser Vergleichung erscheinen?

Friedr. Nun! ich bin ein Sohn der Pfalz — ein Nachkomme des Churfürsten: das Land soll am Ende meiner Regierung mir in Rücksicht meiner Thätigkeit und meiner warmen Vaterlandsliebe keine Vorwürfe machen! — Es ist ja mein Vaterland — kann ich einen höhern Ruf — eine heiligere Pflicht, einen stärkern Antrieb in irgend einem mächtigern Herrschervorrecht finden als in dem großen allumfassenden Gefühl „für mein Vaterland! für meine Brüder!?“ Kemnat, ich kenne eure Grundsätze, und die meinigen weichen auch kein Haarbreit davon ab. Ihr wolltet sie prüfen diese Grundsätze, und mein Urtheil erfahren, wie viel man auf Friedrich bauen könnte, ob er auch gerecht, wahr und gesetz-

lich dächte, ob auch seine Tugend durch die Lockungen schmeichlerischer Aussichten verführt werden könnte! — Kennat, es ist das Jahrhundert der ringenden Herrschsucht; der glückliche Sieger fühlt in der stolzen ehrgeitzigen Brust, daß er durch das Verdienst seiner Waffenkunst, und seiner persönlichen Tapferkeit auf Kron und Szepter Anspruch habe, ja daß er immer näher dem glänzenden Ziel komme, je mehr Gefahren und Unruhen ihn umgeben, und das Volk nach einem Retter schmachtet. — Freund! ich dürfte vor meine Pfälzer treten, ihre jetzige Stimmung benutzen, Szepter und Churhut nehmen, und mich zum Churfürsten ausrufen lassen! Wer würde die Sache des verlaßnen gekränkten Philipps vertheidigen? Mein Wille und mein Schwerdt sollten mich gegen ganz Deutschland in meiner geraubten Würde erhalten, ja meine ungerechte Handlung würde endlich noch Vertheidiger finden, die mir edle Absichten andichteten.

Fern sey von mir eine solche Ungerechtigkeit; Philipp ist Churfürst, und ich sein erster Diener — bis zu seiner vollendeten Bildung sein Rathgeber, und sein und seines Volkes Vater. Handle ich gerecht — glänze ich dereinst weniger, kann ich nicht alles thun was ich wünschte und wollte? wohl! so tadle mich der Herrschsüchtige — mein Beyfall liegt aber im Herzen der Menschen,

und diesen Lohn kann mir denn selbst die Geschichte nicht rauben.

Kemnat. Ihr habt mich nicht widerlegt, aber mein Mund verstummt vor der Sprache eures gerechten Herzens. Ich überlaße es dem Vaterland dieß Herz zu belohnen, und werde mich alsdann unter die flehende Menge mischen, wenn Friedrich zaudern sollte, dem Wunsch des Vaterlandes zu entsprechen!

Friedrich verpflichtete nun seine Räthe und Diener; Steinach und Rammungen, treue biedre Kenntnißvolle Männer, hatte Friedrich belohnt, und zu seinen Gehülfen in Staatsarbeiten ernannt.

Alle neue Einrichtungen des Regenten waren reif überdacht und klug durchgeführt. Alles athmete das Wohl des Vaterlandes; lauter Beyfall krönte jede seiner weisen Anstalten — das Volk vergötterte seinen Liebling, denn noch nie hatte es das Glück genoßen, daß sein Fürst sich auch zu den kleinsten Angelegenheiten des geringsten Menschen herabließ. — Wachsamkeit auf den Gang der Justiz und Redlichkeit in ihrer Anwendung waren unter den glänzenden Tugenden Friedrichs diejenigen, welche das Volk im ausschweifenden Maaße erhob, und welche ihm des Volks unbegrenzte Liebe gewannen. Auch nicht

von Ferne konnte sich einer seiner Diener einer Ungerechtigkeit erlauben — den Landmann drücken oder mißhandeln: der Gedrängte durfte zu jeder Zeit dem Landesvater seine Noth klagen; Friedrich hörte darauf, und rächte streng die beleidigte Unschuld.

Tag und Nacht beschäftigte er sich mit den Angelegenheiten des Staats, und ertheilte in Deutschlands Bedrängnißen seinen Reichsmitständen öfters Rath. — Es war allen benachbarten Staaten ein Räthsel gewesen, daß die Pfalz der blühendste und glücklichste Staat sey, und noch täglich an innrer Kraft wachse, und an Reichthum und Würde zunähme! — Dieß Räthsel lösten Friedrichs Feinde. Ihr Haß wurde der laute Zeuge seiner Größe und seiner Verdienste: schon hatte dieß unpartheiische Lob, der Anhänger Friedrichs in Deutschland Viele geweckt, und alle Zungen von seinen weisen und großen Anstalten fürs Volkswohl erfüllt, als es sich nur zu bald aufklärte, daß der geheuchelte Beyfall seiner Feinde das Werkzeug seyn sollte, die Eifersucht und den Neid aller Fürsten Deutschlands zu wecken.

Kaiser Friedrich zitterte als Friedrichs Feinde den blühenden Pfälzer-Staat und die Geistesgröße seines erhabenen Beherrschers mit dem ausschweifendsten Beyfall dem ängstlichen Kaiser schilderten. Das Gemälde von dem tapfern und ent-

schloßnen Pfalzgrafen, welches alle Fürsten und selbst den Kaiser überglänzte, mußte des Leztern Eifersucht und Neid in vollem Maaße erregen, da der Kaiser stolz und mißtrauisch war. Friedrichs Feinde waren daher des Erfolges ihrer heimtückischen Anschläge sicher, und konnten von dem bösartigen Karakter des Kaisers Schuz und Beystand gegen den Pfalzgrafen erwarten. — Daß die Grafen von Lüzelstein dabey alles werden gethan haben, um die benachbarten Fürsten gegen Friedrich aufzuwiegeln, kann man sich leicht denken, da sie so viel Ursache zu haben wähnten, den edlen Helden zu verfolgen.

Die Lüzelsteiner versuchten daher ihre lezten Kräfte, und um recht sicher ihres Sieges zu werden, so benuzten sie in Zeiten den allgemeinen Haß der Grenznachbarn gegen die Pfalz. Mainz hatte Territorial-Streitigkeiten, mit Churpfalz. Dietrich Erzbischof von Mainz haßte die Pfalz; mit Vergnügen schlug er sich daher zu der feindlichen Parthei um seinen alten Haß zu sättigen, wozu ihm die gegenwärtige Lage des Regenten die erwünschteste zu seyn schien.

Herzog Ludwig der Schwarze, des Zweybrücker Herzogen Stephans Sohn, erhielt zu seinem Erbtheil Veldenz, unter welchen viele der Pfalz zugehörige Lehnstücke waren; auch dieser schloß sich an Friedrichs Feinde an, verweigerte

die Belehnung anzunehmen, und wollte mit den Waffen in der Faust die Veldenzische Unabhängigkeit behaupten.

Die Lützelsteiner versicherten sich der Freundschaft Dietrichs und Ludwigs des Schwarzen; sie veranstalteten häufige Zusammenkünfte mit ihnen, und entwarfen einen gemeinschaftlichen Operationsplan gegen die Pfalz, vorzüglich aber gegen den gefürchteten Friedrich.

Ludwig von Lichtenberg hatte viel Leute und Land, und war mächtig mit seinen Mannen zu Fuß und zu Roß. Die Lichtenbergischen Grafen waren wie die Lützelsteiner wegen den Besitzungen der Churfürsten in dem Elsaß Feinde der Pfalz. Auch sie stimmten daher in den Plan der Lützelsteiner ein, und vermöge ihres geheimen Plans wollten sie die erste Rolle übernehmen, um Friedrich desto sicherer zu überfallen.

Badens Markgrafen standen im genauesten Einverständniß mit Friedrichs Feinden, und schienen nur den Zeitpunkt eines allgemeinen glücklichen Erfolgs abwarten zu wollen, um sich sodann auch förmlich an die Verschworene anzuschließen.

Rasch und schnell sollte der Plan ausgeführt werden — Friedrich sollte unvorbereitet bleiben — auch seine Klugheit wollte man überlisten: alle Hülfsmittel waren ihm so wie der Weg zum Kaiser abgegraben. — Umgeben — ja umrungen

von Feinden stand nun der große Fürst mit seinem glücklichen Lande allein — ohne fremden Beystand, ohne auswärtige Hülfe — nur nicht von seines Volks Liebe — von seinen Freunden und von seiner Klugheit verlaßen.

Friedrich ahndete wohl das Kommende; allein die allgemeine Verschwörung seiner Feinde war ihm bisher unbekannt geblieben. Daß die unbändigen Lüzelsteiner alles wagen würden — darauf hatte er gerechnet; allein daß ein allgemeiner Verschwörungsplan existire, und selbst Herzogs Stephans Söhne sich gegen ihn aufzulehnen fähig wären, dieß erfuhr der Regent später.

Eines Tages waren mehrere von Friedrichs Lieblingen am Hofe versammelt; Friedrich war heiter und spielte mit Steinach um sich zu erholen sein Lieblingsspiel — Schach.

Friedrich wurde von Steinach gedrängt, der Pfalzgraf lächelte über Steinachs Anstrengung: sicher seiner Ueberlegenheit ließ er seinen Gegner mehrere Vortheile benutzen, um sein Uebergewicht desto interessanter zu machen.

In diesem Augenblick überbrachte ihm Rammungen ein Schreiben mit dem Zusaz, daß es von den Grafen von Lüzelstein komme.

Friedrich überflog den Absagebrief, und lächelte über den unwürdigen Troz, womit ihm eine Erbfeinde den Burgfrieden aufkündeten. Lä-

chelnd gab er Rammungen das Schreiben zurück „Laß es gut seyn — keine Antwort“ — sprach er, „der König ist ja noch nicht in Gefahr, nicht wahr Steinach?“ und zog seine Parthie weiter. Steinach zog wieder und der König kam würklich ins Gedränge.

Rammungen maß den Regenten mit einem großen Blick, und hielt unentschloßen und erstaunt über Friedrichs Kälte den Absagebrief in Händen. Die andern Ritter waren aufmerksam geworden und näherten sich dem Regenten. — Friedrich zog, und in ein paar Zügen war die Parthie gewonnen. Vergnügt stand er von der Tafel auf, reichte Steinach die Hand, und sprach: „wären „doch alle Kriege so schnell abgethan, und wären „die Spielwerke unsrer unseligen Leidenschaften „nur nicht von höherm Werth als diese Puppen.“ Rammungen stand noch immer bittend da; und verlangte Antwort. Friedrich bemerkte es: „Laß „doch gut seyn Freund,“ sprach er, „es sind ja „die Lüzelsteiner — dieß ist ja nichts neues, wir „wollen sie schon wieder zufrieden stellen.“ Dieß soll ich ihnen zurückschreiben? sprach Rammungen ganz betroffen.

„Nun ja,“ sprach Friedrich; „soll ich denn „schon wieder kriegen! meine Pfälzer sind froh „daß es Friede ist; und um der verbrochnen Bur„gen der Lüzelsteiner soll ich sie wieder in einen

„neuen Krieg verwickeln — dieß wäre Sünde;
„also keine Antwort, Rammungen, wir werden
„für die Lüzelsteiner schon Rath finden!“ —

Es schien allen Anwesenden räthselhaft, daß Friedrich so ruhig, ja fast gleichgültig gegen diesen Ausbruch des unbändigsten Haßes geblieben sey. Steinach las den Absagebrief — Friedrich entfernte sich. In trotziger — übermüthiger Sprache hatten die Lüzelsteiner sich von den Pfälzischen Lehns-Verbindlichkeiten losgesagt; sie erwähnten in bittern Ausdrücken des von Pfälzischer Seite gebrochnen Burgfriedens, und des an ihren Burgen verursachten Schadens — foderten Schaden-Ersatz und droheten gewaltig mit ihren Verbündeten und Anhängern.

Die Ritter waren auf das heftigste aufgebracht über diesen bosheitsvollen Absagebrief, und beschloßen einmüthig Friedrich zu bewegen, die Lüzelsteiner für ihren Trotz zu demüthigen. Allein wie sehr waren sie überrascht als Rammungen durch einen Knappen einen Befehl von Friedrich erhielt, den Lüzelsteinern Hoffnung zum Vergleich zu machen, und ihre Angelegenheiten mit Gelindigkeit und Klugheit zu beseitigen.

Sie konnten es sich nicht erklären, warum der rasche vorspringende Feuerkopf Friedrich dießmal so gelaßen, so nachgiebig — so nachsichtig

und unempfindlich gegen den schimpflichen Trotz seiner Vasallen seyn mögte. Sie riethen auf manche seiner etwanigen Beweggründe, ohne die große Ursache seines scharfsinnigen und Staats-klugen Benehmens errathen zu haben.

Allein Friedrich und Kemnat, berathschlagten sich insgeheim, und verfolgten den etwanigen Plan der Lützelsteiner und ihrer Verbündeten.

Der Regent fuhr fort seine Armee zu bilden, und übte sie täglich in den Waffen. Er gewann immer mehr die Liebe des Soldaten, und bewürkte durch sein Menschen-freundliches Betragen, daß seine Pfälzer sich Schaarenweise herzudrängten, um bey seiner Armee zu dienen. Es gehörte mit in seinen Lieblingsentwurf, die Söhne des Vaterlandes freiwillig und ungezwungen in seinen Diensten zu sehen, um ein Vaterländisches Heer zu besitzen. — Da es Hauptgrundsatz bey ihm war, nur für das Vaterland und dessen Freiheit zu streiten, so nährte er diesen edlen Ehrgeitz und Vaterlandsliebe in ihnen, indem er sie oft die Hoffnung und die Stütze des Vaterlandes nannte; und versicherte sich ihrer Anhänglichkeit, indem er unter ihnen herumwandelte, und selbst an ihrer Bildung arbeitete. — Wer ihn kannte, liebte und vergötterte ihn; viele unter seinen Kriegern, welche bey Bitsch und Lützelstein unter ihm siegten, erzählten

ihren Kameraden in stolzer Sprache davon, und erregten dadurch Kampflust in ihnen, und Liebe zu Friedrich.

Während dem daß der Regent sich mit seiner Armee auf das thätigste beschäftigte, und seine Lieblinge unter den Rittern als Anführer der verschiednen Legionen einsezte, beobachtete er zugleich mit scharfen Blicken den Gang und die Bewegungen seiner Feinde; unermüdet wachte er über die innre Ruhe, und sorgte für Ordnung und Redlichkeit im Gang der Geschäfte.

Mitten unter diesen sorgenvollen Beschäftigungen genoß er die Freuden des geselligen Lebens, der Freundschaft und der schönen Künste. Es schien als wollte er seine Feinde nur damit täuschen, und sie durch sein Sorgen-loses Leben kühner machen.

Er trieb die Täuschung darin so weit, daß es selbst mehrern vom Adel für die Pfalz bangte, und viele wähnten, als ob der Regent wenig Anhänglichkeit an das Vaterland hätte, und sich nur darum um dessen Gefahr-volle Lage nicht bekümmerte, weil er nicht würklicher Churfürst sey.

Friedrichs Benehmen wurde täglich räthselhafter: man sahe überall große Anstalten, Waffenübungen, eine geheime Geschäftigkeit des Regenten mit seinen Auserwählten, ohne daß man hätte sagen können, daß alles dieses gegen die dro-

henden Gefahren des Vaterlandes gerichtet wäre. Dieß wurde nur noch um so unerklärbarer, da sich der Regent meistens auf Lustparthien befand, und nicht wie ehemals ununterbrochen für sich arbeitete. Viele riethen daher auf ein geheimes Einverständniß zwischen Friedrich und seinen Feinden, und argwöhnten, daß er nur darum diese Anstalten träfe, um sich mit den Waffen in der Faust des Churhuts zu bemächtigen. —

Friedrich war mit seinen Sicherheitsanstalten endlich zu einer gewißen Vollkommenheit gekommen, daß er sich nun auch mit seinem Plan für das Wohl des Vaterlandes ein wenig mehr hervorwagte.

Er unterrichtete sich von den nähern Absichten und Planen seiner Feinde: Ihre Verbindung zu trennen, und in Rücksicht ihrer Lage zu den Pfälzischen Besitzungen eine gefährliche Gemeinschaft und Vereinigung aufzulösen, war ein Hauptgegenstand seiner Bemühungen. Die Lichtenberger schienen ihm wegen seiner Landvogtei im Elsaß sehr wichtig, und er gedachte sie entweder für sich zu gewinnen, oder doch wenigstens von den Lützelsteinern abzuziehen. Zur Ausführung dieser Absichten, kamen ihm die Ansprüche des Grafen Schafrid von Leiningen auf Hohenfels, Dannbach und Neuhofen äußerst willkommen.

Graf Schafried sollte demnach diese Aufforderungen erneuern, und sich an den Pfälzischen Regenten zu Recht erbieten. Die Lichtenberger würden dadurch genöthigt werden sich zu erklären, wessen sich auch Friedrich gegen sie zu versehen habe.

Der Leininger machte nun seine Ansprüche, und erhielt nicht nur unbestimmte Antworten, sondern auch Kundschaft von den drohenden Anstalten, welche den Leininger einen nahen Einfall in sein Gebiet befürchten ließen. Der Klugheit gemäß kam der Leininger durch einen Einfall ins Lichtenbergische Gebiet den Anschlägen der feindlichen Grafen zuvor: Schafried von Leiningen brandschazte, verbrannte Dörfer, und kehrte mit großer Beute wieder nach Hause zurück.

Die Lichtenberger, über diese Feindseligkeiten entrüstet, traten nun in förmliche Bündniße mit dem Markgrafen von Baden, und mit ihren übrigen Nachbarn.

Schafrid erbot sich nun an den Pfälzischen Regenten zu Recht; allein darauf ließen sich seine Feinde nicht ein. Sie erkannten Friedrich nicht für ihren Schiedsrichter, im Gegentheil äußerten sie sich auf eine feindselige Art gegen ihn, wodurch die Lüzelsteiner endlich immer kühner wurden, daß sie den Burgfrieden förmlich brachen, und die

Pfälzischen Beamten von Lützelstein und Einarzt. hausen vertrieben.

Friedrich hatte nun erfahren, daß des Leiningers Feinde auch seine Feinde wären; die übrigen Feinde der Pfalz traten nun auch mit der Farbe hervor.

Mainz und Baden, und Herzog Stephan von Zweybrücken billigten das Betragen der Lichtenberger und Lützelsteiner, und erklärten sich feindselig gegen Friedrich. Mainz machte Ansprüche und verlangte die Endschaft gewisser Territorial-Streitigkeiten. Der Zweybrücker oder Veldenzer wollte seine Grafschaft nicht als Pfälzisches Lehn anerkennen, und erklärte sich in trotzigen Ausdrücken für unabhängig.

Der ganze Hof in Heidelberg zitterte, als die Nachricht von der allgemeinen feindlichen Verbindung aller Pfälzischen Grenznachbaren dahin kam. Friedrichs Freunde konnten es endlich selbst nicht begreifen, warum der Regent dabey so stille und unthätig blieb, und mit seiner wohlgeübten Armee dem muthwilligen Drohen seiner Feinde nicht zuvorkäme.

Man brachte ihm die Nachricht von der Eroberung der Leiningischen Burg Brumpt.

Adam von Anseltheim, Dietrich von Andelop, Thörring von Eptingen, Wendel von Gemmingen und Bechtold

von Windeck waren eben bey ihm versammelt, um über die Angelegenheiten der Armee mit ihm zu sprechen.

Anseltheim. Der Leininger wird unterliegen, Brumpt ist gefallen!

Gemmingen. Der Feind ist stark — man sezte ihr heftig zu, die Burg wurde auch noch schlecht vertheidigt.

Windeck. Der Leininger war zu schwach, um sie entsetzen zu können! —

Friedr. Schafrid und Ochsenstein müssen dem Feind ein Treffen liefern: er wird seinen Rückzug gegen Weissenburg genommen haben; Schafrid ist klug — das dortige Gebürg und die Waldungen sind ihm sehr günstig; ich erwarte, daß dort der Lichtenberger aufs Haupt geschlagen wird!

Anseltheim. Der Feind haußt schrecklich; Brumpt wurde geschleift, des Leiningers Waldungen hieb man ab, der Feind hat den Vortheil der Uebermacht, und fechtet tapfer unter tapfern Anführern.

Friedr. Klugheit hat oft die Uebermacht geworfen, man muß dem zahllosen unnützen Troß durch Wendungen Abbruch thun; hat man ihn einmal verwirrt, dann vermögen Tausende nichts gegen die Tapferkeit Weniger!

Gemm. Ja! wenn Friedrich an der Spitze stände, und seine Weisheit das Treffen anordnete!

Eptingen. Der Leininger dauert mich! dürften wir ihm nur zu Hülfe eilen, ehe die verwegnen Feinde aufs Neue über ihn herfallen! —

Windeck. Vielleicht wird Baden sie zum Frieden bereden.

Gemm. Da der Vortheil auf der Lichtenberger Seite ist? Glaubt ihr denn, Baden meine es ehrlich? Der Markgraf hat auch gegen die Pfalz den Schalk im Herzen; nur um die Pfalz in diesen fatalen Krieg mit einzuziehen, wird man den Lichtenbergischen Krieg nicht enden, wenn man es auch vermöchte!

Andelop. Als ob wir in den Krieg nicht schon mit verwickelt wären? Hat sich nicht Mainz und Baden gegen uns erklärt?

Friedr. Aber ich habe mich nicht gegen sie erklärt! —

Anselthelm. Gnädigster Herr! der Herausgeforderte ist in so lang geächtet, bis er sich entweder zu Recht erboten, oder mit dem Schwerdt das Unrecht gerächt hat!

Gemmingen. Die Pfalz sich zu Recht erbieten! Heiliger Sankt Georg, dann wären wir ja nicht werth Ritter zu seyn, wenn wir solchen Schimpf und Schmach duldeten!

Friedr. Ritter! die Pfalz kennt ihre Feinde — denn sie haben sich sämmtlich als Feinde angekündigt; aber das Vaterland fodert mehr noch

als

als diese Erklärung, um sich von der traurigen Nothwendigkeit eines verderblichen Krieges zu überzeugen, und sich dazu zu entschließen. Der Ritter rächt und muß rächen das ihm von seinem Gegner zugefügte Unbild; der Kampf werde entschieden für den einen oder den andern — es gilt nur einem Einzelnen. Aber der Krieg entscheidet über das Wohl und Wehe von Tausenden. Gewöhnliche Leidenschaften müssen hier von dem Entschluß des Regenten gänzlich ausgeschloßen seyn, weil es hier nicht der beleidigten Ehre des Regenten allein — Nein! dem Wohl und Glück seines ganzen Landes gilt. — Daß die Lüzelsteiner und ihr Complott mir in unwürdigen Ausdrücken den Burgfrieden aufkündigen, und mit alten erdichteten Ansprüchen mich angreifen, diese Unbilden dürfen das Vaterland noch nicht in einen blutigen Krieg verwickeln. Der Regent muß kalt und groß diese Unwürdigkeiten übersehen, und sie zu seiner Zeit ohne dem Vaterland wehe zu thun mannhaft rächen. Er muß aber in solang seine Weisheit und Mäßigung an dem unwürdigen Gegner versuchen, und, so lang noch eine Aussicht zur gütlichen Auskunft möglich ist, alles anwenden, um dem Staat den Frieden zu erhalten. —

Ritter es ist ein wichtiger entscheidender Schritt, für das Herz eines edlen Regenten, wenn er in den unseligen Krieg einwilligt, und

den Frieden, aus seinen glücklichen Grenzen verjagt. Die Menschheit leidet, das Land leidet, wenn man ihn auch immer Sieger nennt; denn oft ist ein einziger unglücklicher Augenblick schon genug, die Frucht seiner Siege zu vernichten, und das arme bedrängte Land der Rache des Feindes vorzuwerfen. — Noch haben die Feinde nur geschmäht und niedern Muthwillen verübt. Werden sie aber meine Pfälzer mißhandeln und thätige Feindseeligkeiten auf meinen Grenzen verüben, dann Ritter! bin ich aufgefordert zur Vertheidigung des Vaterlandes das Schwerd zu ziehen, dann Männer! zieht ihr mit ins Feld, und Gott segnet auch dann unsre Waffen, weil wir gegen Ungerechtigkeit und Grausamkeit kämpfen!

Gemmingen. Aber die Pfälzer haben schon würklich diese Ungerechtigkeit und Grausamkeit erfahren müßen!

Anseltheim. Und der Leininger der ihre Entschädigung auf sich nehmen soll, beruft sich auf euch: die Feinde wissen es, daß ihr heimlich der Parthei des Grafen ergeben seyd.

Friedr. Und wißt ihr es noch nicht einmal! Ritter geduldet euch — ihr sollt noch Feld für eure Streitbegierde finden. Leider wird die Pfalz auch in diesen verderblichen Krieg verwickelt werden. Kann ich es vermeiden, so bin ich diesen Schritt meinem Herzen, und meiner Regenten-

Pflicht schuldig. Wofür ich aber und was ich entscheide, das werdet ihr zu seiner Zeit erfahren. Uebrigens haltet aber fest an euren guten Vorsätzen, seid zu jeder Stunde bereit, wenn ich euch im Namen des Vaterlandes zum Kampf auffordre.

Die Ritter versuchten zum öftern die Stimmung des Regenten zu erforschen, allein er fertigte sie jedesmal auf die nähmliche Art ab, und hielt ihnen seinen Plan verborgen.

So einleuchtend ihnen auch Friedrichs Gründe in Absicht auf den Krieg waren, so fanden sie doch das Große und Erhabne nicht darin, was seinen Regentenkarakter zum Muster aller Vortreflichkeit erhob. Sie wähnten nach wie vor, daß Friedrich als Regent kein wesentliches Interesse für die Pfalz habe, weil er nicht rasch und kühn auf den Feind losgieng.

Viele von der Ritterschaft fanden es demnach dem Pfälzischen Interesse entsprechend, den Regenten zur Annahme der Churwürde aufzufordern.

Das Volk hatte von der Gefahr die dem Staat drohte, Kundschaft eingezogen, und verlangte laut und einstimmig mit der Ritterschaft, daß Friedrich die Churfürstliche Würde annehmen möchte.

Erschien der Regent unterm Volk und unter seinen Truppen, so wurde er laut darum gebeten, und Churfürst Friedrich genannt. Verlaß uns nicht, schrien die Soldaten, sey unser Churfürst, und führe uns gegen den Feind.

„Ich bin ja euer Freund und Vater“ sprach denn Friedrich! „nur Geduld, ich werde euch auch bald zum Sieg anführen.“ Das Volk frohlockte dann — und hell klang es durch die Reihen: nur bald Friedrich — nur bald! —

Friedrichs Freunde erwarteten vieles von der traurigen Nachricht, welche Stadt und Hof in die äußerste Bestürzung versezte.

Schafried von Leiningen hatte das Treffen bey Weissenburg verloren. Die Lichtenberger rückten vor.

Friedrichs Freunde benuzten diesen Vorfall, um den Regenten für die Sache des Vaterlandes zu gewinnen. Kemnat war bey Friedrich — und Gemmingen und Geispizheim wagten es noch spät am Abend, in diesem wichtigen Beruf vor Friedrich zu erscheinen.

Gemmingen. Schafried hat das Treffen bey Weissenburg verloren!

Geispizheim. Er und Ochsenstein wurden mit dem Rest ihrer Truppen umrungen und nach dem Schloß Lichtenberg in die Gefangenschaft abgeführt.

Friedr. (unruhig) Das hätte nicht kommen sollen; woher habt ihr die Nachricht?

Gemm. Ein Reisiger des Leiningers, der bey Weissenburg versprengt wurde, eilte, diesen Unfall euch mitzutheilen. Wenn ihr zweifelt, so befehlt, daß man ihn euch vorführe!

Friedr. Laßt es gut seyn Gemmingen — ich zweifle nicht: aber Freunde! dieß hätte nicht kommen sollen! — Gern wäre ich dem Leininger zu Hülfe gekommen; ich habe bisher auf die Gelegenheit gehoft — ja ich habe gewünscht den Vorwand des Lichtenbergischen Einfalls in die Pfalz benuzen zu können, um mit thätiger Freundschaft ihm beyzustehen. Allein! das Schicksal wollte es anders: die Lichtenberger haben noch keine Thätlichkeiten gegen die Pfalz verübt, und ehe sie mich nicht durch würkliche Feindseligkeiten zum Krieg nöthigen, kann und darf ich das Vaterland nicht in Krieg verwickeln. Als Freund würde ich mein Leben für seine gerechte Sache hingeben; allein die Pflichten des Freundes müssen denen des Regenten nachstehen. Das Land hat höhere, ältere und heiligere Ansprüche als der Freund. Aber! retten und rächen werde ich ihn — nur Geduld Freunde!

Gemm. Die Landvogtei Hagenau wird nun eine Beute der Sieger! ..

Friedr. Die Elsaßer sind gut; der Kaiser hat ja noch erst kürzlich die Pfälzischen Ansprüche durch die Bestätigung der Pfandschaft gerechtfertigt, die Feinde werden sich doch wohl dahin nicht wagen! —

Geispizh. Aber haßt euch der Kaiser nicht? habt ihr nicht die Waffen zu euerm eignen Rechtsspruch in Händen? wozu sich Rechts erbieten an den Kaiser? habt ihr nicht Hagenau geschworen? Ist es nicht eure Pflicht ihm Truppen zu senden? was kann und vermag das arme Land? wird es nicht ohne Schwerdstreich eine Beute des Siegers werden, und endlich willig sich dem Sieger ergeben, da es von seinem Fürsten verlaßen ist? Eure Armee steht ja bereit, den Trotz der Feinde zu bestrafen — nur ein Wort von euern Lippen und wir streiten wie Löwen!

Friedr. Der Zeitpunkt nähert sich — Nur Geduld! —

Gemm. Aber immer Geduld, Friedrich! bis der Feind vor Heidelbergs Thoren unsrer Sorglosigkeit spottet!

Friedr. Und da zweifelt ihr noch, daß er nicht seine volle Niederlage erleben werde? —

Gemm. Aber die Pfalz? — welchen Vortheil wird sie von dem schrecklichen Streifzug dieser Barbaren haben? welchen Seegen von dem

unglücklichen Sieg, den wir alsdann über die Räuber werden erfochten haben?

Friedr. (ernst) Ich verzeihe euch Gemmingen! daß ihr mich der Sorglosigkeit in Absicht auf die Gefahren des Vaterlandes zu beschuldigen waget: Euer Herz ist warm und gut. Ich fühle euern Verdacht, womit ihr schon so oft mein Herz kränktet; auch diesen verzeihe ich euch, und allen denen, die ihn bisher sich gegen mich erlaubten. — Meine Meinung in Absicht auf Regentenbestimmung und Fürstenberuf ist mit der aller heutigen Fürsten und selbst mit der eurigen im Widerspruch. Warum ich zaudre gegen den Feind zu ziehen, ist, weil ich den Krieg verabscheue, weil ich seinen Fluch erfahren habe, weil es mich schmerzt, aus ehrgeitzigen Absichten meine theuren Pfälzer unglücklich zu machen. Ich habe bisher auf die Feindseeligkeiten der Lützelsteiner gewartet, erfolgen diese, dann sollt ihr auf dem Schlachtfelde den sorglosen Friedrich sehen, wie er für Gott und Vaterland sein Leben wagen wird!

Gemm. Ich habe noch keinen Augenblick aufgehört Euer großes Herz zu verehren!

Friedr. Leugnet es nicht Gemmingen! ich lese noch den Vorwurf in euern Augen, daß ich aus Mangel an Vaterlandsliebe um des Titels verächtlichen Gewinns willen, so wenig Theil nähme

an dem bedrängten Leininger, und an den Gefahren der Elsaßer. Wir sind Freunde, lieber Gemmingen, aber, des Fürsten theuerster und treuester Freund muß sein eignes Herz seyn. — Eure lebhaften Gefühle für Ritterehre und Waffenruhm dürfen meinen Entschluß für das Vaterland nicht bestimmen. Ein höherer Maaßstab muß mein Urtheil richten, weil dieses Urtheil einem höhern Interesse dient oder schadet.

Kemnat. Groß und vortreflich! — Aber theurer Prinz — es liegt noch in Gemmingens bangen Bekümmernißen ein höherer Wunsch als den der schnellen Rache gegen den Feind! —

Geispizh. Du kennst ihn edler Kemnat!

Gemm. Sprich ihn aus — meine Zunge verschweigt schüchtern was mein Herz schon so oft — so laut von dem Ewigen erflehte! —

Kemnat. Zürnt nicht edler Prinz, wenn ich euch an eine gewisse Unterredung erinnre, worin ich euch damals schon auf diesen allgemeinen Volkswunsch vorbereitete. Ernst und feierlich spreche ich ihn nochmals aus, daß Friedrich die Churfürstliche Würde annehmen mögte! —

Friedr. Des Vaterlands Wunsch? Ob das Vaterland auch wohl seinen Vortheil versteht? Weiß es, und wißt ihr nicht, daß Mißtrauen in die moralische Güte eines Menschen, auch den

Edelsten schmerzt, und seinen Antrieb zum Großen, und Guten schwächt? Ist es nicht Mißtrauen in meinen Edelmuth, in meine Pflichttreue, ist es nicht geringhaltige Meinung von mir — wenn ihr glaubt, Friedrich werde als Churfürst dem Vaterland tapfrer und klüger dienen, als er es als Regent thun würde? O! um eines solchen Verdachts willen, könnte ich wie Cato mich von den öffentlichen Geschäften abziehen, um mein gesunknes Vaterland im Stillen zu beweinen, wenn ich nicht Herr meines Herzens wäre, und stark gnug mich fühlte, um des Vaterlandes, um des verlaßnen Philipps willen selbst mein Herz mißdeuten zu lassen. Daß ich nach einem geheimen Plan, den mir Klugheit und tiefere Staatskenntniße zur Pflicht machen, handle, — und ihn so lange verschlossen bey mir trage, bis zum Zeitpunkt der glücklichen Ausführung, darum glaubt ihr, ich sey träg, unthätig, fühlloß gegen die Gefahren meines Vaterlandes; ich sey ungerecht — mein Ehrgeiz sey im Spiel, ich sey klein genug nichts Großes zu thun, weil dieses Große dereinst nicht unter einem blendenden Titel der Nachwelt vorgetragen wird? — Ich kenne euer Mißtrauen, und seine Quelle ist mir nicht fremd: aber alles dieß wird mich in meinem Plan nicht irre machen!

Kemnat. Prinz! ich habe schon einmal früher Gelegenheit gehabt, euch meine Meinung

über die Lage der Pfalz gegen ihre Feinde vorzulegen, damals floß dieß mein erstes Gefühl für die Nothwendigkeit einer solchen Staatsverfügung gewiß nicht aus dieser unreinen Quelle, und ich wollte mit meinem Leben dafür bürgen, daß auch eure Freunde von diesem niedern Mißtrauen frey sind. — Mißdeutet uns daher nicht länger, wenn wir euch endlich feierlich darum bitten, und bey dem Wohl des Vaterlandes euch beschwören, in der vollen Würde und der unbeschränkten Vollmacht seines Churfürsten gegen den Feind aufzutreten.

Ich habe euch schon Gründe dafür angegeben; allein vielleicht würkt die vaterländische Geschichte mehr auf euern Entschluß, und zerstreut eure Zweifel. — Rudolph II. und Rupprecht I. nahmen in ähnlichen Fällen einstens die Churfürstliche Würde an, und heiligten dadurch diese wohlthätige Freiheit, welcher sich der Regent mit gehöriger Beschränkung in Rücksicht des Thronerben, zum Wohl des Vaterlandes bedienen darf.

Friedr. Es mag seine Vortheile für das Vaterland gehabt haben!

Kemnat. Es bildet für die große Seele des Regenten eine Laufbahn, worinne er alles Große und Gute, was den Karakter des Fürsten und des Menschen unsterblich macht, zu unternehmen vermag. — Schon der Schritt selbst zur

Annahme der Churwürde ist Ausdruck eurer grossen Seele, da ihr nur um den Gefahren des Vaterlandes ernster zu begegnen den heißen Wunsch des Volks erhört, und aus reiner Vaterlandsliebe diese eure strengere Meinung von Recht, dem höhern Wohl des Staats zum Opfer bringt. — Ohne die unendlichen Vortheile, welche ihr in der Person und in der Würde des Churfürsten dem Staat schenkt, berechnet nur den augenblicklichen und gewiß den höchsten. Ihr grabt euern schlauen und zahlreichen Feinden den Weg zum Herzen eurer Pfälzer ab, und beugt auf immer den verderblichen Verwirrungen vor, welche die boshaften Unruhestifter um eures jetzigen Verhältnißes willen anzetteln werden. — Nie bedurfte die Pfalz mehr, selbst unter Rudolph und Rupprecht nicht in dem Grade, eine solche Vorkehrung in Absicht auf den Thron. — Der Kaiser ist ein schwacher, mißtrauischer, eifersüchtiger Mann; was er zu Deutschlands Wohlfahrt thut, ist nur halb gethan, und dieß vermehrt mehr als jemals Unordnung, despotische Willkühr, Barbarey, Unsicherheit der gesezlichen Verhältniße, Zwietracht und ewige Fehden unter den Fürsten und Herrschern! — Wer rächt das unglückliche Land und den verfolgten Fürsten, wenn verbündete Feinde von allen Seiten auf dieselbe eindringen, und nach der rohen feindlichen Verfahrungsart nur grausam, nie unge-

recht, gegen den Besiegten sind. Hättet ihr und die Pfalz vom Kaiser etwas zu hoffen?

Friedrich, wenn nur die Hülfe in uns liegt, und wir von allem außer uns verlaßen sind, so müßen wir uns alles dessen bedienen, was Nothwendigkeit und Klugheit fodert. Auf Euch ruht das Wohl und das Wehe des Vaterlandes — und so unbedeutend euch die Churfürstliche Würde für das Wohl des Landes scheint, weil ihr eure moralische Gewalt, und euer großes Herz für mächtiger und stärker haltet, als die äußre sinnliche Gewalt, die euch bloß in der Einbildung der Menschen zu liegen scheint, so ist doch sie allein fähig, euch in die Verfaßung zu setzen, den Staat von seinen gefährlichen Feinden zu retten. Das Volk weiß von einem jungen Churfürsten, und einem geliebten Friedrich. Wie gern vergißt das Volk seinen Liebling! — Der Name — die Majestät des Throns, das durchs Gesetz Geheiligte seiner Person — der erhabne Rang den es unter dieser Bezeichnung in ihm verehrt, würkt mächtiger als eure große Seele, und erleichtert euern Plan mehr als eure Absichten und kluge Anschläge allein. Die Deutschen — guter Friedrich! sind nicht mehr jene große Germanier; die Zeiten Herrmanns sind nicht mehr. Despotische Verfaßung, Mönchswesen, die Religion des römischen Stuhls haben jene deutsche Kraft zerknickt,

und den lezten Funken edler moralischer Freyheit erstickt. Majestät und Glanz des Herrschers galt nie mehr als in unsern Zeiten; bis zum Ritter herab ist alles Sklave sinnlicher Größe. Und ihr glaubt diesem Volk mit den Gesinnungen eines Cincinnatus zu nützen, ohne den Nimbus der in die Sinne fallenden fürstlichen Attribute zu bedürfen? nur als Diener des Gesetzes und nicht als höchster Gewalthaber im Staat vor dem Volk aufzutreten? Umrungen, beneidet, bedroht von rohen Feinden — vom Kaiser bis zu den Grafen von Lützelstein herab, gedenkt ihr nach den höhern und edlern Grundsätzen künftiger Jahrhunderte euern Staat gegen den Feind zu vertheidigen? — weil euch das Volk liebt und vergöttert? — Friedrich! wie dachte das Volk im Amt Germersheim, als ihm die Mönche bey der Beichte ihren theuern Pfalzgrafen als einen Abtrünnigen schilderten und ihm Haß und Empörung gegen euch einflößten? Zittert ihr noch nicht vor der Lehre des Meuchelmords, die in der Mönchsreligion selbst von dem allerheiligsten Sacrament Schutz und Weihe genießt?

Friedr. So ist auch der Churfürst vor dieser Lehre und ihren Folgen nicht gesichert! —

Kemnat. Doch mehr als der Vormund — der Regent, bey dem einmal eine Zeit kommen wird, wo man seiner Treue gegen ihn wird über-

hoben werden! Man müßte das Volk nicht kennen, wenn man nur an einem guten Erfolg dieser Majestätserhöhung eurer Person zweifeln wollte. Der Churfürst mit Churhut und Szepter würkt mächtig auf die Sinnen des Volks; und das gute Herz mit dem sklavischen Volkssinn ist auf immer für den Churfürsten erobert. Die Menschheit muß allmählig verbessert werden. Laßt den Sklaven von seinen Fesseln los ehe er die Freiheit vertragen kann, und er wird wie ein ungezähmter Tieger verheeren und morden. — Da hilft weder Gesez noch Strafe! Ja Friedrich! ihr würdet mit eurer Meinung die Pfalz nur unglücklich machen. Aber schlagt als Churfürst eine glückliche Schlacht, der Churfürstliche Sieger wird dann gepriesen — vergöttert von seinem Volk und gefürchtet von dem niederträchtigen Feind. Dann werden die Fürsten eure Freundschaft suchen, mit euch in Bündniß treten — und seyd ihr bis dahin gekommen, dann könnt ihr nach euern milden Grundsätzen das Volk beglücken.

Friedr. Kemnat, Kemnat, was vermag eure Beredsamkeit nicht zu besiegen! Schon habt ihr meinen Entschluß wankend gemacht, nur noch Ueberzeugung, und ich dürfte eurem Urtheil beistimmen.

Kemnat. Prinz! um im großen Geschäftskreise des Fürsten Gutes zu würken — um Schö-

pfer seiner Nation und ihres Glücks zu werden muß man sein Jahrhundert kennen, Sitten, Gebräuche, Vorurtheile, und den Gehalt des gesammten Wissens beherzigen, um nicht mit seinen wohlwollenden Absichten gegen dieselbe zu verstoßen, weil man oft seinen Zeitgenoßen nur darum nicht nützlich wird, indem man mehr an sie fodert als sie leisten können, oder dieselbe für heller oder moralisch besser hält als sie würklich sind. Jede Gesetzgebung, auf welche der Geist des Volks nicht vorbereitet ist, die nicht dem Gehalt dieses Geistes anpaßt, wird sich in sich selbst vernichten, und Zweck-los bleiben. Wer alles auf einmal thun will, thut nichts; wer plötzlich würken will — zerstört. — Nur derjenige der allmählig bildet, und selbst die Form des allgemeinen Denkens nicht verachtet, bis der hellere Zeitgeist von selbst einer beßern fähig ist, nur der ist ein weiser Mensch — ein großer Fürst — ein edler Menschenfreund. —

Ihr wähnt als Regent eben so viel fürs Ganze thun zu können, als ihr als Churfürst leisten könntet? — Liegt nicht in eben dieser Meynung ein Verstoß gegen die allgemeine Volksmeinung, gegen den Karakter seines Jahrhunderts, gegen den Geist seiner Sitten und Gesetze, gegen sein Bedürfniß? Das Volk hielt euch bisher für groß und redlich — mißtrauet aber eurer Güte,

weil euch Churhut und Szepter fehlt: es zittert und ängstiget sich vor den Gefahren des allgemeinen Haßes eurer verbündeten Feinde, und glaubt auch an euren redlichsten Widerstand nicht, weil es seinen fürstlichen Landes-Vater in euch vermißt! es fühlt das Große eurer Gerechtigkeit nicht, womit ihr Ludwigs Sohn seine Rechte zu schützen wähnet, es dreht sich mit allen seinen Zweifeln um alle Vermuthungen herum; bis es endlich einem Bösewicht gelingt, ihre Herzen vollends gegen euch zu empören.

Friedrich, ihr könnt eurem Volk Schuz, mildere Geseße, Freiheiten und Wohlstand schenken — ihr könnt euch einen Staat aus der Pfalz bilden, der nur eurer Größe in der Zukunft, und noch nach Jahrhunderten nur euch seinen Rang unter den übrigen Deutschen Staaten zu verdanken hat. Um aber dieß zu können, verschmäht die Volksmeynung nicht. Ihr müßt mehr Macht und Ansehen haben — und dieß allein vermag die Churfürstliche Würde euch zu geben. Als Churfürst herrscht ihr frei und unbeschränkt — euer ist das Volks-Vertrauen, welches bisher zwischen Philipp und euch getheilt war. Alle Herzen gehören euch an — euer Ansehen schüzt euch gegen die Macht eurer Feinde, weil unter dem Namen Churfürst, das ganze Vaterland dem Feind die Stirne beut.

Fried-

Friedrich — habt ihr so ein Jahrzehend gearbeitet — steht ihr dann fest in dem großen Bau den euer Plan anlegte, dann denkt an Kemnat! —

Friedrich. Ihr habt mich gewonnen; ich werde euern Wunsch näher überlegen, und ihn alsdann dem Vaterland vorlegen.

Gemmingen. Dank dafür mein Prinz —

Geispizh. Gottes Seegen dafür —

Fried. (reicht ihnen seine Hände) Ja ihr seyd gute Menschen — das Vaterland zählt seine Gemmingen und Geispizheim unter seine edelsten Freunde. Ob ich euch schätze — wie hoch ich euer Herz halte — das fragt mich jezt noch nicht; aber es werden bald Zeiten kommen, wo euch Friedrich überzeugen darf, daß auch seine Freunde mit zu seinen Sorgen fürs Vaterland gehörten.

Innig froh kehrten nun Gemmingen und Geispizheim zurück nach ihren versammelten Freunden, und erfreuten sie mit der Nachricht, daß der Regent Hoffnung gegeben habe, die Churfürstliche Würde anzunehmen, ja daß er auch entschlossen sey, bey den geringsten Feindseligkeiten der Lichtenberger mit der Armee vorzurücken und

mit vollem Nachdruck gegen die feindliche Masse zu würken.

Friedrichs edle Gesinnungen für den kleinen Philipp waren allgemein bekannt und geschätzt; aber auch allgemein empfand man das Bedürfniß eines Regenten wie Friedrich, der als Churfürst sich des bedrängten Vaterlandes annähme, und mit dem höhern Interesse des würklichen Churfürsten dem drohenden Feind begegnete.

Das Gerücht verbreitete sich daher nicht so bald von Friedrichs Neigung für den allgemeinen Volkswunsch, als Adel und Ritterschaft Deputationen an ihn abschickten, um ihn zu baldiger Entsprechung desselben aufbzufodern.

Indessen wurde Friedrich täglich stärker von der Nothwendigkeit überzeugt, die Churfürstliche Würde anzunehmen, und entschied sich endlich ganz dafür, als die Nachricht von dem Einbruch des Feindes in die Landvogtei Hagenau in Heidelberg ankam.

Alles zitterte bey dieser Nachricht, und schauderte vor der Zukunft, da der Feinde viele waren, und ihr Verfahren mehr als grausam gegen die Elsasser gewesen. — Friedrich weinte, als man ihm dabey meldete, daß in einer Nacht mehr als funfzehn Dörfer in Rauch und Feuer aufgegangen wären, und die Einwohner von den Bar-

baren mehr als grausam seyen mißhandelt worden.

Die Bösewichter! rief er zum öftern aus, aber sie sollen es büßen, und meinen Hagenauern will ich ihren Schaden ersetzen! —

Friedrich beorderte sogleich 600 Reiter, und mehrere in Sold genommene Schweizer. Dietrich von Andelop erhielt das Oberkommando darüber. Friedrich befahl, diese Macht sollte sich einstweilen dem Feind entgegen stellen, und sich Vertheidigungsweise halten, bis er mit einer stärkern Macht anrücken würde, um dann dem Feind auf den Leib zu gehen.

Durch diese Vorkehrung wurden die Pfälzer einigermaßen beruhigt, allein die wiederholt niederschlagende Nachrichten, daß Mainz und Baden sich auch gegen die Pfalz rüsteten, daß sämtliche Feinde den Untergang Friedrichs und der Pfalz geschworen hätten — daß man die Verwaltung der Pfalz und die Vormundschaft des kleinen Philipps aus Friedrichs Händen reissen wolle — Ja! daß der Kaiser in den Plan seines Sturzes willige, und aus Neid gegen die blühende Pfalz ihre Demüthigung wünsche — bewürkten, daß die auf einen Augenblick zurückgekehrte Ruhe schnell wieder verschwand, und der verzweifeltsten Beängstigung Raum gab.

Von allen Seiten hallte nun die Trauerklage an Friedrichs Ohren — das Vaterland ist in Gefahr — die Feinde nähern sich — wir sind verloren, wenn man uns nicht bald rettet. — Man bestürmte die churfürstliche Wittwe Philipps Mutter mit ängstlichen Besorgnissen und bat sie flehendlich, sich bey Friedrich um die Annahme der churfürstlichen Würde zu verwenden, dem Vaterland in seiner Noth beyzustehen, und mit zu helfen, die Hindernisse wegen Philipp aus dem Weg zu räumen.

Daß diese Volksstimmung von mehrern pfälzischen Rittern gehaßt wurde, und daß sich dieselbe so wie Herzog Ludwig der Schwarze von Veldenz werden Mühe gegeben haben, dieses zu verhindern, kann man sich leicht denken. Friedrich war auf das genaueste hievon unterrichtet, und kannte die Ritter, welche ihm ihre Ergebenheit heuchelten, und heimlich mit seinen Feinden verschworen waren.

Friedrich gab also endlich dem häufigen Andringen seiner Lieblinge nach, und beschloß den Ständen der Pfalz den allgemeinen Volkswunsch vorzulegen. „Man lernt bey dieser Gelegenheit doch auch seine Leute kennen,“ sprach er, „und wenn die Pfalz auch keine weitere Vortheile von dieser Berathschlagung hätte, so werde ich doch mit den Heuchlern und Verräthern unter meinen Dienern

bekannt.“ — Er erließ demnach einen Befehl an die Prälaten, Grafen, Herren, Ritter und Lehnsleute, und beschied dieselbe in der Eigenschaft als Stände zu einem Landtag nach Oppenheim.

Friedrich, begleitet von dem kleinen Philipp, Kemnat, Steinach und Gemmingen begab sich auch nach Oppenheim, um das Resultat dieser Berathschlagungen zu erfahren. Der Regent eröfnete in eigner Person am 16ten Juni, des 1451 Jahrs diesen Landtag. — Seine Rede war kurz, aber bündig und voll Kraft und Feuer. „Männer!“ sprach er, „Ritter und Freunde, ich habe euch „hieher berufen, und von euch verlangt, daß ihr „euch über die Lage des Vaterlandes und über die „besten Mittel seinen Gefahren mit Glück zu be„gegnen berathen mögtet. Ich habe mich in eure „Mitte begeben, um noch einmal euch an die Wich„tigkeit eures Berufs zu erinnern, zugleich aber „auch noch, ehe ihr das wichtige Geschäft fürs „Vaterland beginnt, eure Vollmacht feierlich zu „erweitern.“

„Männer! man glaubt das Vaterland wür„de gewinnen, seine Feinde dürften kräftigern Wi„derstand finden, wenn ich an der Stelle dieses „Knaben, Ludwigs geliebtem Sohne, die chur„fürstliche Würde annähme, und in der Eigen-

„schaft als Churfürst gegen die Feinde der Pfalz
„handelte.

„Ich habe nicht nöthig hier meine Meynung
„über den Wunsch meiner treuen Pfälzer zu
„äußern, da ich bisher durch mein Benehmen be-
„wiesen habe, wie theuer und heilig mir das Wohl
„meines geliebten Vaterlandes gewesen ist. —
„Indessen habe ich mich entschlossen, euch den
„Wunsch meines Volkes vorzulegen, damit ihr
„im Namen der Pfalz gesezlich darüber entschei-
„den mögtet.

„Rudolph II, und Rupprecht I, haben hierin
„nicht so verfahren, die Lage des Vaterlandes,
„und etwas weniger zarte Gewissenhaftigkeit, des-
„sen man mich bisher fälschlich beschuldigte, wür-
„den mir den Anspruch auf den Thron rechtferti-
„gen, und meine Absichten erleichtern helfen.
„Allein — fern sey von mir jede Willkühr der
„Art, und eher würde ich darauf Verzicht leisten,
„das Glück meiner Pfälzer zu schützen, als daß
„ich die höchste Herrscherwürde durch List, Ge-
„walt, oder Willkühr erkaufen sollte. Theuer
„ist mir Ludwigs Sohn — und bände mich auch
„mein Versprechen nicht, welches ich in die Hand
„des sterbenden Ludwigs gelobte, wäre mir Phi-
„lipp schwache hülflose Kindheit weniger heilig, so
„würde ich doch frei erklären müßen: daß ich mich
„nicht aus Neigung, sondern nur aus Pflicht —

„aus Achtung gegen die gutherzige wohlwollende
„Meinung meines Volks für die Annahme der
„Churwürde entschliessen könnte.

„Ich ertheile euch demnach unbedingte Frei-
„heit, und fordre in Absicht auf diese Berathschla-
„gung, die strengste Anwendung derselben.

„Berathet euch als Väter — als Freunde
„des vaterländischen Wohls, streng und gewissen-
„haft; — entscheidet zwischen Philipp und mir
„beständig in Rücksicht auf Philipps Rechte die mir
„heilig sind — ohne Menschenfurcht gegen mich,
„bedenkt aber auch zugleich, daß die Pfalz in Ge-
„fahr ist." —

Friedrich begab sich nun aus der Versamm-
lung hinweg, und ging begleitet von Philipp und
Kemnat nach dem churfürstlichen Schloß.

Friedrich war bey dem Anblick der herrlichen
Stadt, und ihrer von der Natur so ausgezeichnet
begünstigten Gegend innig entzückt, und genoß ei-
ner beynahe schwärmerischen Stimmung als ihn
Kemnat an die großen Römer errinnerte, die einst
hier wandelten, und denen man die Anlage dieser
Stadt zuschrieb.

„Sie haben sich doch überall verewigt — die-
se große Menschen, sprach der bis zu Thränen ge-
rührte Friedrich; die Geschichte mag ein Urtheil
fällen welches sie will, es waren große geistvolle
Menschen, voll erhabner Leidenschaft fürs Große,

Kühne und Schöne: überall Spuren von Würde und Geschmack! — Zeit und Barbarey haben viel von ihren großen Denkmälern verwischt, aber das was wir haben, Großes wissen und wollen finden wir sogar noch in ihren Ruinen, und die Weisheit unsrer und noch vieler künftigen Jahrhunderte werden wir allein diesen Ueberbleibseln und der Geschichte jenes großen Volks und seiner großen Männer zu verdanken haben. Kemnat! noch nach Jahrtausenden groß und unsterblich zu seyn — vergöttert in Ruinen, verherrlicht in Sagen, und durch keinen andern und erhabnern Umriß als den ihrer Thaten! — denke ich daran Kemnat, so möchte ich die Prälaten wieder an ihr Brevier, und die Grafen und Ritter auf ihre Burgen senden, damit mir ihr Urtheil nicht vollends die wenige Kraft entreisse, die mir fürs Große und Unsterbliche noch im Busen zuckt."

Kemnat erwiederte sanft, „denkt an euer Jahrhundert, und tröstet euch damit, daß die Fehler und Gebrechen, die Hinderniße und Schranken dieses Jahrhunderts besiegen, ein eben so großes und unsterbliches Werk sey, als die Unterjochung eines Königreichs!"

Friedrich suchte nun in dortiger Gegend seine militairische Wißbegierde zu bereichern. Er bereißte mit Kemnat den Rheinstrohm, die von der Natur festen und fast unüberwindlichen Gebürge

des Rheingaus — um bey einem etwaigen Krieg mit Mainz auf die genaueste Kenntniß dieser Gegenden seine kriegerische Operationen wählen zu können. Er entschloß sich auch dabey, mehrere Städte und Dörfer zu befestigen und faßte den Vorsaz zur Sicherheit seines Landes und seiner Grenzen sich der Burgen und Raubnester zu bemächtigen, um der Pfalz eine feste Grenze zu geben.

Friedrich war auf diesen kleinen Reisen ganz Feldherr, und hatte über seinen militairischen Planen den Landtag mit samt seinen wichtigen Berathschlagungen vergessen. Es hatte ihn daher nicht einmal überrascht, als man ihm den Entscheid der Stände brachte, daß sich der Landtag in einer so wichtigen Angelegenheit nicht übereilen wolle; — da die Gerechtsame des Pfalzgrafen Philipps durch Ludwig IV lezte Willensmeinung gesetzliche Kraft hätten, und da diese von Friedrich selbst beschworen und zugestanden wären, so wüßte der Landtag noch zur Zeit kein schickliches Konvenienz für die Kollision der Rechte Philipps und der allgemeinen Landesnoth.

Friedrich antwortete hierauf ganz gleichgültig, daß sein Schwerdt das Konvenienz für die allgemeine Landesnoth sey; übrigens sezte er hinzu, freue es ihn, daß der Landtag redlich für Philipp

gesinnt sey. Er entließ daher den Landtag, und begab sich nach Heidelberg.

Seine größten Sorgen giengen nun dahin, die allgemeingewordne Feindseligkeiten gegen die Pfalz wenigstens durch Waffenstillstand beyzulegen, bis er im vollen Zustand sich befände, dem Feind kräftig und entscheidend zu begegnen. Er hofte der Pfalz alsdann den Frieden zu bewürken, und durch Unterhandlungen den unseligen Krieg bis dahin wegzubonnen, bis es ihm auch gelungen sey, durch Bündniße sich zu verstärken.

Friedrich baute viel auf den Herzog Ludwig von Baiern und auf den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der ein Feind des Kaisers war. Kemnat wurde an diese beide abgesandt, um sie zu bewegen, den Speierer Landtag zu besuchen. Sie willigten ein, und kamen auch würklich in eigner Person, um die Streitigkeiten zwischen Mainz, Baden, Veldenz und der Pfalz auszugleichen; — desgleichen den lichtenbergischen Krieg durch einen allgemeinen Frieden zu enden. Allein die Unterhandlungen waren von keinem guten Erfolg: man hatte Vermittler ernannt, welche die streitige Partheien ausgleichen sollten, allein in Ansehung des lichtenbergischen Kriegs hatte man nur einen kurzen Waffenstillstand erwürkt.

Die Feinde der Pfalz hatten also gesiegt: man wollte ihr nur eine kurze Frist gestatten, um, wenn

alle Unterhandlungen wie voraus zu sehen war, nichts gefruchtet hätten, alsdann gemeinschaftlich über sie herzufallen.

Friedrich kam mißvergnügt nach Heidelberg zurück, alle seine Bemühungen für den Frieden waren fruchtlos gewesen. Das Volk ängstete sich nun aufs neue, und Friedrichs treue Anhänger bekümmerten sich um die mißliche Lage des Vaterlandes. Friedrichs Feinde hatten ihm nun auch den Weg zu allen Bündnissen abgegraben, und alles gegen ihn aufgehezt. Sie hatten ihn als einen Erobrungssüchtigen — Treulosen verläumdet, der kein Bündniß, keinen Land- und Burgfrieden hielte, und dem man nicht trauen dürfe. Ueberall führte man die Lüzelsteiner zum Beweiß an, und interessirte sich für ihre Klagen über den von Seiten der Pfalz gebrochnen Burgfrieden.

Friedrich sahe nun wohl ein, daß er in einer solchen Lage mit seinem besten Wissen und Wollen nichts vermögte. Ludwig von Baiern rieth ihm zwar, über den Feind herzufallen, und mit den Waffen seine verschworenen Feinde auseinander zu sprengen. Allein die Uebermacht der Feinde lag nur zu sehr im Widerstreit mit diesem tollkühnen Rath, auch blieb Friedrich unbeweglich auf seinem Princip, aus Rache sein Land nicht unglücklich machen zu wollen. Geneigter schien er aber jezt,

zu einem zweiten Versuch die Churfürstliche Würde anzunehmen, obschon er immer seinen Freunden entgegensezte, daß er eine zweite abschlägliche Antwort des Landtags nicht ertragen würde. — Allein man beruhigte ihn darüber, und entdeckte ihm hiermit, daß der Oppenheimer Landtag durch den Einfluß des Mainzers und seiner Anhänger wäre vereitelt worden, ja daß selbst Pfälzische Ritter, die ihm Ergebenheit geheuchelt hätten, so treulos gewesen wären, heimlich der Sache des Feindes zu dienen, und gegen den Antrag zu stimmen.

„Also dahin wollen meine Feinde — sprach Friedrich; so weit, bis ins Herz meiner Freunde ist schon ihr Gift gedrungen? so schrecklich bin ich und meine guten Pfälzer von den Verräthern umrungen? — durch mich wollen sie mein glückliches Land ins Verderben stürzen? meine Redlichkeit selbst hat bisher ihrem Plan dienen müßen? Nein! dahin soll es nicht kommen, so tief schläft Friedrich nicht, so klein und beschränkt ist er nicht, als die Bösewichter wähnen: so will ich ihnen denn endlich beweisen, daß wenn meine Kraft sich nicht selbst beschränkt, die Bösewichter zittern müßen. Hinweg also Vorzeit, weg von mir ihr großen Ideale beßrer Jahrhunderte — das Meinige will es so — es will nicht sanfte sondern furchtbare Größe, und diese soll denn endlich seinem ver-

rätherischen Zeitgeist begegnen. Wohlan denn Rammungen! ihr erlaßt sogleich ein Ausschreiben an die Stände, daß sie innerhalb drey Tagen in Heidelberg eintreffen sollen.

Der Tag erschien. Als nun die Vanningen, Isenburg, Philipp von Nassau, Gemmingen, Sickingen, Göler von Ravensberg und andre mehrere in dem Rittersaal des Heidelberger Schloßes versammelt waren, trat Friedrich unter sie, und sprach: „Ritter — Männer — das „Vaterland ist in Gefahr, ich selbst spreche jezt „diese furchtbaren Worte aus, nicht daß ich aus „feiger Angst meiner Kraft gegen den Feind miß„trauete — Nein; weil ich endlich überzeugt bin, „daß die verrätherischen Anschläge der Feinde gegen „mich, eigentlich dem Vaterland gelten sollen, und „daß selbst Bösewichter in eurer Mitte dem ab„scheulichen Plan fröhnten, und als bestochne Ver„räther dafür arbeiteten. Es ist daher meine „Pflicht edle Männer! euch diese Lage des Vater„landes und meine eigne Besorgniße zu gestehen. „Die Gefahr wächst mit jedem Augenblick — „schnell und entscheidend muß euer Urtheil seyn; „ich bin zwar von eurer sämmtlichen Rechtschaf„fenheit überzeugt, und ich könnte mich sicher „hinwegbegeben, um euern Berathschlagungen „die gehörige Freiheit zu geben. Allein mißdeu-

„tet es mir nicht, daß ich gegenwärtig bleibe.
„Das Vaterland hat mir die Sorge fürs Ganze
„auferlegt: an mich fodert es die Rechenschaft:
„Darum muß ich auch in seinem Namen wachen,
„damit seine Rettung nicht von hinterlistiger Bos-
„heit aufgeschoben wird. Sprecht frei auf euer
„Gewißen — nach euern Pflichten."

Nachdem ein jeder besonders seine Meinung eröffnet hatte, so sprach der Kanzler von Guldenkopf den Entscheid des Landtages laut und feierlich aus, daß nehmlich das Vaterland nur durch Friedrichs Annahme der Churfürstlichen Würde könnte gerettet werden. Alle Glieder des Landtages sprachen nun noch einmal mit der feurigsten Theilnahme ihre allgemeine Bestätigung. In diesem Augenblick öffneten sich die Thorflügel des Rittersaals, und Margarethe die Churfürstliche Wittwe den jungen Philipp auf dem Arm tragend trat mitten unter die versammelten Stände:

„Auch ich," sprach sie, „bin gekommen,
„um in den allgemeinen Wunsch eurer treuen
„Pfälzer mit einzustimmen. Edler Friedrich! er-
„hört diese frommen Wünsche — und wenn es
„euch freut, so nehmt auch meine und Philipps
„Seegenswünsche dazu. Jung und unerfahren
„ist Ludwigs Sohn — das Vaterland nennt ihn
„Churfürst, und ihm mangelt Kraft und Alter,
„dem erhabnen Rang zu entsprechen, zu dem ihn

„die Pfälzische Verfaßung und Ludwigs lezte Wil„lensmeinung erhoben. Genießet bis zu Phi„lipps Volljährigkeit diesen erhabenen Vorzug, der „euern großen Eigenschaften entspricht, und be„glückt dadurch Ludwigs Erbe, wenn ihr das Va„terland gegen seine Feinde schüzt, und ihm den „Churhut erhaltet. Als Philipps Mutter be„schwöre ich euch in seinem Namen, und bitte „euch das Urtheil eurer getreuen Stände zu be„stätigen."

Friedrich antwortete nun groß und feierlich: „Wohlan — ich will euer Churfürst seyn, und" (indem er den kleinen Philipp auf seinen Arm nahm) „dein Vater guter Knabe! — so warm und innig als Ludwig dein Vater dich liebte, will auch ich dich lieben, und dich als meinen Sohn beglücken. Ritter höret meine Erklärung, und die Bedingungen, unter welchen ich allein die Churfürstliche Würde annehmen werde. Ich will Philipps Vater seyn, und erkläre ihn nochmals für meinen Sohn; ich will als Churfürst das Land beglücken, und heilig halten sein Erbe. Ich werde mich deshalb nie verehlichen, und sollte ich es ja thun, so schließe ich hiermit durch eine von mir zu unterzeichnende Urkunde meine Kinder und Nachkommen, von allen Ansprüchen auf den Thron und die Pfalz aus. Ja! alles dasjenige was ich noch in Zukunft zur Vergrößerung und

Befestigung des Landes thun werde, und was mir als gerechte Entschädigung für das Land zufallen mag, alles soll jezt schon und auf immer mit der Pfalz vereinigt seyn, und weder von mir noch von den Meinigen in Anspruch genommen werden: seyd ihr dessen zufrieden?“ Alle riefen einmüthig und im Ton der feurigsten Bewundrung — daß er den Churhut nicht nur sondern auch Dank, Bewunderung, Vertrauen und Liebe seines Volks verdiene.

Friedrich entließ nun den Landtag, und sandte sogleich eine Deputation an den Kaiser und den Pabst, um die Bestätigung in der Churfürstlichen Würde. Nicolaus V. ein weiser Einsichtsvoller Pabst ertheilte auf der Stelle die angesuchte Bestätigung; aber der Kaiser versagte dieselbe ein für allemal.

Friedrich hatte dieß vermuthet, ehe er die Deputation abschickte, wenigstens sagte ihm seine bisherige Erfahrung nicht viel tröstliches über das Benehmen Kaiser Friedrichs. Denn ganz natürlich! war ihm Friedrich als Regent gefährlich — so mußte er ihm in der Eigenschaft als Churfürst noch gefährlicher dünken.

Friedrichs Feinde, welche über den schnellen Sieg seiner Anhänger ihren Haß kaum mehr bändigen konnten, und noch alles Mögliche anzuwenden sich bemüheten, um ihn verlassen und hülflos

zu überfallen; frohlockten über die abschlägliche Antwort des Kaisers, und gedachten bey sich, daß Friedrich es nun nicht wagen würde die Churfürstliche Würde anzunehmen, oder wenn er es ja wagen sollte, daß er um so unvermeidlicher ins Verderben stürzen würde.

Friedrich ließ aber seine Feinde Plane schmieden, und schloß indessen mit den Reichsstädten Nürnberg, Nördlingen, Rotenburg, Dünkelspiel, Weißenburg am Nordgau, mit Herzog Sigismund von Oestreich, mit den Erzbischöffen Reinhard von Speier, und Jacob von Trier Bündniße.

Als er sämmtliche Traktaten darüber abgeschloßen hatte, befahl er, daß auf den 13ten Januar die feierliche Annahme der Churfürstlichen Würde, und die Huldigung sollten vollzogen, und davon dem ganzen Lande die Nachricht mitgetheilt werden.

Groß, feierlich und Pracht-voll war der Aufzug sämmtlicher Grafen und Ritter; alles was nur das Fest verherrlichen konnte, war durch Guldenkopfs weise Einrichtung angebracht. Der Pfälzische Adel und die zahlreiche Ritterschaft erschien in einem Glanz der mit dem Kaiserlichen Hofe wetteiferte. Alle Knappen, Reisigen und Knechte trugen die Farben ihrer Ritter. Ungeheuer groß war der Zulauf der Pfälzer, welche ihren

neuen Churfürsten sehen, und ihm mit frohem Herzen huldigen wollten. Mehrere Tausende der auserlesensten Truppen, an ihrer Spitze der Feldhauptmann Adam von Anseitheim, standen im festlichen Aufzug aufmarschirt, um Friedrichs Zug nach dem Tempel so wie den Huldigungsakt zu verherrlichen.

Schon waren die Vasallen, Grafen und Ritter, Prälaten und Beamten der Pfalz in dem Churfürstlichen Schloß angekommen, und in dem Kaiser-Saal versammelt, als der Marschall Diether von Venningen, Friedrichs Ankunft meldete.

Der Marschall trug das Churschwerdt, Philipp Vezzer von Geispizheim die Churkleidung, und der Kanzler von Guldenkopf den Churhut und Szepter auf einem sammtnen Kissen; hierauf folgte Friedrich — der blühende Held, Mann, im 26sten Jahr seines Alters — stark, muthig, kraftvoll, mit Feuer und Seele im Auge, mit Würde, Hoheit und Anstand in jeder Gebärde.

Bei seinem Eintritt in den Saal schmetterten die Chöre ein freudiges „Heil Dir Friedrich der Pfälzer Hoffnung" und die Trompeten und Heerpauken schauerten heilige Ehrfurcht in jede Brust.

Friedrich nahm auf einer erhöheten Stelle unweit des Throns seine Stellung, und unterbrach

die tiefe Stille durch folgende Anrede an die Versammlung.

„Männer und Ritter, ihr habt mich auf„gefordert, die Churwürde anzunehmen!“

Alle. Das haben wir!

Friedrich. Ist es noch eure Meynung — euer fester Entschluß?

Alle. Unser feierlichster Entschluß!

Eberh. v. Sickingen. Noch einmal unsre feierliche Bitte im Namen des Vaterlandes!

Friedr. Es könnte nun freilich die schwärzeste Verläumdung dieß euer redliches Benehmen nicht tadeln; allein, damit die Nachwelt mich auch nicht von Ferne des Stolzes oder der Ruhmsucht zeihen möge und mir vorwerfen dürfte, als hätte ich euern Entschluß überrascht — sprecht — glaubt ihr das Vaterland durch diesen Schritt beeinträchtigt — ich trete noch zurück! —

Einige. Wir haben Friedrich zum Churfürsten erwählt!

Andre. Wir wollten es alle einstimmig!

Alle. Friedrich sey unser Churfürst, so wollte es das Vaterland!

Friedr. Das Vaterland?

Alle. Ja! so wahr uns Gott gnädig seyn soll!

Friedr. Gut — ich bin also euer Churfürst — anerkannt von mehrern Reichsständen — selbst vom Pabst — nur vom Kaiser nicht! —

(Alle schweigen.)

Friedr. So hätte also der Kaiser den Wunsch des Vaterlandes und euern Entschluß vernichtet? —

Gemmingen. Sind wir nicht unabhängig? ist der Churfürst von der Pfalz in seinem Lande nicht unabhängig?

Sickingen. Der Kaiser ist ja Friedrichs Feind!

Andre Ritter. So wird er die Pfalz mit Krieg überziehen.

Friedr. (groß) Sind wir denn nicht mehr, wer wir waren?

Die Meisten. (ziehen ihre Schwerdter) Haben wir denn keine Schwerdter mehr?

Gemmingen. Haben wir keinen Muth mehr? sollen wir unter Friedrich vor dem Kaiser zittern, der unter den Ludwigen noch vor uns zitterte? vermag unsre deutsche Tapferkeit nichts mehr? sollen uns die kaiserlichen Ränke besiegen? Er — der sich der elendesten Bösewichter — der Lützelsteiner und des boshaften Mainzers gegen Männer zu bedienen fähig ist — er soll über das Glück und Unglück der Pfalz entscheiden — in ihre innere Verfassung sich mischen dürfen, da es

doch deutlich am Tage liegt, daß er unser Vaterland haßt — da es seine Absicht ist, Friedrich und die Pfalz zu stürzen? Ritter! und ihr könntet Bedenken tragen, und euch noch würdig halten in das Angesicht Friedrichs des Helden — unsers Erretters zu schauen?

Alle. Friedrich sey unser Churfürst!

Andere. Ohne Bestätigung des Kaisers. —

Alle. Wir bedürfen ihrer nicht, denn unser Churfürst ist Held!

Friedr. Nöthigen wir dem Kaiser erst Achtung für unsre Waffen ab, und Ehrfurcht für unser edelmüthiges Benehmen — dann wird auch er uns seinen Beyfall nicht versagen. Die Geschichte Rudolphs und Rupprechts ist für uns; und Philipps Rechte auf den Churhut bleiben ungekränkt. Fragen wir demnach nicht nach dem Urtheil der Feinde, sondern nach dem Beyfall des Vaterlandes, und unseres Gewißens.

Alle. Friedrich sey unser Churfürst, und wenn sich die Hölle dagegen empörte, so sollen unsre Schwerdter seine Brustwehr seyn!

Friedrich ließ nun die Urkunde und die schriftlich unterzeichnete und besiegelte Bedingungen seiner Annahme der Churwürde sich vorlegen, und schwur laut sie zu halten. Philipp stand neben ihm — die lezten Worte Friedrichs machten auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck; „Gott

und mein Vaterland," sprach er, „hören diesen Schwur, so wie sie Zeugen sind, daß ich Philipp feierlich als meinen Sohn einsegne." Friedrich legte seine rechte Hand auf Philipps Haupt, und blickte gerührt auf den kleinen Knaben. Margarethe weinte, alle Anwesende sahen gerührt zu Gott auf, und der feierliche Einfall der musikalischen Chöre erhob diese andächtigen Gefühle.

Der Marschall bekleidete nun Friedrich mit der Churkleidung, gürtete ihm das Churschwerdt um die Lenden, und Friedrich bestieg hierauf den Thron. Der Kanzler wollte Churhut und Szepter Friedrich überreichen, allein Margarethe erbat sich diese Ehre für Philipp. Margarethe nahm nun den kleinen Philipp auf ihre Arme, trat mit ihm bis an die lezten Stufen des Throns, und so überreichte der Knabe diese fürstliche Attribute. Der Marschall sezte Friedrich den Churhut aufs Haupt — Friedrich nahm den Szepter, und schien mit einem großen Blick diese schöne seltne Szene mit all ihrem Rührenden den Zuschauern mittheilen zu wollen; tief und gewaltig hatte es ihn ergriffen, — mit unbeschreiblicher Rührung sprach er gegen den kleinen Philipp: „so sollst du einstens diesen Szepter wieder aus meinen Händen erhalten!"

Friedrich stand jezt als Churfürst auf dem Thron, und mit einem großen Blick zum Himmel

schwur er nun der Pfalz Treue, Treue ihrer Verfaßung und ihren Gesetzen, Eifer für ihr Wohl — für ihre Unabhängigkeit, und ihre innre Verbesserung.

Alle Anwesende huldigten ihm nun feierlich, und hierauf belehnte er mehrere Grafen und Ritter, wodurch er die erste Handlung seiner neuen Würde ausübte.

Hierauf zog Friedrich mit seinem glänzenden Gefolge in der vollen Pracht des Churfürstlichen Ornats in den Tempel; das Volk dankte der Gottheit für die glückliche Rettung des Staats — für seine neue Hoffnungen! Friedrich bat die Gottheit um Glück für seine Unternehmungen, und entzückte das Volk durch seine Ehrfurcht, womit er sich gegen die Heiligthümer der Volks-Religion benahm.

Friedrich nahm noch an dem nehmlichen Tag die Huldigung der Stadt Heidelberg ein, und ließ diejenige der übrigen Städte durch seine Gesandten einnehmen.

Das Volk und der Hof belustigten sich bei der Feier dieses großen Tages durch Feste — und Friedrich — besuchte seinen Freund Kemnat.

„Mögen nun meine Feinde auf den Rückzug bedacht seyn, oder auftreten und sich mit meinen Pfälzern messen!“

Kemnat. Ihr habt eine grosse Laufbahn mit dem gestrigen Tage eröfnet!

Friedr. Wahrgesprochen! die Rolle ist angelegt, und ich gedenke sie nicht ohne Ehre und Ruhm zu enden!

Kemnat. Hat euch der Mainzer schon in eurer Würde anerkannt?

Friedr. Weder Mainz noch Baden — sogar wie zu vermuthen war, die Lüzelsteiner nicht, aber auch Stephan von Zweybrücken nicht!

Kemnat. Der Pforzheimer Tag wird sie euch auch nicht zu Freunden machen!

Friedr. Je nun — so wird es vielleicht der Krieg!

Kemnat. (gerührt) So seyd ihr denn an dem glänzenden Ziel, wonach schon frühe euer Herz dürstete; leicht war der Kampf um dieses Ziel, aber schwerer dürfte er für dasselbe werden!

Friedr. Ich fühle tief die gütige Leitung der Vorsehung; auch werde ich nie ihrer erhabenen Zwecke vergessen! Nie! — Nie!

Kemnat. Ihr ringt nun mit Kaiser und Reich um den Sieg, um die Anerkennung eurer Würde und für des Vaterlandes Wohlfahrt! — Schon der Ehrgeiz wird alle eure Kräfte in Bewegung setzen, um im Kampf gegen den Feind nicht zu unterliegen. Auch billige ich jede Anstrengung — ja ich würde euch dazu auffordern:

allein theurer Churfürst! der Sterbliche vergißt im Glück und im Unglück nur zu leicht, was er seiner hohen Bestimmung schuldig ist — entweder reißt er eine halbe Welt mit sich ins Verderben, oder zittert unentschloßen wenn sich die Gefahren nähern. — Vergeßt nie das Vaterland! —

Friedr. Nie!

Kemnat. Benehmet euch würdig gegen die kleinen Seelen, welche feig und gemein bisher fremden Absichten gedient haben, und vielleicht den beßern Wunsch ohne höhern Antrieb und Empfänglichkeit fürs Große im Herzen trugen.

Friedr. Wer das Vaterland einmal verrathen konnte, absichtlich oder aus Schwäche, wird es immer verrathen; schweigt mir von solchen guten Meynungen, deren einziges Verdienst aber auch nur Meynung ist!

Kemnat. Nur damit sie euch nicht schädlich werden. Daß sie eures Vertrauens nicht mehr werth sind haben sie bewiesen: dieß von euch fodern, sie Euerm Vertrauen zu empfehlen, wäre Hochverrath gegen den Staat; — aber diese Menschenklasse gut und klug zu behandeln, ist die größte Weisheit des Fürsten, weil von ihrem mehr oder minder vertraulichen Einfluß das Wohl oder Wehe des Staats abhängt! —

Friedr. Dafür werde ich wachen!

Kemnat. Churfürst! Ihr seyd nicht allwissend, und diese Klasse ist die zahlreichste an Höfen und im Staat: gegen zehn redliche Männer werdet ihr tausend verlarvte Schurken und zehntausend betrügerische Schwächlinge finden: sie sind beinahe einerley Karakters, nur unterscheiden sie sich in der verschiednen Farbe ihrer Aussen-Seite. Ich habe ihren Hauptkarakter angegeben, sie sind kleine Seelen, die zu allem fähig sind. Sie werden geboren im Augenblick — die Schule ihres Verderbens ist das verfeinerte Laster, ihre Natur altert nie — ändert sich selten, und äussert sich in den tausendartigen Formen, die die erfindungsreiche Lüge noch täglich zu vermehren strebt. Stoßt sie von eurer Seite, und sie werden wie der Skorpion sich unvermerkt euerm Busen nähern: beleidigt, erniedrigt, verachtet sie — sie dulden es demüthig, und rächen sich noch nach Jahren auf das blutigste. Ja! wenn ihr sie verbannt zu haben glaubt, dann sind sie euch am nächsten, und umstricken euch mit einem Gewebe, in dem oft der bewundrungswürdigste Scharfsinn der größten Köpfe sich fing. Aber! laßt es ihnen merken, daß ihr sie kennt — duldet sie wie der weise Schöpfer das schädliche Insekt duldet, nur verwahrt euch und die Nation vor ihrem schädlichen Stachel — werft ihnen einen buntschäckigten Ball vor, womit sich ihre kleinliche Seele ver-

gnügt, und worauf sich ihre Eitelkeit brüstet — Churfürst! denn habt ihr das mächtigste Bollwerk für die Sicherheit des Vaterlandes geschaffen. Sie sind feiger Natur — zittern müßen sie, wenn sie euch sehen oder euern Namen nennen hören: auf ihren Stirnen muß sich der Frevel zeichnen, wenn euer Auge sie ergreift, jeder Athemzug muß die Regungen ihres Herzens verrathen, ihre Stimmung muß von euern Blicken abhängen, und das Lächeln eures Angesichts muß ihnen Gnade seyn! — Ragt ihr in dieser ruhigen Größe über die zitternde gefährliche Masse empor, dann kann sich eure freie große Seele in ihrer höhern Sphäre mit Glück benehmen, und wie gesagt — eure äußern Feinde mögen dann auf den Rückzug bedacht seyn.

Friedr. Dank mein Kemnat! eure Weisheit soll immer meine Maaßregeln prüfen: Freund meiner Jugend, treuer Gefährte meines Lebens mein Kemnat! theilt auch nun noch meine Sorgen; Ihr liebt ja das Vaterland! also um des Vaterlandes willen seyd so offen und unverstellt gegen mich, wie ihr es bisher waret —seyd mein Freund!

Kemnat. Ewig mein Churfürst! nie wird mich der Glanz euers Ansehens blenden; nie aber wird mich auch Eigennuz oder niedriges Interesse leiten! belohnt bin ich ja dafür wie es sich keiner

im Staat rühmen kann: denn Friedrich der Vater und Beglücker seiner Pfälzer war das Werk meiner redlichsten Sorgen. Fürsten, Freundschaft — dieses stolze unbeständige Erdenglück — von gemeinen Seelen mißbraucht, von dem Schmeichler vergöttert, von dem arglistigen Bösewicht beneidet! Friedrich ich werde dieß kostbare Geschenk nicht mißbrauchen. Aber seyd vorsichtig — habt nicht viele Freunde! denn das Loos des Fürsten ist zwar das erhabenste aber auch das härteste, weil er die süßesten Regungen des Herzens so oft getrübt und verfälscht sehen muß. Darum seyd Selbstregent, Selbstherrscher: Freundschaft prüfe, erwäge und urtheile, aber nur euer Herz entscheide nach den Gesetzen. Wachet über jeden Einfluß auf euer Urtheil, sehet, forschet und prüfet überall selbst — denn wenn der Fürst hintergangen wird, so sind seine Fehler von fürchterlichen unaustilgbaren traurigen Folgen begleitet. Darum seyd mißtrauisch gegen eure Günstlinge, und nur dann schenkt ihren Meynungen Beyfall, wenn die Stimme des Vaterlandes und euer eignes Herz dafür ist.

Friedr. Darum seyd mein Gefährte auf dem rauhen dornichten Pfade, seyd überall bey mir, und euer Schutz-Geist wecke mich aus dem Gewirre, worinn oft die Größe und die Menge meiner Sorgen mich verleiten können.

Kemnat. (umarmen sich) Ja! ich will euer Freund seyn, Gott verwerfe mich dereinst, wenn ich je anders bin als in diesem wichtigen Augenblick.

Mit neuer Verstärkung, welche ihnen der Herzog von Burgund zugeschickt hatte, rückten nun die Lützelsteiner immer näher heran, und bedroheten die Pfalz mit Raub und Brand. — Der Waffenstillstand, welcher auf dem Pforzheimer Tag bis auf drey König festgesezt wurde, war zu Ende. Die Lützelsteiner triumphirten schon, als Churfürst Friedrich plözlich mit 6000 Mann und einem auserlesenen Belagerungsgeschütz Lützelstein eingeschlossen hatte.

Friedrich ordnete sogleich die Belagerung an; Lützelstein lag bald vom heftigen Bombardement in Schutt und Asche — die äußern Bollwerke wurden nach und nach erobert. — Die Besatzung wehrte sich verzweifelnd, Friedrich befahl den Sturm. Keine Gefahr scheuend nur tapfer und kühn, stürmte er an der Spitze seiner braven Pfälzer — aber die Belagerten schlugen den Sturm ab, und Friedrich wurde dabey von einem Pfeile durch das Schienbein verwundet. — Seine Pfälzer zitterten, aber er schrie und befahl nur immer vorwärts; wütend stürmten nun die Helden, die Bollwerke fielen alle, und der pfälzische Löwe

wehte nun vor der Burg, welche sich durch Kapitulation ergab, nachdem der Graf Wilhelm von Lützelstein zuvor heimlich und verkleidet, durch das pfälzische Heer entwichen war. Hundert und siebenzig Pfälzer hatten diese Eroberung erkauft, Graf Schafried von Leiningen wurde aus seiner Gefangenschaft befreiet, und lag zu den Füßen seines Erretters. Sogleich rückte nun Friedrich vor das Schloß Einarzthausen, welches sich noch den nämlichen Tag dem Sieger ergab. Der Kurfürst erklärte die Besitzungen der empörerischen Grafen für eine Eroberung; verlassen von ihren Freunden irrten die gedemüthigten Ruhestörer im Lande herum, und kochten Rache gegen Friedrich, dem sie jezt nur noch mittelbar schaden konnten.

Groß und schnellbeendigt, wenn schon nicht entscheidend war dieser Kampf. Siegreich, bewundert und angebetet von seinem Volk, kehrte Friedrich wieder nach seinem Heidelberg zurück, um seine Gesundheit wieder herzustellen.

Friedrich wurde mit allen Aeußrungen der reinsten Ehrfurcht in Heidelberg empfangen: noch war seine bey Lützelstein empfangne Wunde nicht völlig geheilt, das Volk prieß seine Tapferkeit, und weinte Freudenthränen als es seinen Helden wieder sahe, und ihn außer Gefahr wußte.

Der Churfürst wußte diese Liebe seiner Pfälzer zu schäzen; er benahm sich groß und freygebig

gegen seine Brüder und Verwandten, und erleichterte sein Volk in manchen Stücken, welche ihm bisher des Krieges Uebel vermehrt hatten.

Seine tapfre Armee belohnte er und dankte ihr im Namen des Vaterlandes für den bewiesenen Muth. — Entzückt vernahm die Armee diese köstliche Güte; die Pfalz hatte nur eine Stimmung für Friedrich: die Jünglinge kamen geführt von ihren Vätern — verlangten unter Friedrich zu dienen, und den Stolz seiner tapfern Krieger zu theilen.

Das ganze Land hatte ihm als Churfürsten gehuldigt. Geliebt von seinem Volk, und gefürchtet von seinen Feinden, arbeitete Friedrich für des Vaterlandes Wohl, und wachte über die Bewegungen seiner unruhigen Nachbarn.

Seine und des Vaterlandes Feinde hatten indessen den Plan zu seinem Sturz und zum Ruin der blühenden Pfalz noch nicht aufgegeben. Sie hatten Friedrichs Ueberlegenheit im kriegerischen Kampf erfahren, und wagten sich nun nicht mehr unmittelbar an ihn. Die Lüzelsteiner wußten aber einen Plan, welcher den Verschwornen um so willkommner kam, als sie sich den besten Erfolg für ihre feindselige Absichten daraus versprachen.

Kaiser Friedrichs Anhänglichkeit an die Pfafheit und an den römischen Hof war so bekannt als

dessen Haß gegen den neuen Churfürsten von der Pfalz. Friedrich war weder von dem Kaiser noch von den meisten Chur- und Fürsten in seiner neuen Würde anerkannt.

Die Lüzelsteiner bewürkten daher in dem Fehmgericht den Beschluß, durch heimliche Abgesandte das Volk gegen Friedrich in Aufruhr zu bringen, und diesen Aufruhr durch die Machinationen der Religion in einen blutigen Bürgerkrieg zu entflammen. Es war dieß um so leichter, als man Friedrichs Annahme der Churfürstenwürde als eine ehrgeizige Anmaaßung, als eine Ungerechtigkeit wollte angesehen haben; um so wahrscheinlicher — als man die Huldigung des Volks für eine Untreue gegen den rechtmäßigen Herzog Philipp erklärte, und durch fanatische Mönche das Volk über diese sogenannte Untreue durch Drohung der göttlichen Strafgerichte konnte ängsten und empören.

Die Bösewichter hatten vergebens die Mittelpfälzer aufzuwiegeln versucht, allein Friedrichs Gegenwart und Wachsamkeit vereitelte ihren Plan. Aber um desto glücklicher waren sie bey den Oberpfälzern, und es gelang ihnen sogar eine förmliche Rebellion anzustiften.

Friedrichs Räthe wollten in Amberg die Huldigung einnehmen; allein die Oberpfälzer widersezten sich, und erklärten, daß sie keinen Churfürst Friedrich anerkennten, daß seine Annahme

der

der churfürstlichen Würde ohne ihre Zustimmung geschehen sey — daß sie dem Herzog Philipp seine Gerechtsame und Ansprüche zu erhalten gesonnen wären, und sich deßhalb auf den Ausspruch der kaiserlichen Universität Wien beruften.

Viele von den churfürstlichen Beamten und von der Ritterschaft ließen sich von den bigotten Mönchen, und den arglistigen Abgesandten der verschworenen Feinde Friedrichs verleiten, das Volk aufzuwiegeln, und dasselbe in seinen aufrührerischen Gesinnungen zu verhärten.

Churfürst Friedrich empfieng diese Nachricht nicht ohne Befremden; — er erkannte zwar den schwarzen Haß seiner Feinde, und befürchtete die keckſten und abscheulichsten Angriffe auf sein und des Vaterlandes Ruhe von ihnen; allein, daß seine Pfälzer mit diesen Unruhestiftern gemeine Sache machen würden, daran hatte er bisher gezweifelt.

Ernst und sorgenvoll gieng er in seinem Kabinet umher, und befahl endlich, daß Matthias von Rammungen, Adam von Anseltheim, und Frank von Kronenberg der Alte, zu ihm kommen sollten. Sie kamen! —

Friedr. Meine Feinde sind zu feig, mit mir und meinen Kriegern zu kämpfen; sie bedienen sich des so verächtlichen, als abscheulichen Auf-

ruhrs in meinen Staaten, um meine Pfälzer gegen mich zu empören, und in mir mein glückliches Vaterland zu verderben.

Rammungen. Gnädigster Herr! ich habe dieß bisher in der Pfalz für unmöglich gehalten; der brave Pfälzer vergöttert seinen Churfürsten — ja ich würde es noch bezweifeln, wenn ihr nicht selbst mit dieser schrecklichen Kunde unser patriotisches Herz beunruhigtet! —

Friedr. Meine Mittelpfälzer gehorchen treu der Stimme des Vaterlandes, die mir die Annahme der Churwürde abnöthigte. Aber die Oberpfälzer sind verführt und verleitet von unsern unversöhnlichen Feinden, sie haben trotzig meinen Räthen begegnet, und ihnen die Huldigung versagt. Ja — die Amberger erwiderten, daß sie keinen Churfürst Friedrich kennten, und daß sie es für Sünde hielten, die Anmaßungen Friedrichs, in welche selbst der Kaiser nicht gewilligt hätte, und um welche sie nicht einmal wären befragt worden, anzuerkennen. —

Anseltheim. Man muß diese Empörer züchtigen! —

Kronenberg. Noch in der Brut diese Zwietracht ersticken.

Rammungen. Eure Lage ist bedenklich, Churfürst! Aufruhr im Lande ist ohnstreitig für den gutdenkenden Fürsten ein so schreckliches als trauriges Geschick! —

Kronenberg. Es ist ein Krebsschaden, der endlich das Ganze ergreift, die ganze Staatsmasse vergiftet, und den unheilbaren Körper endlich auflöset.

Anseltheim. Darum muß man diesem Uebel in Zeiten begegnen, und zwar auf das kräftigste gnädigster Herr! ihr dürft keinen Augenblick zaudern, es hängt ja nur von euch ab — nur ein Befehl; und die Ungehorsamen werden sich unter euern Szepter beugen.

Friedr. Ich habe euch deswegen hieher beschieden, um euer Urtheil zu vernehmen. Ich will nicht allein handeln, eben weil ich diesen Vorfall für den wichtigsten und bedeutendsten in einem Staat halte. Also — eure Meynung, Rammungen!

Rammungen. Die Stimme des Vaterlandes hat euch zum Churfürsten auserkohren. Eure Annahme der Churfürstenwürde ist gesetzlich — ihr seyd von der Ritterschaft, vom Adel, vom Volk und von wichtigen Reichsständen in dieser Würde anerkannt, als Kurfürst habt ihr das Vaterland gerettet; der Kaiser hatte euch seine Zustimmung versagt: ihr spracht damals „sind wir nicht mehr Pfälzer?" und alle erkannten euch in eurer Würde, und schwuren, euch als Churfürsten von der Pfalz, troz der verweigerten Anerkennung Friedrichs III. gehorsam zu seyn. Ihr seyd daher verpflichtet als gesezmäßiger Churfürst Euer Recht zu behaupten, und die Ungehorsamen in ihre Grenzen zurückzutreiben. Würdet ihr es gleichgültig ansehen — oder den Aufruhr weiter um sich greifen lassen, Churfürst! dann dürften die Oberpfälzer Nachfolger und Nachahmer bekommen. Eure Feinde, und warum nicht der Kaiser selbst? — dürften das Volk in seiner boshaften Meynung bestärken, und mit der Rebellion einverstanden euch zu stürzen suchen. Glaubt nur — daß ihr unter den Fürsten keine Freunde habt, selbst die euch als Churfürst anerkannt haben, sind eure Neider, und heucheln nur wegen dieser ihrer Ohnmacht diese freundschaftliche Ergebenheit gegen euch. — Nur euer Arm und eure Krieger

sind eure Freunde, und nur die können euch schützen, und dem drohenden Verderben, noch in Zeiten begegnen. Darum rathe ich euch auf der Stelle mit Ernst gegen die Empörer zu verfahren, und Ihnen eure Macht über sie zu zeigen.

Friedr. Eure Meynung, Adam von Anseltheim!

Anselth. Befehlt, und ich ziehe morgen an der Spitze von einigen tausend Mann gegen Amberg: — so dich dein rechtes Auge ärgert, steht in der Bibel, so reiße es aus, und wirf es von dir: Ein vom Krebs ergriffnes Glied haut man ab, um den ganzen Körper zu erhalten. Züchtiget die Amberger, und die Oberpfälzer werden euch um Gnade flehen, und ihre vornehmsten Rebellen an euch verrathen. Straft diese streng, — gebt ein fürchterliches Beispiel, und die Uebrigen werden vor eurer Rache zittern. Meine Reuter sollen ihnen die Grillen von Sünde und derley Mönchssprüche schon aus dem Kopf treiben. Man muß dem Volk Ernst zeigen. Eure Herrschaft ist von Gott, und ihr habt das Recht zu thun was ihr wollt; verstattet ihr dem Volk einmal Zweifel, so wird es endlich bis an euern Thron greifen, und euch den Szepter aus der Hand reiſ-

sen. Darum folgt meinem Rath — verbrennt die gottlose Stadt, und schlagt den Rebellen die Köpfe herunter, dann werden die Uebrigen zittern und ihr habt gegen eure Feinde gesiegt.

Friedr. Eure Meynung, Frank von Kronenberg!

Kronenberg. Kommt im Ganzen auf Anselthelms Meynung hinaus. Es ist ein verwegner Frevel, ein verdammungswürdiger Ungehorsam, euch die Huldigung zu versagen; als ein gerechter Fürst müßt ihr diesen Frevel züchtigen, und streng diesen Ungehorsam bestrafen. Ihr habt jezt noch Zeit; erstickt in dem Keim eine Rebellion, die euerm Churhut und euerm Szepter droht. Strenge, Strenge, lehrt das alte Testament den König; Gott gab selbst die auffallendsten Beispiele von Rache gegen den Uebertreter seiner Gesetze; die Rotte Korah wurde von der Erde verschlungen, Canaan war ungehorsam gegen seinen Eroberer, darum ließ Gott seine Einwohner ermorden. Die Pfalz ist euer Eigenthum, ihr seyd ihr höchster Richter! — erlaubt ihr so dem Volk zu urtheilen, — ihr kennt doch unsre unruhigen Zeiten — den steten Aufruhr und den Ungehorsam der Ritterschaft, die Arglist eurer Feinde, die Ungerech-

tigkeit des Kaisers, und die heimlichen Tücke des Mainzers! — ihr seyd verloren, wenn ihr nur einen Augenblick zaudert, strenge Rache an dem Frevel der Amberger zu nehmen.

Friedrich. Ihr habt mich aufmerksam gemacht, gewiß! ich bin in einer kritischen Lage — aber ihr habt mich noch nicht überzeugt. Rammungen ruft mir doch Kemnat; er ist ein weiser Mann; sein Rath hat mich schon oft geleitet, und ich würde mein Vaterland weniger lieben, wollte ich ohne sein weises Urtheil über das Schicksal der Ober-Pfälzer sprechen.

Kemnat kam.

Friedr. Tretet näher mein Kemnat, vermehret die Zahl meiner Räthe, die mich in einer äußerstbedenklichen Lage aufrichten. Meine Ober-Pfälzer empören sich gegen mich! —

Kemnat. Das weiß ich!

Friedr. Nicht nur das — sie nennen es eine Sünde mir zu gehorchen, und wollen Herzog Philipps Gerechtsame beschützen, weil der Kaiser mich nicht anerkannt hat.

Kemnat. Dieß kommt mir nicht unerwartet, weil euch fast alle Fürsten — vom Kaiser an bis zu den Grafen von Lützelstein herab haßen. Wer ist an der Spitze dieser Empörer?

Friedr. Die Stadt Amberg. Sie will sich im Namen der Ober-Pfälzer der kaiserlichen Universität zu Wien, zu Recht erbieten.

Kemnat. Schurken und Mönche! Söldlinge des Fehmgerichts und Unterhändler des Kaisers haben also dieß bewürkt! was seyd ihr zu thun gesonnen?

Friedr. Anseltheim mit einigen 1000 Mann Kavallerie gegen Amberg marschiren zu lassen, und die Empörer zu bestrafen.

Kemnat. Also Bürgerkrieg!

Anseltheim. Empörer sind keine Bürger.

Kemnat. Und Verirrte sind noch keine Empörer!

Friedr. Darum soll auch nur die Stadt Amberg, welche an der Spitze der Rebellion steht, das Urtheil der Gesetze empfinden.

Kemnat. Und welche Strafe bestimmen die Gesetze?

Kronenberg. Tod dem Empörer — Brand und Raub der rebellischen Stadt. —

Kemnat. Diese Strafe verlangen die Gesetze? — in Friedrichs Staaten wären solche menschheitswidrige Gesetze?

Alle. Kemnat — Kemnat!

Kemnat. Und auch Ihr Friedrich könnt in das Erstaunen dieser Menschen einstimmen? Von diesen befremdet es mich nicht: Anseltheim der Krieger — Kronenberg Ludwigs Zeitgenoße; aber auch ihr Rammungen? Zwar ein rothes Barett, aber doch ein beßrer Mensch als ein römischer Libellist! — und Friedrichs Herz versteht mich so wenig, und wägt so wenig das schauerliche Wort Bürgerkrieg?

Friedr. Aber wie dem Aufruhr begegnen, daß sein Gift nicht um sich greift, und endlich mein ganzes Land anstecke! —

Kemnat. Und das erwartet ihr von euren Sturmhauben — von euern Lanzen und Schwerdtern? Hat Oestreich und der Papst den Podiebrad

mit seinen Hußiten damit gebändigt? wohin hat es Friedrich III. mit seinen Erbstaaten gebracht? hat Deutschland mit seinen tausend Kreuzträgern Mahomets Lehre widerlegt? haben Roms Kaiser und Orients Priester die Lehre des gekreuzigten Welterlösers mit ihren Beilen und Feuerbränden unterdrückt? — Churfürst! ein so weiser Mensch — ein so gefühlvoller Regent und Volksfreund — und ihr wolltet den Wahn eurer verirrten Unterthanen mit dem Schwerdt bekämpfen und ihre Gewißenszweifel mit euern Lanzen lösen? Kennt ihr das menschliche Herz so wenig, habt ihr die blutigen Greuel jener Meynungs-Kriege, worüber so oft euer Auge in Thränen zerfloß, vergeßen? und ihr wolltet euern Arm zu einer so verabscheuungswürdigen Fehde leihen? — Wisset, Meynungen werden durch Widerstand nur um so gefährlicher; jedes Opfer, das der Meynung fällt, erzeugt tausend neue Rasende, der Schrecken des Kampfs erhöhet ihre Kraft, vermehrt ihren Muth — und ein Sieg hebt ihre Hoffnungen zu einem Uebermuth, daß sie nun keine Gefahr mehr kennen, und sich wie Trunkne in eure Glieder werfen, daß auch die mannhafteste Tapferkeit endlich dem Siegtrunknen Menschen-Meer weichen muß. Churfürst! — seyd ihr dem Vaterland feind — wollt ihr euern Namen in der Geschichte

brandmarken, so zieht gegen Amberg; der erste Schrecken wird Amberg euern Kriegern überliefern; aber habt ihr darum den Empörungsgeist eurer Ober-Pfälzer gedemüthigt? werden sie euch alsdann mehr gehorchen als jezt? habt ihr die Rebellen von ihrem Irrthum überzeugt? seyd ihr bis in die Giftkanäle gedrungen, aus denen die Empörung sich in die Herzen eurer Unterthanen ergießt — habt ihr sie verstopft? werden nicht die Bösewichter, die euch die Herzen eurer biedern Pfälzer raubten, um desto dreister ihren Plan fortsetzen, und mit ihren Grundsätzen dem beleidigten Volk um so willkommner kommen? wird nicht endlich dieser Aufruhr allgemein um sich greifen, und bis ins Herz eurer Staaten dringen, weil das Volk vor Friedrich dem blutigen Rächer zittert, und den Landesvater in ihm vermißt! —

Churfürst — und wenn der Fall auch in jeder günstigern Epoche von glücklichern Aussichten begleitet wäre, so würde euch euer jetziges Verhältniß zu Kaiser und Reich schon jeden guten Erfolg absprechen. Bedenkt, was ihr werden könnt! — um eurer eignen Ehre — um des Nachruhms willen — laßt euch nicht von Anseltheims blutigem Urtheil bestimmen — ihr seyd jetzt noch geliebt — in wenig Tagen seyd ihr gehaßt, und ein

Fürst der einmal gehaßt ist, wird selten mehr geliebt!

Friedr. Aber Kemnat! zu viel Güte und Nachsicht macht die Empörer nur um so dreister, der Wahn wird endlich Glaube, und leistet endlich nur um desto stärkern Widerstand. Hat der Fürst einmal eine Blöße gegeben, und das Volk deutet seine Güte für Schwäche, so sinkt auch sein Ansehen in ihren Augen, und sie wagen keck jeden Ungehorsam, weil sie keine Strenge zu befürchten haben.

Kemnat. Dem Empörer bestimmen die Gesetze den Tod, und er verdient ihn, weil er die Ruhe und den Frieden seiner Mitbürger seinem Stolz — seiner Ehrsucht, oder seinen erträumten Idealen aufopfert. Sind aber eure Oberpfälzer Empörer? gewiß sind die meisten Verirrte und Verführte. Die Macht der fanatischen Mönche, und der arglistigen Rechtsgelehrten ist groß über das Volk. Diese Bösewichter machen dem Volk seine Zweifel wichtig, seine Beschwerden ausserordentlich, und seine Ansprüche vielgeltend. Sie bedienen sich der Religion, um den Verstand des Volks zu feßeln, und mit dem Wahnsinn ihrer Phantasien sein Blut zu erhitzen. Sie wünschen

euern Widerstand, weil ihr durch denselben die Aufwieglung des Volks und seine vermeynten Unbilden anerkennt, und für wichtig erklärt: wollt ihr daher den Plan eurer Feinde vereiteln, so behandelt den Aufruhr der Oberpfälzer ohne Leidenschaft; sendet Räthe ab an die Amberger und befehlt, daß ohne Leidenschaft und mit väterlicher Aufmerksamkeit die Verirrten über ihre Zweifel beruhigt und über den wahren Gesichtspunkt der Streitigkeiten berichtigt werden. — Habt ihr dem Volk diesen Beweiß eurer landesväterlichen Güte gegeben, habt ihr seinen Widerstand und seine Bedenklichkeiten so wenig eurer Aufmerksamkeit zu würdigen geschienen, dann ist der Sieg euer. Das Volk wird entzückt über das Wohlwollen seines Regenten sich den Gesetzen unterwerfen und seine Anführer — die eigentlichen Rebellen sogar an euch ausliefern.

Friedr. Wohlan! Rammungen, ihr sendet sechs Räthe ab, sie sollen den Ambergern ihre Zweifel benehmen, und sie zum Gehorsam gegen mich ermahnen. Wird dieß nichts fruchten, so will ich schon Maaßregeln treffen, die Ruhestörer zur Vernunft zu bringen.

Der Aufruhr der Ober-Pfälzer war ganz so fürchterlich und drohend, wie ihn Kemnat dem

Churfürsten geschildert hatte. Die Churfürstlichen Räthe hatten alles versucht; allein das Volk blieb standhaft auf seiner Weigerung, ja — in Amberg würden Friedrichs Abgesandte vom Pöbel zerrissen worden seyn, wenn nicht Besserdenkende dieselben gerettet, gefangen gesezt, und sie zulezt auf Ermahnung des Bischoffs von Regensburg in Freiheit gesezt hätten.

Die Amberger griffen hierauf zu den Waffen. Die Lüzelsteiner, diese Unterhändler des Kaisers, und der Markgraf von Baden versprachen dem aufrührerischen Volk, Beystand. Friedrichs Feinde erwarteten alles von dieser Empörung, da der neue Churfürst nun mit innern und äußern Feinden zu kämpfen hatte. — Ein jeder andre Fürst würde wahrscheinlich als Opfer gefallen seyn, aber Friedrichs seltner Geist und die feine Staatskunst seiner Vertrauten vereitelten auch diesen Gefahrdrohenden Plan.

Während dem nun Friedrichs übermüthige Feinde schon triumphirten, und sich dem höllischen Entzücken überließen, endlich den Plan zum Ruin des guten Fürsten und seines glücklichen Landes gefunden zu haben: wurde Churfürst Friedrich durch die Feinheit seiner Abgesandten vom Erzbischoff von Kölln als Churfürst anerkannt. Johann von

Binstlingen und Johannes von Landenberg schloßen Bündniße mit Karl, König von Frankreich, und mit dem Herzog von Lothringen dem König Reinhard von Sizilien.

Friedrichs Feinde, Dietrich Erzbischoff von Mainz, Herzog Stephan von Zweybrücken, Ludwig von Veldenz und der Markgraf von Baden wollten die bedenkliche Lage des Churfürsten benutzen, und über ihn herfallen. Allein Friedrich wußte sie durch den Erzbischoff von Trier — durch seine Bundesbrüder, den Helden Ludwig von Baiern und den Markgraf Albrecht von Brandenburg, so zu beschäftigen, und mit einem Congresse aufzuhalten, daß er ungestört seine Operationen gegen die Oberpfälzer fortsetzen konnte.

Friedrich — der nun seine Unterpfalz gesichert und dieselbe gegen seine Feinde hinlänglich verwahrt sahe, gab nun schleunigst Befehl, mit einer Armee gegen die Oberpfälzer vorzurücken.

Die Stadt Amberg sollte vorzüglich diesen Frevel büßen und durch ihre Eroberung sollte auch der Aufruhr zerstört werden. Graf Emich von Leiningen führte daher 1300 Mann Reuterei und 200 Mann Jäger gegen Amberg, und postirte

sich in aller Stille bey dem Kloster Kastel. Friedrich stieß mit 600 Mann Reuterei noch dazu. Der Churfürst befahl nun den Sturm. Emich bestürmte das Schloßthor, und Friedrich an der Spitze seiner Reuter drang von einer andern Seite in die Stadt ein.

Kemnat, der sich bey dem Churfürsten in dem Zelt befand, bat ihn menschlich gegen die Verirrten zu seyn.

Er war es! —

Die Bürger von Amberg nebst der Geistlichkeit kamen dem Sieger mit den Heiligthümern entgegen, und flehten ihren beleidigten Regenten um Gnade.

Die Hauptrebellen waren theils entflohen, theils wurden sie aufgehoben, und mehrere davon auf öffentlichem Markte enthauptet. Alle übrigen aber wurden begnadiget.

Der Churfürst, als ob sich dieser Aufruhr nicht ereignet hätte, wandelte unter seinen Bürgern umher, nahm feierlich die Huldigung von ihnen an, rief die entwichnen Bösewichter wieder zurück und gab ihnen ihr Eigenthum wieder.

Fried-

Friedrich befestigte hierauf das Schloß, legte eine starke Besatzung hinein, und verließ alsdenn die Oberpfalz, nachdem sich auch die übrigen Städte dem Sieger unterworfen hatten.

So hatte denn Friedrich auch dieses Ungeheuer in weniger Zeit besiegt, und das fürchterlichste Uebel in einem Staat — Rebellion durch Großmuth und Menschlichkeit in kurzer Zeit gebändigt

„Ihr habt euch groß und musterhaft gegen diese unglücklichen Provinzen benommen," sprach Kemnat: „Euer und dem Vaterland ist der Sieg, und dieser stolze Ruhm — unglückliche Verirrte ohne Blutvergießen gewonnen und zurechtgeführt zu haben — Darum werden auch eure Waffen geseegnet seyn, weil ihr sie nicht mit Bürgerblut befleckt habt."

„O Kemnat!" sprach Friedrich, „war ich dieß nicht meinem Vaterland schuldig? — An wen fodert es Ruhe und Frieden — Glück und Wohlstand? Sind nicht auf mich ihre sorgenvollen Blicke gerichtet? und ich sollte meine Brüder meinem Ehrgeitz und einem leidenschaftlichen Muthwillen aufopfern? Nein! Der Fürst muß den Gesetzen dienen, und nichts unter

seiner Herrschergröße halten, wenn es dem Volk nützt, und dem Staat den Frieden erhält!“

Eben so groß — wo nicht noch größer benahm sich der Held, als die unruhigen Grafen von Lichtenberg wegen den Streitigkeiten des Grafen Emich von Leiningen, in welchen Friedrich sich auf die Seite des Leiningers geneigt hatte, Schadloshaltung forderten.

Friedrichs Räthe riethen, da die Oberpfälzer ruhig wären, und die Pfalz nun durch große und wichtige Bündniße furchtbar sey, daß der Churfürst auf jene Ansprüche mit den Waffen antworten sollte.

Allein — Friedrich, um den Frieden zu erhalten, setzte, trotz daß die Sache mit den Lichtenbergern verglichen war, ein unpartheyisches Gericht nieder, und stellte sich in eigner Person vor dasselbe.

Alles erstaunte über diese seltne Größe eines Fürsten, der in den Zeiten der Unruhe und des Faust-Rechts solche Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe athmete.

Der Entscheid war für Friedrich, und sogar Rupprechts Schirmbrief, auf den sich seine Feinde beriefen, war gegen die Lichtenberger und Lützelsteinern da beide zugleich den Land- und Burgfrieden gebrochen hatten.

Friedrich kam gerechtfertigt und vergöttert wieder nach seinem Heidelberg zurück. — Gemmingen, Sickingen, Geispizheim und Rammungen sahen gerührt den erhabnen Helden daher wandeln, und weinten Freudenthränen an seinem Halse. Auch Kemnat kam. „Dank „im Namen des Vaterlandes, mein Churfürst,“ sprach der gerührte Kemnat, „Ihr seyd groß und „gerecht!“

Friedrich erwiederte gerührt, „es waren ja meine Sachen — und ich sollte das Vaterland in einen neuen Krieg verwickeln? Nein! Nur der Krieg für das Vaterland hat Segen, giebt und bringt allein Ruhm und unverwelkliche Lorbeern!“

Gemmingen sank an Friedrichs Busen, und sprach schluchzend: „in diesem Krieg will ich mit „Euch sterben — vergönnt mir dieß Glück mein „Churfürst — dieß stolze Leben an eurer Seite „zu beschließen!“

„Auch uns — auch uns“ — sprachen alle mit feurigem Ungestüm!

„Ja!“ erwiederte Friedrich mit sichtbarem Entzücken; „wir wollen siegen oder sterben für das Vaterland! — nicht erobern — nie ungerechte Kriege führen — nur schützen und vertheidigen!“

Ende des ersten Theils.



II. Th: pag. 38



Schub. del. Glas. sc. 98

Hier Cardinal! auch diess sind die Früchte eurer gepriessnen Redlichkeit.

Friedrich der Siegreiche
Churfürst von der Pfalz

Der Marc Aurel des Mittelalters.

pag. 61.

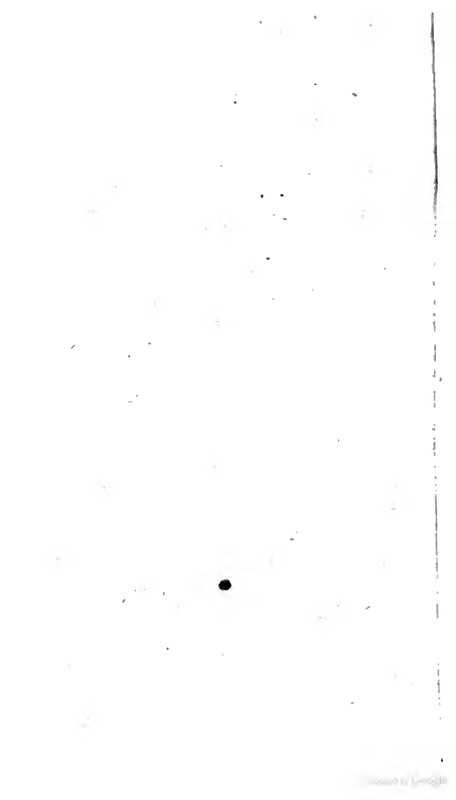


Ich geb euch zum zweitenmal euer Land wieder, und verzeihe euch.

Treu nach der Geschichte bearbeitet

Zweiter Theil.

Leipzig, 1796,
in der Weygandschen Buchhandlung.



Friedrich der Siegreiche

Churfürst von der Pfalz.

Treu nach der Geschichte bearbeitet.

Zweyter Theil.

— — Nihil enim die noctuque
Cogitat, nisi quod ad suam immortalem
Dignitatem spectare cognoscit.

P. A. Finar.

Viertes Buch.

Begreift die Zeitperiode vom Jahr 1454 — 1460.

Churfürst Friedrich hatte aus Vaterlandsliebe und aus gerechter Mäßigung, der Pfalz nicht nur den Frieden erhalten, sondern auch durch seine mächtigen Bündniße ihr denselben gesichert. Seine Feinde fürchteten so sehr seinen großen überlegenen Geist — als sie vor seinem Waffenglück zitterten. Indessen war der kleinliche Stolz des Veldenzer Herzogs Ludwig noch nicht gedemüthigt; der stolze Mann konnte es nicht über sich erhalten, Friedrich als Churfürst anzuerkennen, und von ihm die Belehnung seiner Grafschaft anzunehmen.

Er mochte Friedrichs Bescheidenheit und Gerechtigkeitsliebe, womit sich derselbe in dem Entscheid der lichtenbergischen Streitigkeiten vor das Gericht stellte, für Feigheit angesehen haben, und von einem schnellen Ueberfall seiner Staaten und von einem allgemeinen feindlichen Bund gegen die Pfalz einen ohnfehlbaren Sieg erwarten.

Indessen war es dem Churfürsten aufbehalten, den Stolz dieses unruhigen Fürsten auf eine entscheidende Art zu dämpfen, und Deutschlands Fürsten einen nochmaligen Beweiß zu geben, daß man den wachsamen Friedrich nicht ungestraft überfallen dürfe.

Herzog Ludwig der Reiche von Landshuth, welcher auf dem Wormser Tag den richterlichen Entscheid in dieser Streitsache zu sprechen hatte, entschied gegen Ludwig den Schwarzen.

Darüber ergrimmte der Veldenzer; diese Demüthigung — seinen Feind als obersten Lehnsherrn durch einen feierlichen Rechtsspruch anerkennen zu sollen — entflammte seinen Zorn, daß er auf der Stelle mit einem Heerhaufen in die Gegend von Kaisers-Lautern einfiel, und überall wo er hinzog, sengen und brennen ließ.

Der Churfürst schauderte, als man ihm die Nachricht brachte, daß die ruhigen Hütten seiner geliebten Pfälzer von dem mordbrennerischen Fürsten in Asche gelegt, und aus persönlichem Haß dem Vaterland der theure Friede entrißen worden sey.

„Man will es mir abnöthigen, daß ich mich mit diesem unruhigen Menschen herumschlagen soll! — ich werde kommen, aber nicht eher, als bis ich versucht habe, ob mir diese abscheuliche Arbeit nicht könnte erspart werden.“

Friedrich schickte Abgesandte an den Veldenzer, und bat ihn, von diesem ungerechten Krieg jetzt noch abzustehen, und den angerichteten Schaden zu ersetzen. — Der Veldenzer lachte und trotzte. —

Friedrich sandte zum zweiten Male Gesandte an ihn ab, und ersuchte ihn dringend und freundschaftlich, die Unmenschlichkeiten gegen die armen Pfälzer, und das verabscheuungswürdige Sengen und Brennen einzustellen. Er ließ ihn erinnern, wie er ohne Fehdebrief gegen Sitte und Brauch und Herkommen Feindseeligkeiten ausgeübt habe, und daß er diese Einfälle und Verheerungen in der Pfalz werde zu rächen wissen.

Der Veldenzer lachte abermal — und, trotzte. —

Friedrich kündigte ihm also den Krieg an, und, wie von einer höhern Macht plötzlich gewollt, stand er in wenig Tagen mit seinen Kriegern wie Gottes Strafgericht vor den Thoren von Bergzabern.

Der Churfürst bezog ein Lager zwischen Landau, Anweiler und Bergzabern. Friedrich begann mit Repressalien, und ließ sogleich Bergzabern, welches von einer starken Garnison vertheidigt wurde, beschießen. — Hoch schlug die Flamme auf in der Stadt — ununterbrochen wütete der Feuerregen — Bergzabern schien in Feuer aufgehen zu wollen. Hartnäckig wehrte sich die Besatzung, und blieb aller Verheerungen ungeachtet

standhaft, sich bis auf den lezten Mann zu vertheidigen.

Die Bischöffe von Trier und Speier versuchten diesem Krieg ein Ende zu machen; allein der Veldenzer blieb noch immer trozig. Er kam im Gegentheil mit 4000 Piccardern — Bergzabern zu entsetzen; allein ein panischer Schrecken hatte sein Heer ergriffen — Es weigerte sich gegen die Pfälzischen Helden zu kämpfen und lief von einander.

Ludwig versuchte nun Hülfe von Burgund zu erhalten; allein verlassen hatte ihn sein Glück — verlassen seine Freunde, Baden trat auf Friedrichs Seite, und Burgund schwieg zu Ludwigs Klagen. Bergzabern fiel endlich — der Herzog rettete zwar noch seine Reuterei, aber die Stadt ergab sich an den Churfürsten.

Nach dieser ruhmwürdigen Expedition überfiel Friedrich das Kloster Euserthal, und brandschazte dasselbe: sodann bediente er sich eines Kunstgriffs um seinen Feind zu täuschen. Der Churfürst zog sich nemlich mit seiner Armee nach dem Rhein zurück, und plözlich passirte er wieder die Lauter und überfiel das Schloß Kleeberg. Friedrichs Waffen siegten überall gegen den Veldenzer und seine Anhänger. Alle dortige Schlösser und Burgen unterwarfen sich dem Sieger, ohne nur einmal einen Angriff abgewartet zu haben.

Der gedemüthigte vom Glück und seinen Bundesgenoßen verlaßne Herzog von Veldenz sank nun auf einmal von der stolzen Höhe des Trotzes und des Uebermuths zu dem verlassenen und verspotteten Vasallen herab. Sein Land war in Friedrichs Händen! Wehrlos stand er allein da, und zitterte vor dem vernichtenden Donner der über seinem Haupt zuckte. Seine Krieger flohen alle feig vor den unüberwindlichen Schaaren Friedrichs; seine niederträchtigen Bundesgenoßen schmiegten sich alle unter die zürnende Gewalt des unbesiegten Helden, und koseten den Pfälzischen Löwen. Die ohnmächtigen Tücke der Lützelsteiner verhallten in leeren Tönen an dem Thron Friedrichs des III; der Statthalter Christi wünschte Frieden in Deutschland, weil die Schlüßelgewalt des Unersättlichen mit dem Blut der Deutschen die Sklaven des Orients noch zu erkaufen hatte. Friedrichs mächtiger Arm bedrohete Fürsten, Grafen und Ritter — seine Eroberungen erschütterten selbst den Kaiserthron — was vermochte also noch der Veldenzer? Er entschloß sich daher zu dem einzigen Ausweg, den Churfürsten durch eine Gesandschaft um Frieden zu bitten.

Churfürst Friedrich war eben in seinem Gezelte von seinen Feldherrn umgeben als Ludwigs des Schwarzen Gesandtschaft hereintrat, und in den

demüthigsten Ausdrücken den Helden um Frieden bat.

Friedr. Nun, nachdem meine armen Bürger durch eure Barbarey elend geworden sind, und — mein unglückliches Land durch Raub und Brand unheilbare Wunden trägt — nun hört man meine Stimme. Nun — nachdem ihr den Sieg der gerechten Sache empfindet, schmiegt sich Ludwigs Trotz — nachdem sein übermüthiges grausames Herz in dem Jammer meiner Pfälzer satt geschwelgt hat, und seinen schändlichen Plan durch die Niederträchtigkeit seiner Bundesgenoßen und durch die Tapferkeit meiner Krieger vereitelt sieht, gesteht er seine Ohnmacht, und fleht um Schonung?

Abgesandte. Weil Churfürst Friedrich so großmüthig als gerecht ist! —

Friedr. Das glaubt Ludwig von mir — oder ist es nur die freyere Sprache seiner Diener? Wie? würde wohl der Herzog so großmüthig gegen mich gewesen seyn, da er so ungerecht mein Land mit Krieg überzog, und mich in meiner Herrscherwürde zu stürzen die Kühnheit hatte? Pfui des feigen unedlen Fürsten, der um die Befriedigung einer ungerechten Habsucht — um des Ehrgeizes verabscheuungswürdigem Interesse willen mit Raub und Brand gegen schuldlose Menschen wüthet! — Wie nun — Abgesandte Lud-

wigs — da die Thränen meiner mißhandelten Unterthanen laut zu mir um Rache schreien — und da ich diesen Thränen Genugthuung schuldig bin — nun soll Friedrich vergessen, die verwüsteten Dörfer und Hütten wieder aufbauen, und den Thränen meiner unglücklichen Pfälzer ihren Lauf lassen?

Erst. Abgesandter. Herzog Ludwig ist wehrloß, er ist ohne Land und Macht; seine Demüthigung ist ja für Friedrich die größte Genugthuung! —

Friedr. Diese Erniedrigung ist der feigen Ungerechtigkeit eigen; dieser Schadenersatz genügt weder meinen leidenden Unterthanen noch mir. Aber um meiner und meiner Pfälzer willen, verzeihe ich ihm, weil ich nur strafen aber nicht vernichten wollte. Ziehet hin — sagt Ludwig eurem Herrn; daß ich ihm im Namen meines Vaterlandes verzeihe und sein Unrecht vergebe.

Zweit. Abgesandte. Gnädigster Churfürst! wir bewundern eure Großmuth, sie verherrlicht eure Siege —, erhebt euern Triumph, und macht euch der Bewunderung von ganz Europa würdig! —

Friedr. Der Herzog könnte nun wohl zufrieden seyn, daß ich ihm sein Unrecht vergäbe; Europa dürfte es gerecht finden, wenn ich den schuldigen Ersatz der mir abgenöthigten Kriegsun-

kosten in seinem Land suchte, und dasselbe in dieser Rücksicht zur Schadloshaltung meiner Pfälzer für eine Eroberung erklärte.

Die Abgesandten schweigen! —

Friedr. Habt ihr meine Pfälzischen Krieger kennen lernen? Sie fechten für Gott und Vaterland — Zweifelt ihr, daß sie meinem Ausspruch mit den Waffen in der Faust würden Gewicht geben?

Erst. Abges. Wir haben eure Macht erfahren, und dürfen alles von eurer Tapferkeit fürchten und erwarten! —

Friedr. — Zieht hin und sagt Ludwig euerm Herrn, daß Friedrich — der von ihm verfolgte — gehaßte — beneidete und verschmähte Churfürst von der Pfalz — den er habe stürzen und vernichten wollen — ihm sein Land und alle seine Besitzungen wieder zurück gebe, und ihn hiermit wieder in alle seine Gerechtsame einsetze.

Erst. Abges. (erstaunt) Großer Churfürst — das haben wir nicht erwartet! — ich beuge meine Knie vor eurer Geisteshoheit; so soll Herzog Ludwig selbst seinen erhabnen Churfürsten bewundern und feierlich seine Gelübde und Schwüre heiligen. Laut wird er und soll er bekennen vor euch, daß Churfürst Friedrich ihm von neuem seine Lande als Lehn übertragen und übergeben

habe, und daß er in dieser Eigenschaft als Vasall seinen Herrn den Churfürsten Friedrich anerkenne! —

Friedr. Dieß fodre und verlange ich als Churfürst; dieß sey die Genugthuung für den beleidigten Staat — ich selbst aber — sagt ihm, kann Beleidigungen verzeihen — und die Unbilde über das gerächte Vaterland vergeßen! —

Der Herzog Ludwig erschien in Worms — sein Aufzug war feierlich und Glanz-voll. Auch Friedrich kam dahin — um den Bedingnißen zu willfahren. Allein er selbst ertheilte nicht die Lehn — sondern Herzog Ludwig empfieng sie vom Landgrafen Heß von Leiningen, welcher ihn in Friedrichs Namen feierlichst mit seinen Landen belehnte, nachdem zuvor von beiden Seiten der Frieden unterzeichnet war.

Friedrich gab auch großmüthig seinen Feinden den Anhängern des Veldenzers Richard von Hoenburg seine Schlößer zurück, nachdem er sich zur Sicherheit der Pfalz gegen die unruhigen Grafen und Ritter, für immer den vierten Theil davon bedungen hatte.

Friedrich hatte seine beleidigte Würde gerächt — geliebt vom Volk und gefürchtet von seinen Feinden thronte der angebetete Fürst in sei-

nem geliebten Heidelberg, und wachte für das Wohl seiner Pfälzer, deren Vater und Freund er war.

Der Ruf seiner Siege, und seiner Großmuth gegen den besiegten Veldenzer erfüllte Deutschlands Fürsten mit Furcht und Zittern.

Dietrich von Mainz, der durch Bündniße und durch tapfre Krieger verstärkt dem Veldenzer zu Hülfe kommen wollte, und schon mit seinen Truppen bereit war, seinen großen gefürchteten Nachbar anzugreifen, ließ seine Krieger wieder vom Kampfplatze abtreten.

Friedrich blieb mit seinen Truppen gerüstet stehen, und erwartete den Mainzer. Als aber Dietrich auch noch Friedrichs Bündniße mit dem Erzbischof Rupprecht von Straßburg, und mit dem Französischen Thronfolger erfuhr, so eilte er, durch den Erzbischoff Jacob von Trier Friedrich zu einem Vergleich und zu einem Waffenstillstand zu bewegen, welches Friedrichs Großmuth und Friedens-Liebe ihm auch endlich zugestand.

Dietrich suchte sich nun noch näher an seinen tapfern Nachbar anzuschließen, um auch die Angelegenheiten der Christenheit und die Freiheit der Deutschen Kirche, welche durch die Fortschritte der Türken, die sich unter dem tapfern Mahomet II. endlich auch der Stadt Constantinopel bemächtigt hatten, und durch die Eingriffe der Päpste,

welchen Kaiser Friedrich III. aus Schwäche und Nachläßigkeit in Absicht auf die Reichsbedürfniße alles zugestand und erlaubte, immer bedenklicher und Gefahr- voller wurden, mit glücklicherm Erfolg zu betreiben.

Die Reichs-Täge zu Regensburg, Frankfurt, und Neustadt wurden durch elende Zeremoniell- und Rangstreitigkeiten entweiht, aber nicht, wie es nothwendig gewesen wäre, zu einem ernsten Entschluß — der drohenden und über Deutschland schwebenden Gefahr zu begegnen — angewendet. — Man hatte sich zwar über die Wiederherstellung der Ruhe Deutschlands, und über die Vereinigung der gegen einander im Krieg verwickelten Reichsstände berathschlaget: allein der Kaiser that nicht nur nichts, er streute vielmehr nur noch immer den Saamen zu neuer Zwietracht aus — blieb erklärter Feind des Churfürsten Friedrichs, und entwürdigte die erhabene Stelle des Reichs-Oberhaupts durch seinen Argwohn, durch seinen Geldgeiz und seine Nachläßigkeit.

Schon hatte sich Ungarn gegen die Türken verblutet, und forderte Hülfe von Deutschland: allein der Kaiser, der den Verlust der ungarischen Krone, welche Hunyadis großem Sohne dem Matthias Korvinus zuerkannt war, nicht verschmerzen konnte, begnügte sich damit, den

Reichstägen Vorschläge zu thun, ohne selbst dazu eifrig mitzuwürken. —

Nicolaus V einer der geistvollsten Päbste starb. Dietrich von Mainz glaubte diesen Zeitpunkt für die deutsche Kirchenfreiheit benutzen zu müssen, und erwartete von Friedrichs freiem Geist und von seinem mächtigen Arm die Zernichtung des unwürdigen römischen Jochs, welches die deutschen Erz- und Bischöffe nur zu lang schon getragen hatten. —

Calixtus der neue Pabst ließ zwar tapfer den Kreuzzug predigen, allein der Erfolg war so unbedeutend, als der Einfluß seiner Gesandten, die deutschen Streithändel zum Besten der römischen Politik beyzulegen. Man erlaubte sich ihnen zu sagen, daß es dem Pabst nur um Geld, und nicht um die Vertreibung der Türken aus dem griechischen Kaiserthum zu thun wäre. — Die Fürsten waren schon zu frei und zu mächtig, als daß sie sich vor den römischen Bannstrahlen und der kaiserlichen Reichsacht gefürchtet hätten; sie achteten daher auf das Interesse ihrer würklichen Besitzungen, und waren für die Gefahr, die erst von Konstantinopel aus den Rheinstrohm bedrohete ziemlich gleichgültig.

Dem Churfürsten Friedrich war Dietrichs Falschheit und heimtückische Freundschaft nicht unbekannt geblieben; die Freundschaft des Erzbischofs

hatte er durch die Waffen seiner tapfern Krieger erzwungen — es lag also unwidersprechlich am Tage, daß Dietrich unter dem Vorwand der Christenheit und der Kirchenfreiheit Friedrichs Namen und Waffenruhm benutzen wollte, um seine ehrgeizige und herrschsüchtige Zwecke durchzusetzen. Der Churfürst verfolgte daher seinen einmal festgesezten Plan, und wachte über des Mainzers Planen. — Indessen war Dietrich schlau genug seine eigennützige Absichten verdeckt zu halten. Der Erzbischof hatte bisher die Fehmgerichte und die Raubschlösser gegen die Pfalz geduldet. — Die Despotie dieser Gerichte war grenzenlos. Alle Verfolgungen und Beunruhigungen, unter denen bisher die Pfalz und ihr erhabner Regent leiden mußten, flossen aus dieser Quelle, und wurden von den Grafen von Lüzelstein und Friedrichs übrigen Feinden geleitet und begünstigt.

Die Erzbischöffe von Mainz, deren Unterthanen bisher unsägliches Elend von den Raubnestern erduldeten, thaten diesem Frevel und diesem Verderben keinen Einhalt, weil auch zugleich die Pfälzer dabey litten, denen sie um ihres blühenden Wohlstandes willen feind waren.

Zudem hatte die Pfalz keine sichre Grenze, sondern wurde jedesmal bey einem Krieg von den Raubschlössern beeinträchtigt, indem die kriegführenden Theile von daher ihren Einbruch in die Pfalz

bewürkten. Friedrich, der einen sichern glücklichen Staat gründen wollte, war also ernstlich darauf bedacht, diese Raubnester zu zerstören, um durch ihre Zerstörung sich eine feste Grenze zu bilden. — Nur allein dadurch konnte er in diesen traurigen Zeiten des Faustrechts seinem Volk Sicherheit und Ruhe geben, und mit seiner tapfern Armee der Willkühr seiner Nachbarn und dem Muthwillen seiner unruhigen Vasallen Grenzen setzen.

Dietrichs Vorschlag, diese Raubnester gemeinschaftlich zu zerstören kam also dem Churfürsten Friedrich sehr willkommen. — Beyde Fürsten verbanden sich daher, in eigener Person mit ihren Heeren diesen Plan auszuführen, und alsdann auch zum Schutz ihrer Unterthanen und zur Sicherheit ihrer fürstlichen Rechte den Fehmgerichten den Herzstoß zu geben.

Zuvor genoß noch Friedrich das Vergnügen, von seinem ehemaligen Feind als Churfürst anerkannt zu werden, und aus dem Mund seiner Gesandten zu vernehmen, daß selbst diese Arrogation des unmündigen Philipps dem deutschen Reich den größen Nutzen brächte.

Beide Churfürsten brachen nun mit ihren Heeren auf, und belagerten die Veste **Montfort**, welche unweit Creuznach zwischen Moscheln und Odernheim lag. — Die Ritter dieser Burg trieben ihren Unfug mit den vorbeyziehenden Kaufleuten,

ten, beraubten die benachbarten Pfälzische und Mainzische Landbewohner, fügten den Geistlichen viele Unbilden zu, und hatten erst kurz vorher noch den Pfälzischen Kanzler gefangen, und auf die Burg geschleppt.

Montfort fiel in wenigen Tagen. Sie wurde Johann von Nassau übergeben, welcher den Auftrag bekam, nur unter den härtesten Bedingnissen die Burg wieder an die rechtmäßige Ritter herauszugeben.

Während dem nun dieser für die Pfalz so vortheilhafte Plan die Raubschlößer zu zerstören, den besten Fortgang hatte, wollte auch der Mainzer von seiner Seite Friedrichs Freundschaft nicht unbenuzt lassen.

Mainz wollte die Angelegenheiten der Christenheit betreiben, weil sich die Gefahr vor den siegreichen und immer mehr vordringenden Türken täglich vermehrte. Mainz war gegen den Kaiser Friedrich III aufgebracht, weil der Kaiser dem päbstlichen Stuhl alle Rechte der deutschen Kirche auch in der Person des Pabsts Calixtus geopfert hatte.

Friedrich, wenn er nicht ohnehin schon über den Haß des Kaisers und dessen Abneigung ihn in seiner Churwürde zu beståttigen wäre aufgebracht gewesen, würde sich schon deswegen der gerechten Sache angenommen haben, weil er

gern dem Deutschen Reich seine Freiheit und Unabhängigkeit von dem Römischen Stuhl zu erkämpfen wünschte. Er versprach daher dem Erzbischoff mit ihm gemeinschaftlich ernste Maaßregeln gegen den Kaiser zu nehmen.

Der Nürnberger Konvent rief daher die muthigen Reichsstände zusammen: der Kaiser, der zu demselben eingeladen war, blieb aus, und bezeugte schriftlich sein Befremden über diese willkührliche Versammlung der Reichsstände.

Allein dieß hinderte nicht, daß Mainz und Pfalz sehr heftig gegen den Kaiser auftraten, ihn der Langsamkeit beschuldigten, und ihn sogar des Kaiserthrons für unwürdig erklärten, weil er weder die Reichstäge besuchte, noch ernstlichen Antheil an Deutschlands Noth nähme.

Friedrich stand auf und sprach: — Schreibt dem Kaiser, daß wenn er nicht Deutschlands Wohl und die Würde des Reichstages durch seine Gegenwart behaupten wollte, so würde ihn das Reich nicht nur nicht mehr für sein Reichsoberhaupt erkennen, sondern einen andern an seine Stelle erwählen. Schreibt ihm, daß der Reichstag sein Benehmen vor Deutschland und der Nachwelt mit Ehre zu verantworten, entschlossen wäre, weswegen sich der Kaiser nach dieser statthaften Erklärung des Reichstages zu richten habe, und

durch sein Betragen erklären möge, ob das Reich in seinem gerechten Entschluß fortfahren solle?" —

Wäre Trier und Sachsen zugegen gewesen, so würde Kaiser Friedrich vielleicht Wenzels Schicksal erlebt haben, und die Reichsversammlung hätte sich wahrscheinlich auf der Stelle zur Wahl eines Gegen-Kaisers entschlossen.

Albrecht von Oestreich, Kaiser Friedrichs Bruder und Feind, dürstete nach der kaiserlichen Hoheit. Auch hatte man dem Pfälzischen Helden, eine ähnliche Anmaaßung zugedichtet, und von seinem Haß gegen den Kaiser so wie von seinem fürstlichen Glanz Ansprüche auf die Kaiserkrone erwartet. Allein Friedrich liebte sein Vaterland zu sehr, um es über den zahllosen Reichssorgen vergessen zu wollen, auch schien ihm bey der aufrührerischen Stimmung so vieler Reichsfürsten die Rolle des Kaisers eine äußerst gefährliche und undankbare, da die Macht dieser unmäßigen und ehrgeizigen Fürsten dem Kaiser nur den Titel überließen, übrigens ihm aber jede höhere Gewalt streitig machten.

Kaiser Friedrich sahe die Stimmung und die Verhandlungen des Reichstags für wichtig genug an, um den Konvent zu Frankfurt, welcher über die angefangne Streitpunkte ein Endurtheil geben sollte, zu untersagen. — Der Kaiser hatte dadurch über den Reichstag den Vortheil gewon-

nen, daß er die Einheit der Versammlung trennte, und der Politik des Pfälzischen Helden die Besorgniße erweckte, daß er in Rücksicht seines Reichsverweseramts von den ernsten Schritten des kaiserlichen Hofs alles zu befürchten habe. Churfürst Friedrich hatte daher die Klugheit, die Machinationen des Reichstages zum Vortheil seines Staats zu leiten, und dadurch den Kaiser wegen seinen Ansprüchen auf die Reichslehen und der Anerkennung als Churfürsten zu gewinnen, weswegen er die Sache wegen einer Römischen Königswahl zwar zur Sprache bringen ließ, ohne aber durch das Feuer und das Gewicht seiner Beredsamkeit dieser Streitsache Nachdruck und Entscheid zu geben.

Damit war aber der Erzbischof Dietrich nicht zufrieden; Churfürst Friedrich hatte durch seine Nachgiebigkeit den Haß aller geistlichen Churfürsten auf sich gezogen. — Die Deutsche Kirchenfreiheit, die bischöfliche Gerechtsame — wurden durch Kaiser Friedrich vollends vernichtet. Der Despotismus des heiligen Stuhls wütete nach wievor über die Häupter der Deutschen Kirche, und brandschazte die Deutschen Kassen mit unmäßiger Willkühr.

Beschimpft sahe das Reich seine Hoheit, und seine Kaiserskrone: der Papst würfelte wieder über Deutschlands Schicksal; seine Bullen unterwarfen ihm die kaiserliche Politik, und trieben die

Schaaren der Deutschen Jünglinge zum Opfer seiner Herrschsucht gegen das Türkische Kriegsglück.

Die geistlichen Fürsten vereinigten sich daher am Rheinstrohm und machten mit ihren Beschwerden der Deutschen Nation gegen den Stuhl Petri, den Kaiser und den Papst nicht wenig aufmerksam, so, daß Calixtus auf der Stelle sich um Friedrichs Freundschaft bewarb.

In diesem Fall dachten Friedrich und Kemnat zum erstenmal verschieden, und selbst der größte Theil der Räthe gehörte zu Kemnats Parthie.

Kemnat. Der Kardinal Novarella hat Hoffnung, wie ich merke!

Friedr. Wozu Hoffnung? ich bin weder ein Diener des Papsts, noch ein Diener des eigennützigen Mainzers; ich habe für meine Pfälzer zu sorgen, was gehen mich die Priester an!

Kemnat. Seit wann hat sich Friedrich so geschmeidig gegen den Kaiser benehmen wollen? habt ihr auch so auf dem Nürnberger Konvent gesprochen? Ist dieß der Friedrich, der damals den edlen Troz gegen den Kaiser aussprach und so warm und männlich für Deutschlands Ehre und Freiheit dachte, ja Friedrich des III seine Krone zu verschenken drohte? —

Friedr. Ja — es ist noch der nämliche Friedrich, an dem es nicht liegt, daß Kaiser Friedrich III den Reichsbund trennte, der noch mit

ernstrer Sprache und That gegen den nachläßigen Kaiser aufgetreten wäre, hätte er Brandenburg, Trier, und Sachsen nicht gegen sich gehabt! — Träumt euch in den Harnisch eines Riesen, gürtet Karls des Großen Schwerdt um euch, behängt euch mit Reliquien, tretet auf im Turnier, und zittert vor dem kampfgewohnten streitkundigen Ritter, der vertraut mit seinen Waffen die furchtbare Rüstung durch den Schwächling den sie bekleidet, besiegt! gebt mir Deutschlands Kräfte, unterwerft seine Fürsten meinem Willen, laßt sie begeistert von meinem Plan mir folgen, und Kemnat — der Kaiser würde mehr werden, und der Papst weniger, als beyde zu Deutschlands Verderben bisher nicht gewesen sind: vernichtet wäre dann die Zwietracht, bekämpft die Hyder der Römischen Politik — die Deutschlands Schätze in sich säuft, und wie eine Bachantin mit den Donnerkeilen einer angemaaßten Allmacht Deutschlands lezten freien Athemzug darnieder schmettert! —

Kemnat. Und was hindert euch dieß nicht noch zu thun? Tadelt nicht das ganze Reich Friedrichs III sträfliche Ergebenheit gegen Kalixtus? Ist es nicht jezt der Zeitpunkt, die Wärme der aufgebrachten Churfürsten zu benutzen, um einen Schlag zu thun, vor dem Kaiser und Papst zittern?

Friedrich. Reißt eine tausendjährige Pyramide in einem Tag nieder? Werdet ihr nicht den künstlichen Bau und den Aufwand von Kraft und Zeit gegen eure Kräfte halten? Zerstört mit wilder Kraft diesen fürchterlichen Koloß — ihr werdet mit leichter Mühe einige Gelenke von ihm trennen, aber der Schutt der übrigen Masse wird euch dafür erdrücken! Greift den Kaiser allein an — der Kaiser wird durch die Hülfe des Papsts alle Leidenschaften der Pfaffheit, und die Wuth eines wilden räubrischen und zerstörenden Zeitalters euerm Muth und euerm Patriotismus entgegen werfen! Wagt euch allein an den Papst — Priester sollen eure Helfer seyn — die Menschheit und nicht Habsucht und Herrschsucht sollen dabey gewinnen — der Bund ist durch Schwüre und Traktaten geheiligt; Kemnat! was sagtet ihr einstmals von den Priestern? „Ja wenn der Wolf im Schaafspelz, mit seinem Kleid auch seine Natur abgelegt veränderte!“ Haben sie euch in der Mitte — findet ihre Habsucht nicht ihre Rechnung dabey — dann stürmen sie gleich Fleischerhunden über euch her, ihr seyd verlassen von allen, und Glück für euch, wenn die Unerbittlichen, euch nichts mehr als Ehre und das Mitleiden der Menschheit geraubt haben. Kennt ihr den Mainzer?

Kemnat. Aber eben um seines Interesse willen, wird sein Papsthaß seinen Privatgroll gegen euch überwiegen! —

Friedrich. Nur der einstimmige Reichstag ist der Verbindung der beiden Gekrönten — und Aeneas schlauer Staatspolitik gewachsen; die drey geistlichen Fürsten und ich, können nur wagen, aber nichts bewürken, als neue Unruhen und Kriege.

Ludwig von Baiern hat einen großen Schlag gegen Kaiser und Reich vor: dieser allein kann dem Menschenmorden, dem Fanatismus, und dem Despotismus der Päpste eine tiefe Wunde beybringen, und dem Emporsteigen der sittlichen Freiheit Kraft und Trieb geben. — Seyd versichert Kemnat! die Wittelspacher werden ihres großen Ahnherrn würdig bleiben, und ihre Namen soll einstens die Nachwelt gewiß unter den Edlen dieser Zeitepoche finden.

Kemnat. Und warum wolltet ihr eure Macht nicht mit der der geistlichen Churfürsten verstärken, und auch sie von euern wohlthätigen Absichten mitgenießen lassen? Dietrich ist euer Bundesgenoße — er half euch gegen eure Feinde streiten, und hat dem Vaterland durch den Beystand, den er euch bey dem Angriff auf die Raubschlösser geleistet hatte, wesentlich genützt. Friedrich, ist es nicht undankbar, den Bundesgenossen in einer so wich-

tigen Angelegenheit zu verlassen, und ihn der Rache des Papstes preiß zu geben?

Friedrich. Sollte er für seine gerechte Sache leiden müssen, und der Papst es wagen, einen Reichsfürsten anzutasten, Kemnat dann sollt ihr Friedrich sehen; und zückte der Groll des ganzen Weltalls über meinem Haupte, und wären Papst und Kaiser mit all ihren Satelliten und Barretten gegen mich verschworen, dann streckte ich meinen Arm für den Verfolgten aus — dann wäre seine Sache auch die Meinige, und ich wollte wohl sehen, ob unsre Schwerdter gegen Bannbullen stumpf würden! — Kemnat! wie ihr ja wißt, noch ist die große Arbeit für die Gründung unseres Wohlstandes und unsrer Sicherheit gegen auswärtige Feinde erst angefangen, und hat sich kaum erst dem Schooß des Geheimnisses entwunden. Noch wandelt der Genius der Freiheit und der veredelten Menschheit unerkannt und unthätig unter den Schrecken des Faustrechts herum, und würde der alles verheerenden Zwietracht unterliegen, wollte er sich jezt schon gegen das Ungeheuer wagen, das unsre Söhne und Brüder den Bewohnern des Kaukasus zum blutigen Opfer entgegen schleudert.

Der Mainzer und seine Bundesbrüder haben den Weg gebahnt, ihre Schritte waren ernst und schreckbar für Papst und Kaiser — ich habe sie

gebilligt — ja ich gieng mit ihnen voran. Wohlan! ich verlasse diesen Bund öffentlich — weil mein Plan dem Geheimniß muß geheiligt bleiben: aber wenn der wütende Kampf beginnt — und wenn er scheint seiner Entscheidung nahe zu seyn — dann kämpfen auch die Wittelspacher mit. Kemnat vielleicht erringen wir dann den goldnen Sieg — die Anarchie des Zeitalters zu zertreten, dem Drachen Despotismus die Pechkugel in den Rachen zu werfen, daß wir sehen sein Zucken und Winden, und daß unser kommendes Jahrhundert sieht seinen schrecklichen Fall, ohne daß Europa von seinem Sturz mehr als erschüttert wird. — Noch ist der Mainzer nicht mit der warmen Liebe zur guten Sache erfüllt — ich zaudre morgen seinem Interesse zu dienen, und über Morgen ist er mein Feind. Auch ich kann mich noch nicht ganz für dieses große Tagewerk hingeben; weil ich die höhern Sorgen des Landesvaters für meine Pfälzer trage, welche ich nach so vielen ausgestandnen Drangsalen und Kriegsübeln nicht aufs neue in dieses Elend stürzen kann. — Der feine schlaue Aeneas ersezt Friedrichs Schwäche, und lenkt die Sache des schwachen Kaisers zu jener Verwicklung, wodurch nun Papst und Kaiser aufs innigste vereinigt, und dadurch wichtiger sind, als sie es bisher waren. — Erst laßt diesen schlauen Italiener vom Deutschen Boden

abgetreten seyn, dann schlagen wir ihn mit seiner Sprache und schützen dann Deutschlands Interesse mit seinen eignen Waffen.

Die Sache wie sie jezt steht, ist zu Traktaten geeignet, und diese würden der guten Sache schaden. Der Knoten wird sich noch mehr verwickeln: der Papst schreit um Hülfe gegen die Türken, weil er Geld nöthig hat. Laßt ihn schreien, predigen, drohen und fluchen; wollen wir die Deutsche Kirchenfreiheit retten, so muß ihm dieser Gewichtstein am Halse hängen bleiben, und ihn noch tiefer beugen als ihn Podiebrad mit seinen Böhmen gebeugt hat: dann wird er uns zwar seine ungehorsame Söhne nennen, aber seine Söhne werden alsdann für ihre Deutsche Mutter sorgen, und die Achtung der Weisen in Deutschland höher schätzen, als die Ischariothsmünze päpstlicher Ablaßzettel! —

Kemnat. Ihr denkt groß — Churfürst! wahr ist es — der Kaiser und der Papst werden jezo ihr beleidigtes Ansehen gemeinschaftlich rächen wollen, und die Klugheit fordert es, ihren vereinigten Kräften auszuweichen, bis ein günstiger Zeitpunkt den Sieg über die Anmaßungen der Päpste erleichtert. — Allein werdet ihr nicht auf der andern Seite verlieren was ihr in eurer jetzigen Lage nie gewinnen könnt, weil euch der Kaiser haßt, und auf euer und der Pfalz Verder-

ben seinen unwürdigen Plan angelegt hat? Der Haß der Priester ist Grenzenlos; man wird es euch für Treulosigkeit auslegen, da ihr euch einmal in den Kirchenstreit gemischt habt; auch eure Freunde, die euer edles Geheimniß nicht errathen, werden bedenklich über euer Verhalten euch Bundbrüchig wähnen, und euch verrätherische Absichten zudichten; ich wünschte daher, daß ihr lieber auf Dietrichs Seite bleiben wolltet, oder daß ihr euch gar nicht mit dieser bedenklichen Streitigkeit betheiligt hättet! —

Friedrich. Laßt sie nur komplottiren und Unruhe stiften, ich fürchte diese Menschen nicht. — Freunde kann man belehren und gewinnen, aber Heuchler und Bösewichter bleiben immer die nehmlichen, auch wenn man ihre schwarze Seelen koset. — Ich verachte die Freundschaft, der ich hofiren muß, und der ich nur durch Heucheley und betrügerische Künste ihre Larve erhalten kann. — Kemnat! ich bin kein Freund der Prahlerei, aber herunter mit der Masque, verflucht sey die Politik! Nur der Fürst ist glücklich, der es wirklich weiß, wie es seine Nachbarn mit ihm meynen, und der auf keines Freundschaft sicher baut, sondern in sich und seinen Brüdern den Freund und Helfer besizt. — Und dieß ist der Fall gegenwärtig, zu dem ich mir und dem Vaterland Glück

wünsche! Freund! sie mögen kommen — sie werden Wittelsbacher treffen.

Friedrich schon durch Blutsfreundschaft und nun noch durch feierliche Bündniße mit Ludwig dem Reichen von Baiern vereinigt, hatte sich wegen Ludwigs geheimen Plan von dem Erzbischoff Dietrich von Mainz und dessen Verbündeten abgezogen, und keinen thätigen Antheil an den Beschwerden der Reichsfürsten gegen den päpstlichen Hof genommen.

Der Erzbischoff hielt sich nun getäuscht und in seinen hohen Erwartungen betrogen; er haßte daher den Helden mehr als zuvor, und schwur sich fürchterlich für diesen Betrug zu rächen. — Anstatt gegen den Römischen Stuhl kühner vorzutreten und das Angefangne mit Nachdruck fortzusetzen, entschloß sich Dietrich seine Nachbaren gegen die Pfalz aufzuwieglen, um den treulosen Friedrich mit Krieg zu strafen.

Den Lützelsteinischen Grafen war dieses sehr willkommen, und auf dem Konvent zu Speier brachten sie keine gemeine Beschuldigungen gegen Friedrich vor, und bemüheten sich aus allen Kräften die Versammlung zum Krieg gegen den Churfürsten von der Pfalz zu bereden.

Trotz dem Diepurger achtjährigen Bündniß zwischen Mainz und der Pfalz, war Dietrich der eifrigste Feind des Churfürsten Friedrichs — der unaufhörlich zum Krieg gegen die Pfalz gestimmt hatte. Auch waren die Herzoge Stephan von Zweybrücken, Ludwig der Schwarze von Veldenz, Otto von Moßbach nebst mehrern Fürsten, Grafen und Rittern — sämmtliche Feinde des Helden auf dem Konvent zu Speier, und hatten Klagen gegen Friedrich vorzubringen. — Doch kam es dießmal zu keinem förmlichen Entscheid. —

Indessen finden feindseelige und unruhige Gemüther immer Gelegenheit zur Zwietracht und wißen ihren abscheulichen Plan, oft durch die unbedeutendste Veranlaßungen in Vollzug zu setzen. Man durfte ja nur die Lüzelsteiner fragen, denn diese wußten ja immer einen Streitpunkt aufzufinden, wodurch man den Pfälzischen Helden in Krieg verwickeln und ihn unvermerkt überfallen könnte, und ein solcher fand sich nur zu bald; wie wir sehen werden.

Auf dem festen Schloß Widdern haußten mehrere Ritter: welche zugleich Pfälzische Lehns-Leute und Landsaßen waren. Man beschuldigte diese Ritter, daß die Vorbeyziehenden von ihnen beraubt würden, und daß sie den benachbarten Landbewohnern allerlei Unbilde zufügten.

Des Markgrafen von Brandenburg Landgerichte hatten sich bisher eine dem Zeitalter des Faustrechts entsprechende ausgedehnte Gewalt über die Vasallen und Unterthanen andrer Staaten angemaaßt. Die Ritter wurden deshalb von diesem Landgerichte vorgeladen, allein sie erschienen nicht, sondern suchten bey Churfürst Friedrich von der Pfalz rechtlichen Entscheid und Beystand gegen die Anmaßungen der Markgräflichen Landgerichte.

Der Markgraf verband sich daher mit dem Grafen Ulrich von Würtemberg, und zogen aus mit ihren Reisigen und Reutern, um dieses ungehorsame Schloß zu bestrafen.

Churfürst Friedrich, der den Despotismus und die Anmaaßungen dieser Landgerichte schon längst haßte und ihnen Grenzen zu setzen beschloßen hatte, war um so mehr geneigt, in dieser Streitigkeit nicht gleichgültig zu bleiben, vorzüglich da auch sämmtliche Ritter als Pfälzische Landsaßen unter Friedrichs Schutze standen.

Friedrich wählte wie gewöhnlich zuerst den Weg der Güte und schlug den streitigen Partheien einen Schiedsrichter vor; allein der Brandenburger wollte um so weniger von einer gütlichen Beilegung wissen, als so eben ein fürchterliches Bündniß zwischen dem Mainzer, dem Zweybrücker, Velden-

zer, Würtemberger und ihm auf zehn Jahre zu Stande gekommen war.

Der Markgraf Albrecht und Graf Ulrich rückten nun mit ihren Truppen vor. Friedrich versprach denen zu Widdern Geschütz, und der Bischoff von Bamberg, dessen Unterthanen auch viel Drangsale von den Landgerichten des Brandenburgers bisher zu erdulden hatten, veranstaltete ein allgemeines Landaufgebot.

Widdern wollte sich vertheidigen; allein das ungünstige Terrain, welches zu viel Mannschaft erforderte, um das Schloß zu vertheidigen, vorzüglich da man auf dem Gebürge keine Reuterei anbringen konnte, welches doch in dem damaligen Krieg entscheidend war; machte es dem Churfürsten unmöglich, das Schloß zu retten. — Er wollte seine Truppen nicht fruchtlos aufreiben, und überließ daher das Schloß seinem Schicksal, und beschloß, mit seinen 12000 Mann Fußvolk, und mit 2000 Mann Reuterei seine Grenzen zu decken.

Widdern fiel, und wurde von dem Feinde geschleift. Aber damit gnügte es noch nicht den Verbündeten; jezt offenbahrte sich erst ihre eigentliche Absicht, daß es eigentlich auf die Pfalz angesehen wäre.

Ulrich von Würtemberg wollte Heilbronn nehmen, um über den Neckar zu gehen und von daher in das Pfälzische Gebiet einzubrechen. Allein, als

als er mit seinem Kriegsvolk den Churfürsten mit seiner fürchterlichen Armee ansichtig wurde, da liefen seine Krieger in der Verwirrung auseinander und verschanzten sich hinter der Wagenburg.

Friedrich hatte den Zustand und die Stellung des feindlichen Heers beobachtet, und als er sich stillschweigend wieder nach seinem Gezelte zurückbegab, da traten Gemmingen und Anseltheim zu ihm.

Gemmingen. Auf Churfürst! ihr könnt nun des Würtembergers ganze Macht aufreiben; ein einziger Marsch — und die wehrlosen Feigen fliehen aus ihrer Wagenburg, und erliegen unter unsern Schwerdtern, oder sind unsre Gefangne.

Anseltheim. Ihr werdet euch heute unsterblich machen, Churfürst! hier übergiebt euch das Schicksal diese feige Sklaven, die so oft euer Land beunruhigen. Vernichtet sie — ihr dürft nur wollen, und sie sind euer. Schreibt alsdann den unruhigen Köpfen Gesetze vor — herrscht über sie als Lehnsherr und jagt den boshaften Veldenzer aus dem Lande! —

Friedr. Ich will nicht erobern: zwar giebt mir Gott meine Feinde in die Hand, daß ich sie vernichten könnte: allein fern sey's von mir, daß ich gegen Sitte und Brauch und gegen das was unserm Zeitalter heilig ist, von diesem Glück Ge-

brauch mache. Wäre ich fähig, Treu und Glauben aus Eroberungssucht zu brechen, so müßte ich als unruhiger Raufdegen gleich denen fahrenden Rittern von nun an im Lande herumziehen; weil man sich überall gegen mich verbinden, und selbst keiner meiner Freunde mir Vertrauen schenken würde. In diesem schändlichen Gemälde will ich nicht vor der Nachwelt erscheinen, und noch vielweniger mein gutes Vaterland mit dem Entsetzen eines wilden Eroberers erfüllen. Denn — wer würde für meine Schande und für meine Ungerechtigkeit büßen müssen? mein schuldloser Pfälzer! an ihm würde sich der erboßte Feind rächen: — und sagt mir Männer! wäre ich nicht verfluchenswerth, wenn ich dieß gute Land einer wilden ungerechten Kriegslaune opfern würde?

Anseltheim. Aber ihr wäret Sieger; zittern würden sie vor dem gefürchteten Sieger bey Heilbronn, und eure Feinde könnten sich in einem halben Jahrhundert nicht wieder erholen!

Friedr. Und dann noch — wenn ich auch Rache und Schande überlebte, verdiente ich noch den Fluch dieses unglücklichen Landes, zu dessen Verderben ich jezt den Saamen ausgestreut hätte. Nein Männer! ich will Seegen verdienen, und bleibendes Glück gründen. Die Gerechtigkeit soll meinen Entschluß leiten, und — dem gerechten

Fürsten gibt auch Gott Sieg und Ruhm; wären auch seiner Feinde Legionen gegen ihn aufgestanden. Das Kriegsglück ist wandelbar — aber Schande ist wie die Ehre unsterblich. Nie würde man mir es gutdeuten können, wenn ich mich jezt mit dem Feind schlüge. Ja! würden meine Feinde endlich den Sieg über mich erhalten — und ist dieß unmöglich? — da mich alle haßen — kann ich sie alle jezt vernichten? Ritter! was würde Zeit und Nachwelt für ein Urtheil über den geächteten und geschändeten Friedrich aussprechen? Laßt sie abziehen, Männer! Deutschlands Edle werden mich dafür ehren, und diese Handlung dürfte mich unsterblicher machen, als die glänzendste gewonnene Schlacht.

Gemmingen. Verzeiht großer Churfürst, daß meine gereizte Empfindlichkeit über Albrechts und Ulrichs boshafte Plane dieses rasche und unbillige Urtheil in mir erzeugte: ihr seyd größer als die Sieger und Helden der Vorzeit — seyd versichert, daß ich euch nie mehr bewunderte, als in diesem Augenblick.

Anseltheim. Herr — ich erstaune! —

Friedr. Anseltheim, euch sey die Polizey über meine Krieger anvertraut, und aufs Herz gebunden: wachet über ihr Betragen — daß sich kein Unfug gegen den armen Landmann und gegen

seine Feldsaat ereigne. Wachet auch über das Betragen des Feindes; laßt ihn ruhig abziehen — er mag ein andermal wiederkommen. Stehen wir alsdann nach Sitte und Brauch als erklärte Feinde gegen einander — dann seyd tapfer — wie ihr es jetzt habt seyn wollen: dann ziehe auch ich mein Schwerdt — und Gott wird uns Sieg geben. — Und du lieber Gemmingen! setze dich an die Spitze der Reuterei; greift der Feind an, so vertheidigt euch — wagt er sich weiter und ihr schlagt ihn, so hat er es seiner Ungerechtigkeit zuzuschreiben. Die Ritter werde ich wegen Widdern entschädigen, wiewohl sie gegen meinen Willen sich mancherley Unfug erlaubten.

Man wird mich auch darum mißdeuten, daß ich mich ihrer annahm, allein es war meine Pflicht, sie stehen unter meinem Schutz, und konnten nur von mir gerichtet werden. Meine Feinde wollen das nicht glauben, allein die Nachwelt wird gerechter seyn.

Markgraf Albrecht und Graf Ulrich verdankten also ihren glücklichen Rückzug der Gerechtigkeitsliebe des Pfälzischen Helden. Aber fern davon, durch diesen Edelmuth gerührt ihren abscheulichen Plan aufzugeben, wurden sie nur noch auf-

gebrachter, weil sie den wachsamen Friedrich nicht überrumpeln konnten. Troz ihres mächtigen Bündnißes zitterten endlich die Falschen vor dem Bund der Wittelspacher. Sie erkannten zwar ihre Ohnmacht gegen die Stärke dieser Helden, und doch hörten sie nicht auf, den unbedeutendsten Anlaß zu benutzen, um ihre Bosheit gegen Friedrich und Ludwig zu äußern.

Der Mainzer wütete gegen die Pfalz, obgleich Friedrich dem Interesse des Reichs gegen den Kaiser und den Papst diente. — Indessen war der Zeitpunkt gekommen — der Plan nahte sich seiner Reise: die Wittelspacher wollten endlich Deutschland die Macht und Weisheit ihres Bündnißes merkbar machen.

Die Pfälzer zitterten — alles fürchtete für die Pfalz, gegen welche ein schwarzes Ungewitter in dem Bündniß aller Rheinischen Fürsten emporstieg.

Da der Churfürst seine Abreise nach Landshuth dem Hof und dem Vaterland geheim hielte, wiewohl man von Ludwigs Ansprüchen auf die sogenannte freie Reichsstadt Donauwerth gehört, und von dieser Streitigkeit in der Oberpfalz vermöge dem Bündnis zwischen Friedrich und Ludwig vieles zu befürchten hatte, so vermehrten sich bei dem Volk schon um deßwillen die Besorgniße für das Vaterland, weil Friedrich nichts zu befürchten

schien, und troz der Unruhen am Rheinstrohm nach der Oberpfalz abgehen wollte. Man befürchtete indeß nur; allein bald rechtfertigte der Ausgang der Dinge, die Bekümmerniße des Volks.

Friedrich zog mit einem ansehnlichen Zug Reuterei von Heidelberg aus gegen Landshuth. — Ludwig dessen Ansprüche auf Donauwerth von dem Kaiser nur durch Abmahnungs-Schreiben widerlegt wurden, rückte mit seinen Truppen vor, und beide Fürsten eroberten bald darauf Donauwerth.

Die Eroberung dieser Stadt war ein Donnerschlag für den Kaiser: alle gutdenkende Reichsfürsten nahmen Antheil an dem Plan der Wittelsbacher. — Erzbischoff Dietrich war über das Bündniß dieser beiden Fürsten entrüstet, und warb eifrig bey seinen Nachbarn, um Friedrich Feinde zu erwecken, und seiner Macht Grenzen zu setzen.

Der Kaiser, der gern Friede erhalten wollte, und noch dazu vom Päpstlichen Hof wegen der sich immer vermehrenden Türken-Gefahr um Beylegung der Deutschen Feindseeligkeiten ersucht wurde, schrieb einen Reichstag nach Eßlingen aus, auf welchem Ludwigs Ansprüche auf Donauwerth sollten gewürdigt und entschieden werden.

Friedrich kehrte nach der glücklichen Expedition auf Donauwerth wieder nach Heidelberg zurück. Nie war Friedrich dem Volk willkommner und angebeteter, als da er durch seine Rückkunft deßen ängstliche Besorgniße wegen einem bevorstehenden Krieg einigermaßen milderte.

Friedrich ließ seine Pfälzer beruhigen; und um ihnen jeden Zweifel zu heben, so war er freigebig ja Glanz-voll und verschwenderisch gegen die Fürsten und Grafen, welche seiner Parthey anhiengen, und in den Donauwerthischen Streitigkeiten den Wittelsbachern ergeben waren.

Das Volk urtheilt nach dem Schein — es sahe die Pracht und den Glanz seines Fürsten, vergaß die Noth, worinn sich das Vaterland befand, und entzückte sich nur über den glänzenden Zug, der seinen Liebling nach Bamberg und von da nach Eßlingen begleitete.

Erzbischoff Dietrich an der Spitze seiner Anhänger — sämmtlich Feinde der Wittelsbacher und aufgebracht über den Glanz und über den Ruhm derselben war auch in Bamberg angekommen, und alle hatten keinen geringern Plan, als den Churfürsten Friedrich in Streithändel zu verwickeln, und ihn zu demüthigen.

Ruhig und nichts ahndend trat der große erhabene Mann in den Konvent ein; sein Herz

schlug für Frieden, und willig bot er die Hand zur Beylegung aller Streitigkeiten. Aber man hörte ihn nicht; Markgraf Albrecht schmähte und schimpfte auf ihn: Friedrich ermahnte ihn, das Heilige und Ehrwürdige der Versammlung zu achten und seine Hoheit nicht durch derley Unwürdigkeiten zu entwürdigen.

Albrecht brütete Zorn und Rache: er achtete nicht der Würde der Reichsversammlung — er wagte zu verletzen die heiligen Pflichten der Ehrbarkeit und des Wohlstandes. — Er schimpfte den Pfälzischen Helden einen Beschützer der Räuber — einen Anführer der Räuber — der wider Sitte und Herkommen, Ordnung und Pflicht den Ruhestörer gegen seinen Strafrichter in Schutz genommen hätte. Friedrich verwieß ihn zur Ruhe; und versprach nach Rittorehre und Brauch, oder nach Fürstenart mit den Waffen ihm auf diesen Schimpf zu antworten. Markgraf Albrecht vergaß sich so weit, daß er nun den Degen zog — Friedrich zog sein Schwerdt, und mit Majestät und Ruhe erwartete er nun seinen Gegner.

Friedrichs Freunde vermutheten einen Anschlag auf das Leben ihres geliebten Beschützers; wüthend stürzten sie sich daher auf den Markgrafen, rissen ihn zurück, und versuchten den aufgebrachten Mann zu besänftigen. Allein Albrecht rasete in sei-

nem Zorn fort; verließ den Konvent, rüstete sich von nun an gegen die Pfalz zum Krieg, versuchte die Oberpfälzische Ritterschaft gegen ihren Regenten aufzuhetzen, und beschwur Böhmen und seine Nachbarn, mit ihm gemeine Sache gegen die Wittelsbacher zu machen.

Der Reichstag ging verstört aus einander. — Friedrich ertheilte nun auf der Stelle Befehl nach seinen Rheinischen Landen, auch ließ er den unruhigen Horneck, um den er schon so viel unverdiente Vorwürfe hatte erdulden müßen, und der würklich ein ausschweifender Räuber war, gefangen nehmen, und reisete hierauf nach München.

Churfürst Friedrich hatte ein Herz — weich und zärtlich für die Liebe — empfänglich für den Genuß ihrer holden Regungen, und geschaffen für die wechselseitigen Ergießungen reiner und tugendhafter Empfindungen.

Sein Geist — groß und frei war unfähig diese Gefühle mit gewöhnlichen Menschen zu theilen: als Held und Mann von hoher Seele, gehörte er mit seinem ganzen Herzen bisher nur seinem Volk zu: Er genoß der Freundschaft süßes Glück im Umgang mit edlen und tugendhaften Männern, und hatte seit seiner Täuschung mit der betrügerischen Eleonore von Lützelstein, die

Hofschranzen, diese unzüchtige Gespielinnen des Lasters, geflohen, und sich nie von den Feßeln niedrer Wollust entmannen laßen.

Vergeblich buhlten Schönheit und des gleissenden Lasters Tücke um das Herz des liebenswürdigen Fürsten: Fruchtlos war ihr Kampf: Friedrich war ein Mann, der in jeder Collision, welche sich zwischen seinen Leidenschaften und den Pflichten des Regenten befand, stets für das Vaterland und die höhere Verpflichtung des Regenten entschied. — Er glaubte, daß der Fürst als Mensch, mit seinen Bedürfnißen und Wünschen, gegen die Fodrungen und Bedürfniße des Vaterlandes zurückstehen müße, und daß der edle Regent daher streng über sich wachen solle, und nur dann für sich entscheiden dürfe, wenn das Vaterland nicht beeinträchtigt würde.

Durch Kemnats weisen und lehrreichen Umgang wurde er noch täglich in diesen Grundsätzen bestärkt, und Friedrich lernte aus der Geschichte der Vorzeit immermehr die Wollust verabscheuen, weil sie den Menschen herabwürdige, den Fürsten zum Sklaven einer treulosen Gottheit erniedrige, und dem Vaterland das Höchste — seinen Alleinherrscher raube.

Es gelang auch hierin Friedrichs Feinden nicht, der Pfalz ihren treuen wachsamen Helden durch die Wollust zu entziehen, und ihn durch

Buhlerinnen einzuschläfern. — Oft waren dem tugendhaften Fürsten Fallstricke gelegt, in die sich auch das Herz eines jeden Andern — der nicht Friedrich war, würde verwickelt haben. Das Laster wollte sich unter dem Schein der Tugend bey ihm einschmeicheln. Glänzende Talente sollten ihm den Weg zu Friedrichs Herz bahnen — der Zauber der Schönheit und Anmuth im schwesterlichen Verein mit den Grazien der Beredsamkeit und dem lieblichen Gesang sollten Sinne und Herz zugleich bestürmen, und das Feuer der Liebe in ihm entzünden. Allein Friedrich wachte; sein Scharfblick erspähte alle die feine Zauberdünste, womit der falsche Geist der Verführung seine arglose Seele verfinstern wollte; geübt und erfahren mit dem Menschenherzen und seinen Verstellungskünsten konnte er nicht leicht durch den Schein geblendet werden, er prüfte lang, forschte nach, und entgieng dadurch den Gefahren der Verrätherey und des Betrugs, denen so mancher Regent unterliegt.

Friedrich liebte die Weiber, und unterhielt sich oft in ruhigen Stunden mit diesem liebenswürdigen Geschlecht. Sein Herz empfand aber nie Befriedigung in ihrem Umgang: er hatte eine zu hohe Idee von weiblicher Vollkommenheit: Vergeblich hatte er bisher die Jungfrau gesucht, welche durch Unschuld, durch ein reines gebildetes Herz, und durch offne trugloſe Tugend die Feier-

Stunden seines Lebens versüßen — an deren treuen keuschen Busen er seine Regenten-Sorgen vergeßen, und die süßesten Freuden des Menschen genießen könnte; durch deren zarte wohlwollende Gefühle seine männliche feste Seele an Güte gewinnen, und an Wärme für das Vaterland vollkommner werden sollte.

Friedrich hatte diesen Wunsch oft gegen Kemnat geäußert, und wurde dann von den lieblichen Hoffnungen seines Lieblings entzückt, wenn Kemnat die Möglichkeit seiner schönen Ideale unbestritten ließ.

Allein Friedrich empfand doch immer eine gewiße Leere. Er war Mann; Freundschaft gnügte seinem Kopf — aber sein Herz, welches Liebe athmete, wünschte Liebe — wünschte die Gefühle seiner Zärtlichkeit mit einer sanften Weiberbrust zu wechseln.

Clara — die ihm auf dem Turnier zu Heidelberg unvergeßlich gewordne Clara wachte wieder mit neuer Lebhaftigkeit in seiner Phantasie auf; ihr Bild herrschte noch immer in seiner Brust; er sahe sie noch jeden Tag wie damals, als die holde Liebenswürdige dem vergötterten Sieger den Dank überreichte. Ihren Diamant — diesen köstlichen Preiß — der sein Herz ehren sollte trug er an dem Finger Friedrich wollte Clarens schöne Seele darin erkennen, und erin-

nerte sich bey seinem Anblick ihres schönen Zurufs: „dieß ehret euer Herz!" —

Friedrich hing an seinem geliebten Idol, und liebte Clara heftiger als er es sich gestehen wollte.

Clara lebte fern von ihm am Hof zu München; Friedrich als Regent und Krieger nur mit Sorgen für das theure Vaterland beschäftigt, in blutige Kriege und abscheuliche Fehden verwickelt, und von den wilden Ausbrüchen des Faustrechts und der ungezähmten Raubsucht verrätherischer Vasallen beunruhigt, konnte bisher diesen lieblichen Bildern seiner Phantasie nicht nachhängen; und seinen Gedanken an Claren Raum geben. — Heilig waren ihm die höhern Sorgen, seinen Thron zu befestigen, seinen grausamen Feinden furchtbar zu werden, die Zwietracht des ewigen Faustrechts zu bekämpfen — an den großen köstlichen Gütern eines allgemeinen Landfriedens zu arbeiten — dem schleichenden und verzehrenden Gift der fanatischen Geistlichkeit — des Mönchthums und der Verschworenen des heimlichen Gerichts den Weg in die Pfalz abzugraben, und seine Kanäle für das deutsche Reich zu verstopfen; Barbarey durch Menschlichkeit, Wahn durch Vernunft, Mönchthum durch Religion, Laster durch Sittlichkeit, Faustrecht und hämische Politik durch Großmuth und unbeugsame Rechtschaffenheit zu bekämpfen. Erst dann wann ihm dieses große

Tagewerk gelungen wäre, und seine Feinde gedemüthigt und besiegt, die Pfalz und ihren Herrscher fürchten und achten würden, gedachte er an Claxens Busen den Lohn seiner erfüllten Herrscherbestimmung zu genießen.

Allein als ob er vom ewigen Schicksal bestimmt gewesen wäre, sein ganzes Leben durch zu kämpfen — an allen Fehden und Kriegen Antheil zu nehmen — nur nach seinem großen Ziel hinzuarbeiten, durch tausend Opfer — Gefahren und Bedrängniße sich den Namen des Großen Gefürchteten und Siegreichen zu erwerben: nie aber an das Ziel selbst zu kommen; nie seinen gewünschten Zweck zu erreichen! — Friedrich erkannte dieß endlich selbst, daß sein Leben eine Kette von Unruhe und Gefahren werden dürfte. Je weiter er in die Zukunft sahe, je mehr finstre schauerliche Ungewitter sahe er aufsteigen und Kriegsgefahren den Horizont seiner geliebten Pfalz trüben.

Er entschloß sich also den lauten Wünschen seines Herzens nachzugeben, und sogar mitten in den Stürmen eines ausbrechenden Krieges seine geliebte Clara zu besuchen.

Albrecht war in seinem Wahnsinn von Bamberg fortgestürmt, Friedrich gieng mit einem Herzen voll Liebe und glühender Sehnsucht nach Mün-

chen ab, nachdem er zuvor die Angelegenheiten seiner Rheinischen Pfalz besorgt hatte.

Friedrich hatte Hausangelegenheiten in München — als er sie geendet sahe, beschloß er nun auch Clara zu sehen.

Kemnat wurde aufmerksam auf den Churfürsten, weil derselbe mit so viel Ungeduld nach der Stunde fragte, wenn das hohe Amt würde gehalten werden. Clara sollte ja in den Tempel kommen! —

Schon hallte der Lobgesang des Ewigen in den Hallen des Chors, und der Trompetenklang verkündigte die Annäherung der stillen Feier des heiligen Sühnopfers für die sündige Menschheit: — als eine liebliche Stimme vom Chor herab diesen heiligen Moment verherrlichte und jede fromme Brust in süße Schwermuth und Rührung versezte. Heilige Schauer füllten jeden Busen; Clara sang in schmelzenden Accorden die Liebe des Welterlösers — tiefe Stille herrschte im ganzen Tempel — auf jedem Gesicht glühte die Andacht und aus jedem Auge sprach Ehrfurcht.

Friedrich hingerissen — bezaubert, entzückt, lag hingegoßen an den Stufen des Hochaltars: mächtig arbeitete seine Phantasie; in sanften Schwingungen wiederhallten Clarens Zaubertöne der Liebe in Friedrichs Seele; dicht an die Gefühle der Gottesliebe reiheten sich seine zärtlichen

Regungen für Clarens schöne Seele. Ihr Gesang hatte ihn begeistert, und alles Feuer der Liebe war über sein Gesicht ausgegoßen, als er erfuhr, daß Clarens Stimme ihn heute so entzückt hätte, als er sie selbst sahe, und mit den Blicken der reinsten Zärtlichkeit der unbefangnen nichtsahnenden Jungfrau begegnete. — Clara war bisher Friedrichs Leidenschaft unbekannt geblieben, auch selbst in dem Augenblick, wo sie den liebenswürdigen Helden nach Jahre- langer Trennung zum erstenmal wieder sahe, und wo Friedrichs Zärtlichkeit gegen sie so innig auf seinem Gesichte ausgedruckt war, schien ihr das nur Gnade, was doch feurige lebendige Liebe war.

Kemnat fand seinen Churfürsten merklich verändert; beständig sprach er von Clarens göttlichem Gesang. — Sprach Kemnat von der Abreise, so sprach Friedrich von seiner Sängerinn; befürchtete Kemnat manches von dem bevorstehenden Reichstag zu Eßlingen, so unterhielt ihn Kemnat von Clarens Tugend und ihrer liebenswürdigen Unschuld.

Auch Herzog Ludwig von Landshuth war nach München gekommen, um einen gemeinschaftlichen Operationsplan gegen Brandenburg, im Fall derselbe auch gegen die Pfalz losbrechen würde, zu bereden. Friedrich erwiederte ihm, daß er nur die Feinde brüten und toben laßen möchte, weil

die

die Wittelsbacher nicht unvorbereitet überfallen würden.

Abends beym Becherklang wo sämmtliche Fürsten auf Deutschlands Unabhängigkeit die Pocale leerten, sang Clara ein Loblied auf die bayrischen und pfälzischen Helden. — Als Clara Ludwig den Baiern erwähnte, drückten sich die Fürsten mit Männlichkeit die Hände, Ludwig von Landshuth sank in Friedrichs Arme, und Friedrich sprach laut: Deutsche Freiheit, laß sie dir ewig heilig seyn — nur sie und unsre Pfalzbayern müßen in Ludwigs und Friedrichs Busen wohnen! —

Friedrich kam entzückt zu Keninat zurück. „Ich habe heute einen frohen Tag gehabt: ich liebe Clara Detten; wie findest du das?" sprach Friedrich; „sehr natürlich, erwiederte Kemnat; Clara ist schön, unschuldig und tugendhaft!"

Wohlan, sprach Friedrich, wir wollen sie heute noch sehen, ich werde sie in deiner Gegenwart sprechen, und du sollst dann meinen Plan mit ihr erfahren.

Clara sollte vor dem Churfürsten erscheinen; sie erschien mit der ihr ganz eignen Anmuth und Grazie.

Friedr. Ich liebe dich Clara, (sprach Friedrich mit inniger Herzlichkeit)

Clara. Ich ehre diese Gnade, mein Churfürst.

Friedr. Kennst du noch diesen Diamant?

Clara. (Erröthet)

Friedr. „Dieser Diamant soll euer Herz ehren" sprachst du Clara; o was ich dabey empfand — wie oft ich es wiederempfand, dieß wird dir nun dein Herz sagen, da du siehst, wie theuer mir noch dieser Diamant ist.

Clara. Große rührende unverdiente Gnade, mein Gebieter!

Friedr. Und dir fällt dabey nichts mehr ein als das Wort Gnade?

Clara. (sanft erröthend und bald darauf mit Feuer) O ja! mein Churfürst, sie steht ganz lebendig wieder vor mir! jene unaussprechlich große Szene, da ich das Glück hatte dem großmüthigen Pfälzischen Helden den Preis der Tapferkeit zu überreichen —

Friedr. Und? warum zauderst Du Clara? warum wolltest Du mir die Gefühle deines Herzens, die ich doch damals so deutlich in deinem Busen las, verschweigen?

Clara. Nein! ich spreche sie mit unverstelltem Entzücken aus jene schönen Ausbrüche meiner

damaligen Empfindungen, daß diese Kleinigkeit euer Herz ehren sollte, weil ich mit tiefer Bewunderung von der Größe und Güte euers Herzens erfüllt war.

Friedr. Und für Friedrich fühltest du damals nur Bewundrung? sollte ich mich so auffallend getäuscht haben?

Clara. (erröthet und schweigt).

Friedr. Nun Clara!

Clara. Verzeiht mein Churfürst, daß Clara hier die Grenzen ihrer Wünsche finden mußte, und daß es der weiblichen Schaamhaftigkeit und dem natürlichen Gefühl ihres Abstandes gegen Friedrich den Churfürsten geziemt, ihre Gefühle zu verschweigen, die damals das Mädchen Clara gegen den Pfalzgrafen Friedrich sich heimlich gestehen durfte! —

Friedr. (rasch) Und warum nicht auch gegen Friedrich den Churfürsten?

Clara. Ich bin eine unbedeutende Jungfrau; mein Herz darf nicht höher wollen, als die Vorsehung das Ziel seiner Wünsche gesteckt hat. Mir gnügt die Gnade meiner Herzogin, mehr darf ich nicht hoffen und wünschen. Hat sie vollendet, so sucht Clara die klösterliche Einsamkeit, und heiligt alsdann ihr Herz dem Ewigen!

Friedrich. Warum sollte Clara, die schöne tugendhafte Clara kein höheres Glück wünschen dürfen? Gattin und Mutter meine Clara! — empfindest du mehr für den Schleier als für diese heilige Namen?

Clara. Nein! finde ich den Mann, dessen Herz mit dem Meinigen gleich fühlt, so bin ich zu viel Weib, um eine höhere Bestimmung als die einer zärtlichen Gattin und Mutter zu kennen.

Friedrich. Nun Clara, wenn ich; dich Gattin und einstens Mutter nennen wollte?

Clara. (Blickt mit verschämten Augen zur Erde hin.)

Friedrich. Ich liebe dich unaussprechlich!

Clara. Ein armes Mädchen und — der große Churfürst von der Pfalz —

Friedrich. Nicht so mein Kind! — du wirst Friedrichs Gattin Clara, — des Churfürsten Gemahlin kannst du nicht werden. Philipp ist mein Sohn — ich halte dem Churerben heilig was ich ihm versprach, als Churfürst kein Weib zu nehmen, um das Vaterland nicht durch Erbfolge-Streitigkeiten zu verwirren und unglücklich zu machen! aber Friedrich ist Mensch — er liebt, und wünscht durch Clarens Liebe glücklich zu werden. Gönne mir dieses Glück, und sprich aufrichtig — liebst du mich Clara?

Clara. Clara liebt euch, aber sie hält sich für viel zu gering, um einem Mann, wie Friedrich zu genügen — ich habe nichts als mein Herz, und dieses Herz hat keine höhere Weisheit als reine schuldlose Liebe! —

Friedrich. So hast du ja alles, was ich fodre! — du wirst Friedrichs Gattin und mit deinem Herzen meiner würdig seyn. Siehe Clara, schon damals, als du mir auf dem Turnier diesen Diamant überreichtest — liebte ich dich; ich habe dich geprüft und beobachtet ohne daß du es weißt: es hängt also nur von dir ab Friedrich zu beglücken!

Clara. O mein Churfürst! wie kann mein armes schwaches Herz dieses Glück — diese Wonne faßen! ich sollte euch angehören? die arme Clara dürfte den blühenden tapfern Fürsten Mein nennen?

Friedr. Ja — mit dieser Umarmung versichre ich es dir.

Clara. Und übergebt mich dem Neid meiner Schwestern? ihr verschmäht Fürstentöchter, erniedrigt euch bis zu Claren herab: wird der Neid mir dieses Glück gönnen?

Friedr. Ich werde über ihn wachen: Du bist mein Clara — ich werde dich nie verlassen, auch in den Gefahren des Krieges werde ich um dich her seyn, und dich gegen Neid und Bosheit

schützen. — Kemnat — Vertrauter meines Herzens, billigst du Entschluß und Wahl?

Kemnat. Mit vollem Herzen, weil ihr Clara gewählt habt!

Friedr. Wohlan denn, Morgen ziehen wir nach Heidelberg, und Clara begleitet uns! —

Clara. (bedenklich) Aber — mein Churfürst!

Friedr. Nun hast du noch etwas auf dem Herzen? aufrichtig meine Clara!

Clara. Wolltet ihr nicht des Priesters Seegen zuerst empfangen, und den Bund unsrer Herzen, durch die Religion heiligen laßen?

Friedr. Die Religion ist ja Liebe, Liebe ist unser Bund; er ist also schon in ihr geheiligt: die Gefahren des Krieges rufen mich schnell ab, ich kann hier nicht länger weilen. Dort Clara in der Burg meiner Väter soll auch darüber dein frommes Herz beruhigt werden.

Erzbischoff Dietrich, Markgraf Albrecht und Ulrich von Würtenberg wollten die Abwesenheit Friedrichs benutzen, und ihn unvorbereitet überfallen. — Dafür hatte aber Friedrich schon gesorgt: allen festen Plätzen war von Baiern aus der Befehl zugegangen, sich mit Lebensmitteln auf

ein Jahr zu versehen, und die Commandanten derselben zur Treue und Wachsamkeit ermahnt.

Dieß allein war schon hinreichend die Ruhestörer in ihre Winkel zurückzuschrecken: allein der Plan der Wittelsbacher erheischte noch größere und fürchterlichere Anstalten, um der ihnen drohenden Gefahr männlich die Stirne zu bieten.

Friedrich ließ seine Armee vermehren und sezte sie auf einen fürchterlichen Fuß. Sie hatte den Befehl ständlich zum Aufbruch bereit zu seyn.

Indessen war auch Ludwig von Baiern auf seiner Huth gewesen: Er hatte Geld, Festungen und brave Krieger. In dieser vortheilhaften Lage, erwarteten die Wittelsbachischen Helden den Entscheid des Eßlinger Reichstags.

Der Churfürst kam mit seiner geliebten Clara in Heidelberg an. Hatte er vorher den Haß und die Intriguen seiner boshaften Feinde zu bekämpfen, so war er jezt ihren Pfeilen um so mehr bloßgestellt, da man laut von einer Vermählung mit Claren zum Nachtheil des Pfalzgrafen Philipps sprach.

Clara zog durch ihre bezaubernde und liebenswürdige Eigenschaften den Haß der Schranzen auf sich, ob sie gleich wegen ihren wohlwollenden und bescheidnen Gesinnungen vom Volk geliebt war! — allein wo hat je Schönheit und Glück keine Neider gefunden? —

Indessen war dieser Vorwurf den Feinden Friedrichs sehr willkommen: der Mainzer, die Lüzelsteiner, die Würtemberger und die übrigen Feinde der Pfalz gedachten dem Churfürsten nun einen empfindlichen Stoß beyzubringen! —

Während der Eßlinger Reichstag seinen Bundesbruder in eine allgemeine Reichsfehde verwickeln würde, so wollten sie nun durch eine Volksaufwieglung ihren allgemeinen Angriff auf die Pfalz begünstigen und unter dem Vorwande für die Sache des Herzogs Philipp zu fechten, Friedrich stürzen.

Friedrich sahe der Verschwörung auf den Grund — und fürchtete nichts!

Der Eßlinger Reichstag erschien endlich. Herzog Ludwig — Friedrichs tapfrer Bundesbruder wurde von demselben wegen der Stadt Donauwerth für einen Feind des Deutschen Reichs erkläret.

20000 Mann sollten ihn dafür strafen, und der treulose Markgraf Albrecht, der vorher die Ansprüche des Landshuter auf Donauwerth billigte, und ihn mit Truppen unterstüzte, übernahm nun aus Haß gegen die Wittelsbacher das Ober-Commando.

Dietrich von Mainz trat aus der Zahl der gegen die Pfalz verschwornen Feinde ab, überließ aber seinem Nachfolger dem Dietrich von Isenburg alle seine Intriguen und den Haß gegen Fried-

rich, nur daß der neue Erzbischoff den Bund gegen Friedrich durch seine größere Talente wichtiger und den Erzbischöfflichen Stuhl gefürchteter machte.

Schon fürchtete man für die Wittelsbacher, als Georg Podiebrad König von Böhmen sich für dieselben erklärte, und durch seinen Beitritt wenigstens die gesunkne Schaale der Wittelsbacher ins Gleichgewicht brachte.

Indessen schien es, als ob das Interesse der Politik dießmal dem schwarzen Rathschluß des Haßes sein Opfer rauben wollte.

Aeneas Sylvius hatte nun mit der dreyfachen Krone eine höhere Obliegenheit übernommen, und das Interesse des heiligen Stuhls mußte ihm theurer seyn, als Friedrichs III. habsüchtige Politik.

Aeneas Sylvius fröhnte ehemals des Kaisers hämischen Absichten gegen den Pfälzischen Helden. Pius II. hatte aber nun einen Türkenzug und die Annatengelder auf dem Herzen: die Macht des h. Stuhls zu vermehren, und den gesunknen Despotismus der Päpste aufzuhelfen, mußte ihm daher wichtiger seyn, als die Sättigung einer Privatrache, und eines indolenten Stolzes. Ruhe mußte Deutschland genießen, wenn Deutschlands Fürsten zu Mantua der Willkühr der Römischen Despoten huldigen sollten. Es war ihm daher an der Freundschaft der Wittelsbacher sehr gelegen.

Hatte er erst diese großen freien Fürsten Deutschlands gewonnen, so hatte seine Politik über Deutschlands Kirchenfreiheit triumphirt. Urbans schreckliches Zeitalter wäre dann wieder über dem unglücklichen Deutschland aufgegangen: die Stützen der Freiheit, der Weisheit und des unternehmenden Muths gegen den unersättlichen Tyrannen der Christenheit — diese dämmernde Hoffnungen einer beßern Zeitepoche für die Deutsche Menschheit wären vernichtet gewesen, und in Deutschlands Fürsten sammt ihrem Kaiser hätte die Nachwelt nur Vasallen des Römischen Stuhls erkannt, statt daß durch diese heldenmüthige Verbreitung der tapfern Wittelsbacher ihr Szepter unabhängig, und der Römische Bischoff in seine Grenzen gewiesen wurde.

Pius sahe, daß sein rühmlicher Plan scheitern wollte; noch war ihm der Kaiserthron Verbindlichkeit schuldig, da er nach Friedrichs III. Wünschen erst kürzlich die aufgebrachten Eidgenossen besänftigt hatte. Er sandte also eilends den Friedens-Engel der Schweizer den Kardinal Nardini zu Friedrich III. welcher sodann auf dem angesezten Nürnberger Congreß erschien, um das gährende Kriegsfeuer zu dämpfen.

Nardinis Beredsamkeit hatte den gutmüthigen Ludwig von Landshuth gewonnen; und ihn durch die Aussichten bethört, daß er durch

Kaiser und Reich in seinen Beschwerden und Ansprüchen glücklicher seyn würde, als durch einen ungewissen Krieg, den er als geächteter Fürst gewiß nicht zum Vortheil Bayerns führen würde.

Nardini hatte kaum den Herzog Ludwig zum Frieden und zur Unterwürfigkeit gegen Kaiser und Reich bewogen, als er nun auch ohne viele Umschweife mit dem Pfälzischen Helden fertig zu werden glaubte.

Daß Friedrichs Feinde werden geschäftig gewesen seyn, durch einen nachtheiligen Ausspruch des Reichs, Friedrich nicht nur zu demüthigen, sondern ihn auch zum Widerstand aufzubringen, um den von Kaiser und Papst verfolgten und verlaßnen Füsten zu besiegen, dieß konnte man von ihrer unversöhnlichen und rachsüchtigen Gemüthsart erwarten.

Der Bischoff von Eichstedt, gegen den Friedrich edle großmüthige und friedfertige Gesinnungen einstmals geäußert hatte, gestand dem Päpstlichen Legaten diese Stimmung des Churfürsten, und der Verräther versicherte denselben, daß Friedrich ihn gern unter den Schiedsrichtern erblicken würde.

Ohne den Helden zu befragen, ernannte daher der durch den Legaten gestimmte Reichstag den

Bischoff von Eichstedt und den Herzog Albrecht von Oestreich zu Schiedsrichtern über die Pfälzischen und Bairischen Streitigkeiten.

Friedrich war über Ludwigs leichtsinnige Nachgiebigkeit aufgebracht, aber über die Intrigue seiner Feinde, und über die Kabale des Römischen Hofs war er so erbittert, daß er sich zu rächen schwur.

Churfürst Friedrich zog mit seinem Gefolg gen Nürnberg, um durch seine Gegenwart den Plan seiner Feinde zu zerstören. Allein dieß wurde nicht so bald dem Brandenburger kund, als er darauf drang, daß man den Termin verlängern, und dem Churfürsten von der Pfalz abschreiben möge.

Die Bösewichter fürchteten Friedrichs Gegenwart; ihre Ränkevolle Bosheit wollte frei und ungestört gegen den Gerechten wüthen, und es gelang ihnen auch durch einen verrätherischen Entscheid Friedrich in einen blutigen Krieg zu verwickeln.

Churfürst Friedrich kehrte also wieder nach Heidelberg zurück, aber seine Räthe kamen in Nürnberg an, um sich von den Ränken der Schiedsrichter zu überzeugen, und im Namen Friedrichs gegen diese boshafte Ungerechtigkeit zu protestiren. — Allein darauf wurde keine Rücksicht genommen; so offenbar ungerecht man auch die Wittelsbacher behandelte.

Dem Herzog Ludwig wurde demnach Donauwerth abgesprochen, Churpfalz Ansprüche auf eine Mainzische Schuld-Verschreibung für nichtig erklärt, Ulrichs von Würtemberg Fodrungen wegen seiner Gemahlin Margaretha, Ludwig IV. Wittwe für gültig anerkannt, und Friedrich angewiesen diese Fodrungen zu befriedigen, und Friedrichs treuer Schafrid von Leiningen möge nur gegen ein Lösegeld auf freien Fuß gesetzt werden. Von den Brandenburgischen Landgerichten geschah keine Erwähnung. —

Friedrich war äußerst aufgebracht über diesen Entscheid, seine Diener riethen ihm zu den Waffen zu greifen, und der Churfürst erwiederte, daß man ihm diesen Krieg abnöthige, und daß er nun auch seinen Feinden ihre abscheuliche Ungerechtigkeiten wollte fühlbar machen.

Friedrich schickte sogleich einen Reisigen nach Landshuth, und foderte den Herzog Ludwig zu einer Unterredung auf. Beide Fürsten kamen ganz in der Stille auf einer Pfälzischen Burg zusammen.

Friedr. Ich glaubte bisher, Heinrichs Sohn würde den Hoffnungen seiner tapfern Nation entsprechen, und Ottos Szepter mit Würde tragen? —

Ludwig. Ob ich das bey der Eroberung von Donauwerth nicht bewiesen habe? —

Friedr. Auch meine Ritter und Reisige können erobern; aber behaupten? — Ludwig! einer verrätherischen Politik standhaft begegnen und sie stürzen, ist mehr als Städte erobern. Um des Vaterlandes Gerechtsame darf man kämpfen und streiten, und nur ein Feiger erliegt vor den Drohungen der Ungerechtigkeit! — Ludwig — es gilt hier der Sache Bayerns — in dem Entscheid des Eichstedters und des Oestreichers ist die Bayerisch-Pfälzische Nation beleidigt — in uns ist das Vaterland herabgewürdigt, und seine Fürsten — die Nachkömmlinge der unsterblichen Wittelsbacher sind feig genug diese Beschimpfung zu dulden: als freie deutsche Fürsten sich von einem Abgesandten des Römischen Bischoffs Gesetze vorschreiben zu lassen? O Pfui der Schande — und du ein Bayer? Ludwig! damit unsre Bürger und Bauern sich gegen den Türken verbluten können, müßen Deutschlands Fürsten gleich Sklaven und Vasallen den willkührlichen Befehlen der Römischen Politik gehorsamen — Ruhm und Ehre — Vaterlands-Rechte und Vaterlands-Freiheit sich rauben lassen, und dem Stolz des Italiäners, und der niederträchtigen Arglist Friedrich III. mit Lammesgeduld sich opfern? O Ludwig Ludwig! und Du konntest unsers Bundes vergessen — vergessen der erhabenen Bestimmung eines Deutschen Fürsten, welche der unsterbliche Otto durch sein Beyspiel hei-

ligte — gegen Tyrannei und Despotismus zu kämpfen?

Ludwig. Und du Friedrich — umgeben von Verräthern, umlagert auf deiner ganzen Grenzkette von Blut-dürstigen Feinden, an deren Spitze Kaiser und Papst stehen?

Friedr. Darum Krieg — blutige Fehde gegen Roms Tyrannei, gegen des Kaisers verdammliche Trägheit — und gegen das abscheuliche Faust-Recht! —

Ludwig. Krieg mit der ganzen Welt! und dann werden wir ja wohl all den Ungeheuern in den Rachen fallen, vor denen du mich zittern wähnst! — soll ich ganz Bayern um Donauwerth aufopfern?

Friedr. Feiger — du zitterst vor einem elenden Schreckbild — Du bist nicht Otto's Enkel; Ludwig der Bayer und Heinrich thaten mehr als Du, da doch der Zeitgenoße und die Nachwelt mehr von Dir fordern können! — Schande für Bayern und Bayerns Fürsten Du! — damit dein Land ruhig schlafen, und mit Rosen-Kränzen und Schulterkreuzen die blutige Wallfahrt beginnen möge, erträgst du in Bayerns Namen den Schimpf des Nürnberger Reichstags? Nun dann! so kose Albrecht, die Schlange die sich um deinen Busen windet — fröhne dem Eichstedter und dem Oestreicher, werde die Schande deines Zeitalters, aber höre auf dich einen Wit-

telsbacher zu nennen — denn Friedrich kennt dich nicht mehr. Er wird für Bayern und Pfalz allein den schrecklichen Kampf beginnen, und eher möge der Lüzelsteiner schimpfliche Brut mit meinen Gebeinen spielen, als daß man jetzt oder in fernen Jahrhunderten sagen soll, Friedrich habe sich des Szepters unwürdig betragen — er habe die Ehre seines Vaterlandes an Pfaffen vergeudet, und dem Widersacher der Deutschen Freiheit dem Italiänischen Tyrannen gehuldigt. —

Ludwig. Aber Churfürst! warum habt ihr denn Dietrich von Mainz verlassen? warum galt damals Kaiser und Papst mehr bey euch, als der Verein für Deutschlands Kirchenfreiheit gegen Calixtus Anmaaßungen?

Friedr. Weil damals weder der Staat noch die Kirche von Dietrichs ehrgeizigen Entwürfen würden gewonnen haben! — Nun aber — da das Vaterland und seine Gerechtsame, und nicht die Schlüssel-Fehde mit Rom, Deutschlands muthige und Kampfgerechte Männer zur Aufrechthaltung unsrer Rechte und Ansprüche auffordert: Nun — da aus allen Winkeln die Bosheit gegen uns aufsteht und den lezten Funken Deutscher Reichsfreiheit und Deutschen Muths zu ersticken droht — Nun Ludwig! ist es der uns aufgedrungne Kampf für Ehre und Freiheit — Nun ist es kein Eroberungskrieg — keine muthwillige

willige Fehde; Nein es ist das männliche Unternehmen tapfrer und gerechter Fürsten — die Sache ihrer Bürger gegen Intrigue und gegen Roms arglistige Politik zu vertheidigen. — Pius will den Frieden — das Glück und die Freiheit unsrer Staaten gegen die Streitigkeiten wilder und boshafter Nachbarn — nach den schändlichen Entwürfen unsrer Feinde umtauschen und mit den Opfern unsrer Ehre und unsers Ruhms seinen Kreuzzug erkaufen: und du Ludwig — Enkel der Ottonen — des Siegers bey Mühldorf, Ludwig des Bayern dieses Wiederbringers der Deutschen Reichsfreiheit — Du wolltest jetzt, wo Ruhm einzuerndten ist, jetzt wo wir mit dem Schwerdt in der Faust dem elenden Nürnberger Schiedsrichteramt sein Gewerbe niederlegen können, und wo selbst der Römische Bischof zu unsrer siegreichen Fahne schwören muß — Du wolltest jetzt feig zurücktreten, und die Würde deines erhabnen Namens brandmarken?

Ludwig. Und wie viel werde ich noch zu wagen haben, um Ludwig des Gebärteten Schicksal zu erleben?

Friedr. Du zitterst Feiger? wohlan — zieh nach Landshuth hin, Friedrich wird die Schande der Wittelsbacher allein retten? — Rammungen, ihr sendet eine Gesandschaft an den Papst ab, Graf Bernhard von Eberstein gefällt mir hier-

zu am besten. Er sage Pius II. daß ich weder den Nürnberger Entscheid annähme, noch daß ich nach Mantua käme; ja daß ich mit den Waffen meiner treuen Pfälzer die Rechte und Ansprüche meines Vaterlandes vertheidigen würde!

Rammungen. Ich vollziehe euern Befehl! —

Friedr. Lebt wohl Ludwig; ziehe hin nach Landshuth, räumt Donauwerth, huldigt dem Brandenburger, laßt eure Bürger von seinen Landgerichten schinden, und euren Hoheitsrechten trotzen — unterwerft euch den Aussprüchen des Römischen Legaten, opfert Bayerns Ehre den boshaften Intriguen eurer Nachbarn, vereitelt meine Hofnungen, seyd bundbrüchig — Verräther! — Ich stehe allein, und hauche ich auf dem Schlachtfelde meine patriotische Seele dahin — liegt in mir die Ehre der Wittelsbacher überwunden da — Ludwig so treffe euch der Vorwurf der Nachkommenschaft — nicht mich — denn ich falle als ein Opfer fürs Vaterland und für seine Rechte! — (will fort)

Ludwig. Aber mein Churfürst — Friedrich — so hört mich doch! — So war es nicht euer Wille, daß der Bischof von Eichstedt und Albrecht von Oestreich über uns entscheiden möchten? war Krieg euer Wille?

Friedr. Jezt ist er mein Wille — weil die Verräther uns hintergiengen, weil wir und das Vaterland geächtet sind. Hängt der Flor so dick vor euern Augen, daß es euch unbegreiflich bleibt, wohin der Plan der Ruchlosen hingeht? Ludwig! auf den Trümmern der Wittelsbacher wollen die Abscheulichen triumphiren; durch des Faustrechts abscheuliche Willkühr wollen sie unsre Länder zerstückeln, und den Ruhm der Pfalzbayern durch den Sturz ihrer Fürsten vernichten! Wie lange soll noch der Despotismus der Landgerichte dauern? Ist es nicht schimpflich, daß wir schon so lange dieß erniedrigende Joch trugen? sollen wir wehrlos dem Kaiser und dem Papst stille halten, damit sie wie über Kreuzritter das Loos sprechen? — Ludwig ich verabscheue den Krieg — aber willig ziehe ich das Schwerdt, muß ich für Vaterlands-Recht und für Vaterlandsfreiheit streiten! Doch wozu dieß alles Dir? O! wie schmerzt es mich, daß ich dich mit diesem Blick verlaßen muß! —

Ludwig. Verkenne mich nicht Friedrich! Ja, dein Blick straft mich einen Feigen, aber ich bin es nicht. Ludwig kann auch streiten und kämpfen, und nun, da auch Friedrich das Schwerdt zieht, so werde ich nicht zurückbleiben. Wohlan — Krieg gegen die Verräther — und vernichtet sey hiermit der Nürnberger Entscheid. Reiche mir deine Rechte, empfange die meinige —

Friedr. Einmal tratst du feig zurück Ludwig — kann ich deinen Schwüren trauen?

Ludwig. So müßest du mich verachten — und laut meinen Bayern erklären, ich sey ihrer unwürdig. Du weißt es ja — ein Bayer bricht sein Wort nicht! — Nimm darum meine Rechte Freund und Bundesbruder — nimm sie! hiermit heilige ich mich dir zum blutigen Kampf für Pfalz und Bayern. Ehe soll mein Schwerdt nicht ruhen, als bis unsre Feinde gedemüthigt sind. An deiner Seite will ich fechten; Du sollst unser Oberfeldherr seyn — dein Plan sey auch der meinige. Groß und fürchterlich soll unser Zorn über dem Haupt der Verräther entbrennen. Bayern und Pfalz sollen dem übrigen Deutschland das erhabene Beyspiel geben, daß Deutscher Muth gegen Roms Kabalen gewachsen ist, und daß Deutsche Eintracht Europa zittern machen könnte! —

Friedr. Ist es dein ernster besonnener Vorsatz? (umarmen sich) Nun Ludwig! so bist du Ottos Enkel — so spricht der tapfern Bayern tapfrer Herzog — so muß er sprechen: so sey denn hiermit unser Bund beschworen — geheiligt der Religion und dem Vaterland. Ziehe hin — sag es deinen Kriegern — Friedrich kämpfe mit, ich will es meinen Pfälzern sagen, Ludwig und seine braven Bayern kämpfen mit: fürchterlich werden

wir alsdann dem Feind werden, und sey ihre Anzahl noch so groß: wir werden sie besiegen — weil unser Krieg gerecht ist! —

Ludwig. Friedrich — Held — Bruder, Mann, kannst du vergeßen, daß ich mich von Verräthern bestricken ließ? —

Friedr. Ja — weil du Held und Mann seyn willst, und die Achtung Bayerns noch zu verdienen gedenkst!

Ludwig. Unsterblichkeit oder Tod — leb wohl.

Ludwig zog nach Landshuth ab, und rüstete sich zum Krieg. Friedrich gab seiner Armee Befehl, stündlich zum Aufbruch bereit zu seyn.

Der Papst versuchte aufs Neue alles Mögliche, um die Ruhe in Deutschland wiederherzustellen: allein es schien als wollte Pius die Angelegenheiten in Deutschland nur noch mehr in Verwirrung bringen, und noch vielweniger die gespannten Gemüther besänftigen. Denn seine Legaten hielten es immer mit Ludwigs und Friedrichs Feinden, und ließen sich endlich gar noch von jenen verleiten, die Erfüllung des Nürnberger schimpflichen Entscheids an die Wittelsbacher als Grundlage der gegenseitigen Ruhe in Deutschland zu fodern; so leicht es auch dem Papst seyn mußte zu

begreifen, daß diese kluge und tapfern Fürsten sich solche schimpfliche Bedingungen nie würden gefallen lassen.

Während daher der Päpstliche Legat an dem Frieden arbeitete, versammelte sich der Erzbischoff Diether von Mainz, Markgraf Albrecht von Brandenburg, und Graf Ulrich von Würtemberg nebst dem Herzog Ludwig von Veldenz zu Mainz, und verbanden sich untereinander, denen Wittelsbachern den Nürnberger Entscheid mit der Gewalt der Waffen aufzudringen. Da man des Kaisers Einwilligung zu diesen Feindseeligkeiten gegen Pfalz und Bayern besaß, und alle Grenznachbarn der Pfalz heimlich dazu von Friedrich III. aufgefordert waren, den Helden wegen seiner Annahme der Churfürstlichen Würde zu verfolgen, und zu stürzen; so sammelten sich denn auch alle große und kleine Anhänger seiner verrätherischen Politik; und selbst in dem Herzen der Pfalz waren Graf Emmich von Leiningen, und der von Friedrich so großmüthig behandelte Herzog von Veldenz die ersten, welche die Fehde gegen die Pfalz begannen, und, um dem Kaiser zu hofieren, die Feindseeligkeiten eröffneten, um den wohlthätigen und großen Churfürsten Friedrich endlich zu stürzen.

„Wohlan denn" — sprach Friedrich: „sie wollen Krieg, sie sollen Krieg haben. — Unterliegen wir gegen den Kaiser — gegen Bran-

denburg, Baden, Würtemberg, Trier, Metz, Sachsen, Veldenz, Leiningen — mit einem Wort gegen diese fürchterliche Uebermacht, so schimpft dennoch der Sieg unsre Feinde, und die Niederlage bleibt unsrer Ehre und unseres Deutschen Muthes Denkmal. Aber Männer und Ritter — wir streiten für Gott und Vaterland, — für Recht und Ordnung — wir siegen! —

Herzog Ludwig eröffnete in Bayern den Feldzug, und unterwarf sich in wenig Tagen, das Bisthum Eichstädt, und bald darauf auch die Stadt dieses Namens. Schnell und fürchterlich rückte er nun mit seinen Bayern gegen den Markgrafen Albrecht. Der Pfälzische Held wollte selbst gegen ihn kämpfen; allein seine Feinde waren ihm zuvorgekommen, und nöthigten ihn, seinen unglücklichen Rheinischen Landen in welchen Emich von Leiningen und des Veldenzischen Herzogs Befehlshaber der Reisigen Konze Phile von Ulmbach, ein geschworner Feind der Pfalz, gleich Mordbrennern schon wütheten und alles verheerten, zu Hülfe zu kommen.

Friedrich weinte eine schmerzliche Thräne, als der Jammer seiner treuen Pfälzer in lauten blutigen Klagen vor sein Ohr kam, und seine Augen von dem verheerenden Brand der Barbaren sich überzeugten. „Ich will eurer Thränen Rächer

seyn“ sprach der Held, und gab seinem Vogt von Germersheim, und dem Vizedom von Neustadt Befehl, gegen das feindliche Gebieth Repressalien zu brauchen. — Allein die wüthende Schaar drang immer mehr in das Herz der Pfälzischen Provinzen vor; von allen Seiten rauchten Städte und Dörfer — das Elend des Volks war schrecklich — der abscheuliche Feind raubte noch dazu viel Bürger, und warf dieselbe in die Veste Wartenburg.

Friedrich zog nun mit seiner Armee gegen den gemeinschaftlichen Feind aus. In Worms traf er den Päpstlichen Legaten, welcher sich noch immer mit Beylegung der ausgebrochnen Feindseeligkeiten beschäftigte. Offenbar hatte der Römische Legat zur Absicht den Widerstand des Churfürsten durch Friedens-Vorschläge zurück zu halten, um auch dadurch die siegreichen Fortschritte der Bayern zu hemmen. Friedrich trat mit seinen Feldherrn dem Adam von Anseltheim, Luz Schotten, und seinem Marschall Albrecht von Berwangen zu dem Legaten ins Zimmer.

„Nun Kardinal“ — sprach Friedrich; „seyd ihr bald überzeugt, daß man leichter zwischen den abgeschiednen Seelen auf der Curia zu Rom und zwischen dem höllischen Satan Friede machen kann, als zwischen den Wittelsbachern und ihren boshaften Feinden“?



Bessarion. Die Arbeit ist würklich mühevoller und undankbarer! —

Friedr. Dieß befremdet euch doch wohl nicht Kardinal?

Bessarion. Einigermaßen, weil alle meine Bemühungen nur an Ludwigs und Friedrichs Starrsinn scheitern?

Friedr. Ist denn Bessarion noch je mit den Wittelsbachern um den herzustellenden Frieden zu Rath gegangen? — Habt ihr sobald eure heimtückische Conspirationen mit unsern Feinden vergessen, auf deren Triumph eure Ränke-volle Politik nur den Frieden gründen wollte.

Bessarion. Diese Beschuldigung kann den heiligen Stuhl nicht treffen! —

Friedr. Wohl — so seyd ihr nicht ehrlich zu Werke gegangen; aber den Geist der Curia erkennt man nicht allein in diesen Zügen (schüttet die Fehde- und Absagebriefe seiner Feinde vor dem Kardinal auf die Tafel) Hier Kardinal — auch dieß sind die Früchte eurer geprießnen Redlichkeit (reißt das Fenster auf) schaut hinaus — sehet meine Dörfer rauchen, höret das Geschrei meiner unglücklichen Unterthanen — Wißt und sagt es dem heiligen Vater, Churfürst Friedrich wäre der Meynung, dieß alles wären sehr überzeugende Beweise, wie sehr es ihm um den Frie-

den in Deutschland und um die Ruhe der Christenheit zu thun wäre. —

Bessarion. (stutzend) Ich gebe noch nicht die Hoffnung auf, daß das ausgebrochne Kriegsfeuer wieder gedämpft werden könnte!

Friedr. Ihr irrt euch Kardinal, denn eben will ich gegen meine Feinde ausziehen, um diesen ihren unmenschlichen Frevel gegen mein armes Land, auf das fürchterlichste zu rächen!

Bessarion. Seyd großmüthig — schont Menschenblut — heiligt eure Tapferkeit der Kirche, und brecht Lanzen gegen die Feinde der Christenheit, anstatt die Gefahren für die Kirche durch diese Verwirrungen in Deutschland zu vermehren.

Friedr. So hättet ihr zum Kaiser und zu Pius II. sprechen sollen! — Auf die wird die Rechenschaft für alle den der Menschheit zugefügten Jammer kommen; die Thränen meiner Pfälzer werden nur über sie um Rache schreien, denn Papst und Kaiser sind an all diesem Elend, an diesen Verwirrungen und an diesem Blutvergießen schuldig. — Ziemt es dem Vater der Christenheit, ziemt es einem Pius, sich mit der Eroberung des Griechischen Kaiserthums zu beschäftigen, die Religion des Gekreuzigten wieder nach ihrer Quelle zurückzuleiten, indessen die Kanäle im nördlichen Europa vertrocknen, und vom Gift des Haders und der alten Zwietracht angefüllt wer-

den? — Der Statthalter Christi sollte seine Hand zum Frieden und zum allgemeinen Menschenglück darbieten, und er verwildert durch seine habsüchtige Politik nur noch immer mehr die menschlichen Leidenschaften, um auf den Lastern und der Verderbniß des Menschengeschlechts seinen Thron fester zu gründen. — Wie oft habe ich schon meinen Arm gegen die verderbliche Zwietracht in Deutschland bewaffnet! — würde der heilige Vater mit seiner Macht mir beygestanden haben, wir hätten das die Menschheit herabwürdigende Faustrecht längst bekämpft, und Ordnung, Verfaßung und Gesetzlichkeit, diese Kinder der Religion des Gekreuzigten der Deutschen Christenheit wieder in die Arme geführt. — Aber mit dem Wohl der Christenheit beschäftigt sich leider eure Curia wenig, weil alsdann das Deutsche Geld ausbliebe. Eure Intriguen gehen nur dahin, Deutschlands Fürsten zu unterjochen, und mit Deutschem Blut des Römers Macht zu erweitern. — Kennt nicht Pius des Kaisers Haß gegen die Wittelsbacher, und seine verabscheuungswürdige Politik, womit er bisher meine und meines Vaterlandes Feinde gegen mich aufgewiegelt, und ihre boshaften Plane unterstüzt hatte? ist es ihm unbekannt, daß man mich seit der Annahme der Churfürstlichen Würde verfolgte, und daß mein armes Land darunter leiden mußte, weil man es der Kaiserlichen Macht

gefährlich glaubte, daß ich zur Rettung der Pfalz gegen unbändige Feinde den Sitz meiner Väter bestiege! —

Bessarion. Darum sandte mich der heil. Vater, um zu eurer Lande Ruhe und Frieden, diese Irrungen beizulegen: allein ihr verkennt die edlen Absichten des heil. Stuhls; ihr habt bisher friedliche Gesinnungen geheuchelt, und habt immer heimlich den Plan genährt, den Papst und den Kaiser mit Krieg zu überziehen. —

Friedrich. Seht ihr wie man euch hintergieng? wie nur meine Feinde den häßlichen Plan hegten, den sie mir andichteten: schaut hinaus, und seht die Feuerflammen — wie der Rauch der Verheerung auf meinem ganzen Land dahin schwebt? Sie haben mich angefallen, und ich ziehe jezt nur zur Rettung meiner Pfälzer und zur Strafe gegen die Verräther aus. — Aber Kardinal! wozu dieß alles euern Ohren gesagt? Ich verschwende die kostbare Zeit, die ich der Rettung meiner Brüder schuldig bin; eure Sendung, Kardinal, ist doch wohl, mich einzuschläfern durch Friedensvorschläge, damit meine unerbittliche Feinde sich indessen meiner festen Plätze bemächtigen und mein Land hülflos zerstören; bedienen sich ja meine Feinde Mittel, welche gegen alle Menschen- und Völkerrechte streiten, indem sie meinen Staa-

ten Aufruhr und Rebellion predigen, um mir auch noch die Herzen meiner Krieger zu verderben. Mögen sie auch das — die unbändigen Söhne des Faustrechts — Friedrich aber läßt sich nicht länger mehr einschläfern. Nun steht er gerüstet gegen 13 Fürsten, an deren Spitze Kaiser Friedrich steht: nun da sie mir das Schwerdt aus der Scheide gewunden haben, nun soll es auch nicht mehr dahin zurückkehren, bis das Vaterland gerächt ist. — Zieht heim Kardinal! sagt dieß dem Kaiser — sagt es dem heil. Vater; sagt ihnen, so spreche Friedrich der Pfälzer Churfürst — er sey in den Kampf geeilt mit dem Vorsaz zu siegen oder zu sterben, und daß er nicht eher Frieden nehmen und geben würde, bis seine Feinde gedemüthigt wären. —

So sprach Friedrich zu Bessarion auf dem Konvent zu Worms. Als er eben mit seinen Feldherrn zu Pferde steigen wollte, erhielt er die frohe Bothschaft von Ludwigs siegreichen Fortschritten gegen Eichstedt und gegen den Markgrafen Albrecht. Auch stieß in diesem Augenblick Landgraf Ludwig von Hessen mit 1100 Mann Reuterei zu ihm, mit welchen Friedrichs Armee vereinigt eine feste Stellung bey Alzei und Freinsheim nahm. — Von hier aus beunruhigte Friedrich mit kleinen Streifkorps das feindliche Land, während der Vogt von Heidelberg gegen das Mainzergebiet in

der Bergstraße, und der Vogt von Germersheim mit 1000 Mann gegen das Leiningische vorrückten, und den Feind überall schlugen.

Friedrich rückte selbst vor das Kloster Schauenburg, belagerte und eroberte es nach einigen Wochen.

Graf Ulrich von Würtemberg war indessen mit 3000 Mann in die Pfalz eingefallen, brandschazte, und gedachte dem Mainzer und Veldenzer eine Diversion zu machen, und sich schnell der Stadt und des Schlosses Weinsperg zu bemächtigen. — Friedrich hatte kaum Nachricht davon erhalten, als er den Luz Schotten mit einem Korps absandte, welcher so schlau als tapfer den Angrif der Würtemberger in einem Hinterhalt abwartete, und sie sodann mit Ungestümm angrif, daß sie nach einem großen Verlust eilends die Flucht ergreifen mußten. Gleich darauf drang der Marschall von Berwangen in das Würtembergische ein, um die Niederlage der Würtemberger zu benutzen. Berwangen wurde aber unvermuthet auf beiden Seiten angegriffen — schon wollte er weichen, aber da sprengte Luz Schotten mit der Cavallerie vor, vertrieb den Feind, eroberte sein Pannier, und würde Sieger geblieben seyn, wenn der feige eifersüchtige Berwangen den Angrif des Schotten unterstüzt und den in Unordnung gerathnen Feind auf seiner Flucht weiter

verfolgt hätte. Allein der feige Mann verließ den tapfern Schotten — der Feind sammelte sich wieder, und drang mit ungeheurer Uebermacht gegen den Helden und seine Handvoll Krieger vor. Vergebens hofte er auf die Unterstüzung des Marschalls — allein er war verschwunden — Schotten wehrte sich tapfer, und fiel mit seinen vom Kampf ermatteten Pfälzischen Helden in feindliche Gefangenschaft.

Friedrich der den Verlust dieses tapfern Mannes bedauerte, wußte auf der Stelle diesem zu begegnen; denn Ludwig verfolgte noch immer weiter seinen siegreichen Marsch durch die Lande des Markgrafen von Brandenburg, daß ihm endlich Ulrich von Würtemberg zu Hülfe eilen mußte, und mithin Friedrich freie Bahn hatte mit dem Mainzer um den Sieg zu würfeln. Friedrich brandschazte die Gegend von Mainz, und rückte hierauf mit seinem Heer vor das feste Schloß Kleinbockenheim. Friedrichs Kriegsplan war meisterhaft; er wollte dem ewigen Brennen und Sengen vorbeugen, den Feind zu einer Hauptschlacht nöthigen, um diesem verderblichen Krieg ein Ende zu machen.

Der Feind bedrohete indessen Ingelheim, und wollte den Churfürsten dadurch im Rücken beunruhigen. Allein Friedrich der Allgefürchtete rückte sogleich zum Entsaz dieser Veste heran, und schon

in Oppenheim erfuhr er die Flucht des Feindes und die Beute der Belagerten an feindlichem Geschüz. Kaum hatte der Held sich von der glücklichen Wendung dieser feindlichen Kriegsoperation überzeugt, und seine braven Ingelheimer getröstet, als er sich wieder in das Lager bey Alzei begab, und die Belagerung der Veste Bockenheim mit Nachdruck anfieng.

Friedrich der gröste Feldherr seiner Zeit hatte wohl berechnet, daß er des Feindes feste Stellung an der Prüm, welche durch Pfeddersheim und Kleinbockenheim gedeckt war nur dann mit glücklichem Erfolg angreifen dürfte, wenn Kleinbockenheim in seinen Händen wäre.

Gewohnt jeden Kriegsplan rasch durchzusezen, wurden sogleich in der ersten Nacht die Laufgräben eröfnet, Batterien errichtet, Bockenheim einige Tage drauf auf des heftigste beschossen, und der Besatzung der Sturm angedrohet.

Der Erzbischof Diether — Ludwig von Veldenz, und die Leiningische Grafen sahen nun keine andre Möglichkeit ein, ihre vortheilhafte Stellung gegen den schlauen Friedrich zu erhalten, als durch den Entsaz von Kleinbockenheim. — Dieses wurde insgeheim beschlossen, mit dem Anhang, Friedrich mit Uebermacht zu überfallen, und ihn wo möglich mit seinen Pfälzern aufzureiben.

Fried-

Friedrich wurde von seinen Kundschaftern in Zeiten davon unterrichtet. „Ha, sprach er, „die Feigen haben den Muth nicht, sich mit mir in freiem Felde zu messen. Aber nun werde ich es ihnen unvermeidlich machen; denn eine Hauptschlacht muß jezt unser beiderseitiges Schicksal entscheiden.“

Friedrich zog in aller Stille seine Belagerungsarmee von Bockenheim weg, theilte seine ganze Macht in Kolonnen, schlug im Angesicht des Feindes — der feindlichen Wagenburg gegen über die seinige, verbarg als ein kluger General seine Stärke, indem er mit zwölfhundert Mann seiner besten Reuterei sich in einem Hohlweg bey Monzheim postirte.

Der Feind war 8000 Mann stark, und hatte sich nebst seinem ansehnlichen Geschüz auf den vortheilhaftesten Höhen gesezt. Eine furchtbare Wagenburg deckte seine Fronte gegen jeden Angrif in Linie. Schon triumphirten sie, und theilten sich in die Pfalz, ja sie sahen schon den großen gefürchteten Churfürsten als Gefangner gedemüthigt und beschimpft, und entzückten sich über einen so entscheidenden Sieg über den größten und tapfersten Helden seines Zeitalters.

Abends vor St. Ulrichs Tage, auf welchen Tag der Angrif bestimmt war, kamen alle Feldherrn, der Landgraf Ludwig von Hessen, und die Pfälzischen Marschälle und Befehlshaber in Friedrichs

Gezelte, um die Befehle ihres Herrn für den nächsten Tag zu empfangen.

Der Churfürst empfieng sie heiter, und suchte seinen Kriegern die Besorgniße für den etwaigen Ausgang der bevorstehenden Schlacht zu verbergen.

„Wir schlagen uns Morgen,“ sprach Friedrich. —

Alle Anwesende bezeugten darüber ihre Freude, und äußerten sich dem Vertrauen Friedrichs entsprechend.

„Aber,“ versezte Friedrich, „der Feind ist stark, seine Stellung gutgewählt, seine Verschanzungen fürchterlich, und seine Fronte durch die ungeheure Wagenburg beynahe unüberwindlich; was haltet ihr davon?“

Anselsheim. Wenn wir uns schlagen müssen, so muß unsre Infanterie die Wagenburg bestürmen, indessen einige Abtheilungen Reuterei den Feind in seinen Flügeln beunruhigen! —

Friedrich. Dann bleibt der Ausgang unentschieden, wir opfern Menschen, und versteht alsdann der Feind sein Handwerk, so müssen wir ihm wenigstens das Feld räumen! —

Berwangen. Darum dächte ich, wir ließen den Feind angreifen, um die Vortheille der Vertheidigung auf unsrer Seite zu haben.

Friedrich. Und damit ihr wie bey Weinsperg feig fliehen könntet? Geduld Berwangen, euch ist das Schicksal dieses Tages nicht anvertraut, ihr sollt meine Helden nicht anführen: ihr mögt einstweilen hinter der Wagenburg den Ausgang der Unternehmung abwarten, und auf den Plan zu einer Siegsfeier denken! —

Berwangen. Mein Churfürst! —

Friedrich. Schweigt, noch habe ich meinen Schotten nicht vergessen; einem feigen eifersüchtigen Mann, vertraut Friedrich das Wohl seiner Pfälzer nicht an.

Landgraf Ludwig von Hessen. Unsre Reuterei ist gut; theurer Churfürst erlaubt, daß ich an ihrer Spitze für euern Ruhm fechten darf?

Friedrich. Das sollt ihr Landgraf! und ihr Gemmingen an meiner Seite: habt Vertrauen auf Gott Männer — wißt, die Pfalz hat eine gerechte Sache, und ihre Fürsten kämpfen nur für Recht und Ehre — nie für den blutigen Tribut einer ungerechten Eroberung. Darum wird auch Gott für uns seyn. Ich meine es redlich mit Deutschland — ich denke als Vater für das Glück meiner Pfälzer, sie sollen weder des Kaisers und des Papstes noch des Mainzers Sklaven werden.

Rammungen. Dürfte aber der zu Roth projektirte Frieden zwischen Bayern und Brandenburg, worinn auch ihr von dem päpstlichen Legaten und dem Bischof von Augspurg vortheilhaft bedacht seyn sollt, nicht euern Kriegsplanen entgegen seyn? — daß sich vielleicht Ludwig mit seinen Feinden verträgt, und dadurch den Würtemberger und den Brandenburger euch auch noch über den Hals schickt? —

Friedrich. Schweigt mir von Bessarions verrätherischen Entwürfen; das kann Ludwig nicht; er ist ein Wittelsbacher — ein Bayer: er ist zu ehrlich um mich zu hintergehen — zu glücklich daß er um den Frieden buhle — zu groß und zu siegreich, um ihn sich von fremden Händen geben zu lassen. Auch ich will keinen Frieden — ich werde ihn meinen gedemüthigten Feinden geben oder als Krieger sterben. — Laßt die Pfaffen intriguiren, was gehen uns ihre Schreibereyen an: meine boshaften Feinde folgen dem Faustrecht, darum muß ich ihnen mit meinem Schwerdt die Unabhängigkeit der Pfalz beweisen, und ihnen den Frieden für mein Vaterland, auf dem Schlachtfeld abgewinnen.

Anselthelm. Eure Befehle, gnädigster Herr!

Friedrich. Daß ihr auf euerm Posten wach, muthig und standhaft seyn, und das

Uebrige von mir selbsten morgen erwarten sollt. —

Alle giengen nun ab.

Beide Heere standen sich im Gesicht, und als der Morgen anbrach, da glänzten die Panniere, die Lanzen und die Schwerdter der Feinde — hoch war ihr Jubelgeschrei — laut schrien sie Sieg und Verderben über Friedrich und seine Pfälzer. Klein war Friedrichs Armee — sie schien anstatt dem Feind Ernst und Anstrengung abzugewinnen nur seinen Uebermuth zu beschäftigen und ihm die trügliche Wahrscheinlichkeit zu gönnen, daß er mit seiner so großen Uebermacht Friedrichs kleine Haufen wie Flugsand zerstäuben werde.

Tiefes Schweigen ruhte auf dem Pfälzischen Heer; alle Anführer waren auf ihren Posten, und warteten mit glühender Sehnsucht die Befehle des Helden zum Angrif. — Friedrich schien verschwunden zu seyn, und doch war er wie ein Engel Gottes überall bey seinem Heer, wachte und beobachtete des Feindes kleinste Bewegung.

Endlich erhielt Christoph von Mucheln den Befehl mit 300 Reutern sich mit den feindlichen Vortruppen einzulassen, und wenn sich der Feind locken ließe, sich alsdann zurück zu ziehen. Es war dieß der einzige Weg, gegen den unzugänglichen Feind Angrifsweise und ohne große Aufopf-

rungen zu Werk zu gehen, und ihm den Vortheil seiner Uebermacht abzugewinnen.

Der Churfürst war so glücklich, daß sich der Feind ganz nach seinem Plan irre führen ließ: Mucheln verlor dabey sein Leben; sterbend rief er seinen braven Reutern zu, daß es jezt der Zeitpunkt wäre, sich den Berg herab ins Thal zurück zu ziehen. — Der Feind drang nun vor, und gedachte durch die Flucht der Reuterei der feindlichen Infanterie und Wagenburg in den Rücken zu kommen.

Aber nun war es auch um ihn geschehen; das Zeichen zur Schlacht war nun gegeben, von allen Seiten schmetterten die Trompeten, und die Schlacht begann. So wie Gottes Donner am hohen Mittage den nichtsahnenden Wandrer überfällt, daß er dasteht — zittert, unter einer Eiche Schutz zu finden wähnt, und troz dieser mächtigen Schuzwehre vom fürchterlichen Bliz getödtet und zermalmt wird, so überfiel Friedrich der Held in diesem Augenblick den bestürzten nichtsahnenden Feind, und entschied durch diesen raschen und plötzlichen Angrif das Schicksal des Tages — sein und seiner Pfälzer Schicksal.

Der Churfürst der mit seinen 1200 Reutern in dem Thal bey Monzheim lag, sprengte in diesem Augenblick an der Spitze seiner Helden auf den vorgedrungnen Feind. „Heute Churfürst

oder nie mehr!“ war sein Helden-Ruf, womit er seine Waffenbrüder zu jener denkwürdigen Tapferkeit ermunterte, daß ein jeder wie ein Held fochte, und eifersüchtig um das Glück rang, an Friedrichs Seite — vornen zu seyn, um von ihm gesehen zu werden, und am meisten zu der Niederlage des Feindes beigetragen zu haben. Fürchterlich war das Waffengeklirre der Streiter, wüthend warfen sich die Pfälzer in das Gewühl der bestürzten Feinde, würgten, schrien — „heute Churfürst oder nie mehr!“ — Der Feind gerieth in Unordnung und wer konnte der nahm die Flucht.

Friedrich benuzte auf der Stelle die Verwirrung des Feindes und befahl Autselthelm, mit der Infanterie nun die feindliche Wagenburg und seine Verschanzungen zu stürmen. — Lange schon hatte das Pfälzische Fußvolk seine glücklichern Waffenbrüder um den Sieg beneidet, und gemurrt, daß sie nicht Theil daran nehmen durften. Auch wir wollen für unsern Friedrich streiten, und sterben oder siegen, schrien alle, und laut frohlockte das Heer, als ihm der Befehl zum Sturm gegeben wurde. Die tapfern Pfälzer scheuten weder Gefahren noch Tod, mitten im Sturm sangen sie Freudenlieder; wie ein angeschwollner Waldstrom schäumend sich über Felsen herabstürzt, so stürzten die Sieger über den Feind her, daß er zitterte, und demüthig um Gnade und Schonung flehte.

Friedrich des Würgens endlich müde, sahe daß das Glück die Waagschale der Entscheidung für ihn hoch empor schlagen ließ, befahl nun dem siegenden Pfälzer Gnade und Großmuth.

Die Niederlage des Feindes war allgemein; viele Hundert lagen niedergestreckt, Ritter und Grafen und neben ihnen die Panniere und Fähnlein. Mehr als 1000 beladne Wagen, alles Geschütz und mehrere 100 wohlgerüstete Pferde waren die Beute der Sieger. Auch wurden Otto von Henneberg der das Mainzische Hauptpannier führte, nebst dem Marschall und mehrere Grafen und Ritter gefangen.

Friedrich verfolgte den Feind bis nach Pfeddersheim, viele ersoffen in der Prümm: selbst der Erzbischoff Diether wäre auf diesem für die Pfälzer so glücklichen Tag beynahe Friedrichs Gefangner geworden, hätte er sich nicht mit den übrigen Fürsten und Anführern noch in Zeiten nach Pfeddersheim geflüchtet.

Zerstäubt und zertrümmert war nun diese große feindliche Armee; Pfeddersheim und Kleinbockenheim fielen nach 3 Tagen den Siegern in die Hände. — Die tapfre Pfälzische Armee verlangte nun aufs neue gegen den Feind geführt zu werden, allein es war keiner mehr da.

„Beruhigt euch meine Kinder“ sprach Friedrich, „und genießt in so lange den Preis eurer

Tapferkeit, bis man es wieder wagen wird euer Vaterland anzugreifen."

Waren vorher die Pfälzer schwärmerisch für ihren Churfürsten, so waren sie es nun um so mehr, da der Held so groß und klug dachte, die unermeßliche Beute seinen braven Kriegern zu überlaßen. Dadurch gewann er aber auch ihr volles unbegrenztes Vertrauen: er konnte darauf rechnen, daß er mit einer solchen Armee gegen die größte Macht fechten dürfte, und daß ihn solche Krieger, welche Liebe, Selbstvertrauen und Anhänglichkeit an ihren Heerführer athmeten, nie und in keiner Gefahr würden verlaßen.

Friedrich hatte nun den Grund zu der Freiheit und dem Glück seiner Pfälzer gelegt, und durch diese Schlacht sich den Ruf eines fürchterlichen und Sieg- reichen Helden gewonnen: Groß war das Entzücken der Hauptstadt; alle biedre Pfälzer eilten nach Heidelberg um den Triumphzug ihres angebeteten Churfürsten zu sehen, und mit ihrem lauten Jubel den Helden zu verherrlichen.

Man hatte die eroberten feindlichen Panniere, Fähnlein und Waffen in die Stadt gebracht, daß sie in dem Tempel zum h. Geist der Nachwelt zum preiswürdigen Andenken aufgestellt würden: allein Friedrich erschien nicht. Nach der Schlacht war er auf seine Knie gesunken, und heiligte seine er-

sten dankbaren Empfindungen der gerechten Gottheit, die sein Herz mit diesem Ruhm und die gute Pfalz mit diesem Glück gesegnet hatte. — Groß entsagte er aber dem übermüthigen Triumph; denn er sprach: „wir thaten nichts mehr „als unsre Schuldigkeit — das Volk darf dieses „von seinem Regenten fodern, hat er seinen „Pflichten Genüge gethan, so kann er den frohen „Dank seines Volks genießen; aber nur der Despot fodert abgöttische Verehrung und sklavische „Vergötterung, welche seinem Uebermuth schmeichelt, und das Volk seinen Launen unterwirft."

Der Erzbischof Diether flüchtete sich nach der Schlacht bey Pfeddersheim über den Rhein nach Gernsheim, und nahm seine Zuflucht zu dem einzigen Ausweg der ihm übrig geblieben war, den Churfürst Friedrich um Frieden zu bitten.

Friedrichs Armee stand da fertig gerüstet, und wartete nur des Befehls — den Mainzer zu vernichten.

„Wohlan" sprach er endlich — „man bittet um Frieden — genug des Kampfs, ich kann und will ihn geben; zwar könnte ich ihn tiefer demüthigen meinen unruhigen Nachbar, aber ich habe genug erlangt, sein Stolz ist gedemüthigt!" —

Friedrich gab den zahlreichen Gesandten, die um Frieden baten Gehör, und versprach die von Diether vorgeschlagene Unterredung unterhalb Worms auf der neuen Hütte bey Rheindürkheim anzunehmen.

Friedrich kam aus seinem Lager bey Westhofen, und Diether von Gernsheim über den Rhein nach dem bestimmten Ort.

Friedr. Erzbischof Diether — ihr habt mich zu sprechen gewünscht!

Diether. Um dem Helden bey Pfeddersheim meine Ehrfurcht zu beweisen.

Friedr. Schade daß ich euch dafür meine innige Verachtung gegen eure unwürdige Conspirationen, und meinen tiefen Abscheu gegen eure in meinem Land verübte Greuel und Barbareien versichern muß! —

Diether. Mit der Erzbischöflichen Inful erbte ich auch zugleich den gegen euch beschloßnen Krieg.

Friedr. Und ein Mann wie Dietehr, der allein sein Jahrhundert mit dem ausgearteten Priesterthum wieder aussöhnen könnte — und ihr Diether konntet gegen einen Mann die Waffen der Bosheit und des Priesterhaßes ergreifen; der keinen andern Zweck hat, als die Ehre und die Rechte der Deutschen Nation gegen den Despotismus des übermüthigen Hierarchen zu Rom zu ver-

theidigen? — Pfui Fürst und Priester, sich mit den niedern Ränken gewöhnlicher Menschen zu beflecken — Brand und Verderben über ein schuldloses Land zu bringen, und mit Verräthern, mit undankbaren und boshaften Vasallen den abscheulichen Zerstöhrungsplan gegen einen friedlichen Nachbarn zu nähren, ja um dieses abscheulichen Zwecks willen, das Brandmal unsers Zeitalters, das abscheuliche Faustrecht wieder aufzuleben, um Freiheit und Tugend zu stürzen! —

Diether. Seyd versichert, Churfürst! daß ich in euch den großen und tugendhaften Mann nie verkannte, und daß mein Herz nur der verrätherischen Politik der Lützelsteiner, des Würtembergers, des Veldenzers und der meines Vorfahren erlag. Heil mir, daß, wenn schon zu meiner Demüthigung, der Tag erschienen ist, der die nachbarliche Eintracht wieder herstellt! —

Friedr. Damit sie die Erzbischöffe von Mainz über lang oder kurz wieder zerstören, weil sie sich so leicht von einer verrätherischen Politik verführen lassen! —

Diether. Aber — sollte nicht auch Dietrich von Mainz über verrätherische Politik klagen dürfen? Ihr habt ihn in den Angelegenheiten der Deutschen Kirchenfreiheit gegen Rom und Wien verlassen! —

Friedr. Weil er es mit Deutschland nicht redlich meynte, sondern nur aus eigennützigen Absichten handelte! — Die Kirche mag ein Oberhaupt und dieses Oberhaupt Gewalt und Vorzüge haben, nur soll der Römische Stuhl nicht Kaiser und Reich nach Willkühr in Bewegung setzen dürfen. Diether war der Mann nicht, der standhaft und groß gegen den Riesen der allmächtigen Papstgewalt kämpfen sollte, es war vielmehr euch aufbehalten. Seyd versichert, daß dieses kolossalische Werk zu stürzen nur das Werk der Zeit und der Vorsehung ist; und daß große Männer schon genug gethan haben, wenn sie sich dem ungeheuern Gewicht entgegen stemmten, damit es nicht durch seinen Ueberlast das Ganze erdrücke. Nur das sollte Dietrich versuchen! — wenn ich ihn schon zu verlassen schien, so war dieß doch noch nicht würklich geschehen. — Erzbischoff Diether! Freundschaft, Nachbarschaft, Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, finden bey Friedrich ihr Asyl und ihren Vertheidiger. Diether verkannte mich, er wurde mein Feind, weil ich der seinige zu seyn schien; und ihr Diether großer Mann — auch ihr konntet mich verkennen, und mit elenden Bösewichtern Gemeinschaft gegen mich machen? —

Diether. Daß ich euch erst bey Pfeddersheim fürchten mußte, um euch zu verehren und zu lieben! Friedrich! diese Demütigung verträgt

Diether nur, da er allein ohne Zeugen seinem Ueberwinder gegenüber steht! —

Friedr. Warum denn dieser ewige Hader am Rhein, Erzbischoff! Warum muß denn eben dieß schöne Land immer der Tummelplatz der Zwietracht und fremder Intriguen seyn? warum denn wir zu unserm eignen Verderben dem abscheulichen Faustrecht die Waffen leihen, statt daß wir durch den ehrwürdigen Kampf gegen Anarchie dieser Schöpferin der Barbarey unsre Namen der Unsterblichkeit heiligen könnten? — — Unsre reizenden Länder befruchtet und bereichert durch den Rheinstrohm, befestigt und gesichert durch Veste und Burgen — warum sind sie nicht der Sitz des Wohlstandes, des Friedens und des Völkerglücks? warum muß fremde Zwietracht dieses Glück uns rauben — warum sind ferne Staaten und Fürsten unsre Bundesgenoßen gegen uns selbst, und wir Nachbarn unsre ärgsten und unerbittlichsten Feinde? Pfalz, Mainz, Kölln, Trier, würde der Veldenzer und der Würtemberger etwas gegen unser Land und gegen unsre Waffen unternehmen dürfen? würden wir alsdann noch die Löhnknechte fremder Politik — Sklaven des Kaisers, und der Spielball des unersättlichen Römers seyn? könnte der Papst alsdann noch Deutschland brandschatzen und mit seinen Bullen und Decretalen, unsre Länder entvölkern? Diether wir hätten

alsdann zu Deutschlands Kirchenfreiheit einen ernsten Schritt gewagt, unser vierfacher Bund, fest, treu und geheiligt durch Redlichkeit und gegenseitiges Interesse — würde der Papst mit seinen Legaten uns noch ferner despotisiren? sie mögten an den Rhein kommen die Tyrannen, und unsre Waffen sollten ihnen beweisen daß die Fürsten des Rheins die mächtige Grenze ihrer Staaten zu vertheidigen wissen! —

Diether. Darum Friede, Freundschaft und Eintracht!

Friedrich. Zuvor Diether! laßt mich im Namen meines Vaterlandes mit euch sprechen: Im Namen der Pfalz fodre ich von euch die Kriegsunkosten, die Bergstraße in Pfandschaft bis diese Schuld geleistet ist; daß alle frühere streitig gemachten Ansprüche pünktlich geleistet werden; ferner die Urschrift des Nürnberger Entscheids: alles dieses muß, ehe über die außerwesentlichen Bedingungen gesprochen und entschieden wird, dem beleidigten Staat zum Opfer gebracht werden; denn darüber floß das Blut meiner Pfälzer, und ohne diese Genugthuung würden sie bereit seyn, eher ihr Leben zu lassen, als diesen Preis ihrer Tapferkeit zu missen.

Diether. Ich willige ein; unsre Räthe mögen diese Beschlüße aufzeichnen: Ich bin des Haders Feind, wir sind Nachbarn Churfürst!

von nun an soll uns nur ein Interesse leiten, und der Rheinstrohm nie mehr das blutige Schauspiel nachbarlicher Zwietracht seyn.

Friedr. Nun dann, Friede und Eintracht, Erzbischoff! (umarmen sich) Ihr seyd ein Mann, zum Fürsten und Wohlthäter der Deutschen Nation vielleicht auch zu dem Märtyrer ihrer Rechte und Freiheiten so wie ich geboren! von euch kann die Deutsche Kirchenfreiheit Seegen erwarten, und gern leihe ich einem Mann wie ihr mein Herz und meinen Willen, wenn er um der Sache der Menschheit, und nicht aus Privatstolz und aus eigennützigen Absichten handelt. Diether! der Bund sey geschloßen! Noch habe ich einige Feinde zu demüthigen, und mein Vaterland gegen ihre frevelhaften Plane zu schützen: aber alsdann gehöre ich euch an, und Ludwig von Landshuth wird auch euch Brüderlich in unsern Bund aufnehmen. Freilich wird unsere Bahn rauh und dornicht seyn — der Geist unsers Zeitalters steht noch zu sehr im Widerspruch mit unsern edleren Planen: der Kaiser bleibt fühllos und unthätig bey den Gebrechen Deutschlands; der redliche Fürst hat mit den Gefahren des Faustrechts — mit den Unbilden und Fehden unbändiger Ritter und mit den despotischen Anmaßungen seiner Nachbarn zu kämpfen, der Kaiser unterstützt nicht den Kampf gegen diese Frevelvollen Ungerechtigkeiten, anstatt diesen Ver-

wirrungen Stillstand zu gebieten vermehrt sein träger mißtrauischer Geist die Rohheit und Barbarey in Deutschland, erschöpft dasselbe, und erleichtert dadurch dem päpstlichen Hof die Bahn, den verfallnen Kredit seiner Macht wieder aufzurichten, Finsterniß Dummheit und Despotismus in den weiten Gefilden seiner Herrschaft zu verbreiten, und dieselbe Ungeheuer wieder an die Stelle der erschienenen freiern und glücklichern Systeme zu setzen.

Darum wird man uns haßen, Diether, man wird alles gegen uns empören; allein fürchtet nichts, bleibt standhaft! — und hätten auch alle unsre Versuche nichts für die Menschheit gefruchtet, als augenblickliche Erleichtrung ihres Zustandes und Vorbereitung zu einer glücklichern Epoche; so haben wir doch wenigstens für die Wahrheit und für die gerechte Sache der unterdrückten Menschheit gefochten, und unsre Regierung durch den kühnen Kampf gegen Despotismus und Anarchie — der Nachwelt ehrwürdig gemacht.

Diether. Ja! mit hoher freudiger Seele will ich mich an euch großen Mann anschließen. Wir wollen das angefangne Werk mit voller Kraft fortsetzen, unsre Grenzen durch die Zerstörung der Raubschlößer sichern; unsre armen verwüsteten Länder sollen des Friedens Seegen schmecken, und sich von den ausgestandnen Mühseeligkeiten durch

unsre thätigste Mitwürkung wieder erholen. Der Wahrheit und des ehrwürdigen Kampfs für ihre Würde und ihren Sieg über die Bosheit des Lasters und der Intrigue sollen von nun an unsre Herzen geheiligt seyn! —

Friedr. Und auch unsre Schwerdter! — nur dafür sollen sie blitzen, nur dafür soll unser Leben den Gefahren und jedem Widerstand kühn ausgesezt seyn. Zieht heim Erzbischoff, und lernt von mir die große Wahrheit, daß die gerechte Sache am Ende doch siegt. Diese Lehre beruhige euch über die Zukunft — werdet ein großer Mann — die Geschichte fodert diese Schuld an euch — bleibt gerecht und standhaft! —

Als die geheime Unterredung der beiden Fürsten zu Ende war, traten die beiderseitigen Räthe und Gesandten in Worms zusammen. Die Unterhandlungen währten nur kurze Zeit; der Friede war geschloßen — stolz und groß für die Pfalz.

Hoch entzückt schlugen die Herzen der glücklichen Pfälzer; Friedrichs Armee wußte diesen Preis ihrer Tapferkeit zu würdigen, und neuer durchströmte die Brust dieser Helden. — Ludwig in Bayern Sieger — Friedrich in der Pfalz Sieger — Nie genoßen die beiden biedern schwesterlichen Nationen ein größres Entzücken als in diesem Zeitpunkt, wo ihre heldenmüthigen Fürsten gegen ein Heer Fürsten, tapfer und siegreich ge-

fochten und dem beleidigten Staat einen so stolzen Frieden zur Genugthuung errungen hatten.

Friedrich hatte kaum dem Erzbischoff von Mainz den Frieden gegeben — als er nun auch den Würtemberger demüthigen wollte.

Der Held kam geliebt und bewundert bey der Armee an. Schon war Ludwig von Landshuth gegen den Würtemberger im Anzug, und Friedrich wollte auch eben gegen ihn ausbrechen, als auch dieser Fürst um Frieden bitten ließ.

Graf Eberhard der Junge erschien vor dem Churfürstlichen Thron in Heidelberg und erhielt von dem großmüthigen Friedrich den für Ulrich so demüthigenden Frieden.

„Graf Ulrich mußte alle seine Bündniße und Verträge verlassen, und er selbst Graf Ulrich sollte mit Hand und Siegel geloben, nie mehr gegen den Churfürsten und die Pfälzische Lande Krieg zu führen.“ —

Graf Ulrich wollte auch für den treulosen Leininger um Frieden bitten, allein Friedrich verwarf diesen Antrag: „Die Verräther müßen bestraft werden“ sprach Friedrich, „dieß fodert mein Vaterland, und ich bin ihm diese Gerechtigkeit schuldig.“

Die Pfalz feierte nun ihren Frieden durch öffentliche Feste. Friedrich weinte Freudenthränen, daß ihn das Vertrauen des Volks so hoch erhob, und daß er sich im vollen Sinn dieses Vertrauens würdig gemacht hatte. Kemnat, Steinach, Gemmingen, Friedrichs Vertraute, welche bisher den Helden in den Gefahren begleitet hatten, waren nun auch die Genoßen seines Entzückens, und sie stärkten dafür den edlen Fürsten in seinen höhern Planen für Deutschlands Freiheit und öffentliche Sicherheit.

Clara, Friedrichs Geliebte, hatte nur die verunglückte Rheinländer bey Friedrich zu vertreten, und der gütige Churfürst hatte ihr versprochen, den Schaden-Ersatz seiner Feinde dem Volk zu schenken, und alles für die Wiederherstellung seines Wohlstandes anzuwenden.

Gern hätte sich der erhabne Fürst nur mit dem Wohl seines Volks beschäftigt, und ihm so manche Leiden, die der Krieg unvermeidlich macht, erspart, allein — noch hatte er mit seinen Feinden zu kämpfen — noch laurte der Haß im schwarzen Hinterhalt auf ihn und sein gutes Land, und es schien, als könne Friedrich nur dann des Seegens eines dauerhaften Friedens sich freuen, wenn er seine Feinde alle vernichtet hätte.

Rom war gegen den Helden gespannt, der Kaiser haßte ihn: noch immer war es allgemeiner Plan ihn zu stürzen. Man erlaubte sich alles gegen ihn, und in dem Verfolg seiner Geschichte, werden wir eben so oft Gelegenheit haben die Schwärze seiner Feinde und ihre boshaften Intriguen zu verabscheuen, als den Sieg reichen Helden, den Marc Aurel seines Zeitalters zu bewundern.

Fünftes Buch.

Begreift die Zeitperiode vom Jahr 1460 — 1463.

Der Bund zwischen Dietrich von Mainz und den Wittelsbachern war geschloßen: Sein großer und verwegner Zweck mußte die Aufmerksamkeit des päpstlichen und kaiserlichen Hofs dahin beschäftigen, um diesen kühnen deutschen Fürsten in Zeiten mit Uebermacht zu begegnen. Papst und Kaiser hatten alles von diesen genialischen tapfern und glücklichen Männern zu befürchten — den Umsturz alter verjährter Vorurtheile — die Beschränkung der unmäßigen Papstgewalt — die Ermannung des Deutschen Nationalkarakters, wovor schon längst die klügern Päpste zitterten, daher sie alle ersinnliche Maximen versuchten, um diesen so großen erfinderischen und freiheitsliebenden Genius der Deutschen in Feßeln zu erhalten — die Handhabung der Deutschen Reichspolizey, welches dem ohnehin bedrängten Kaiser vollends sein politisches Daseyn würde gekostet haben — und endlich eine politischreligiöse Spaltung der Deut-

schen Nation die den sklavischen Gehorsam gegen den Römischen Hierarchen würde verbannt und nach den Gesetzen einer gesunden Politik eine der Deutschen Nation günstigere kirchliche Verfaßung würde veranlaßt haben.

Georg Podiebrad — schon als Anführer der Hußiten ein geschworner Feind des Römischen Stuhls, und in Rücksicht der Ansprüche Friedrichs III. auf die Böhmische Krone ein unversöhnlicher Gegner der Oestreichischen Herzoge — war ganz der Mann, der in Verbindung der Wittelsbacher und ihrer Anhänger dem päpstlichen und kaiserlichen Hof gefährlich werden mußte, und der schon darum alles zu wagen entschloßen war, weil er die Aussicht hatte, durch den Sturz des Papstthums, die Sache seiner Sekte gegen die Gewalt der äußern Umstände zu sichern.

Georg war nicht frei von Ehrgeitz und Schwärmerey — den herrschenden Eigenheiten seines Jahrhunderts; es mußte den König von Böhmen tief in der Seele schmerzen, daß die päpstliche Politik ihm sogar seinen Freund und Pflege-Sohn den König Matthias von Ungarn von der Seite riß, und diesen braven Helden den geheiligten Pflichten der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter untreu machte, um durch ihn das grausame Decret gegen die verirrten Böhmen mit den Waffen durchzusetzen.

Georg, der das genaue Einverständniß zwischen Papst und Kaiser kannte — und richtig urtheilte, daß der Papst nur noch allein den bedrängten Kaiser gegen den Unwillen der Reichsstände in Schutz nähme, konnte die Angelegenheiten seiner Sekte nicht klüger und mächtiger aufrecht erhalten, als wenn er die Stimmung der Deutschen Fürsten gegen ihren Kaiser benuzte, und ihre Einwilligung zum Römischen König erhielte. Als Römischer König würde er alsdann an der Spitze der muthigen Deutschen Fürsten und so vieler mit dem päpstlichen Joch unzufriednen Deutschen, die Macht des Papstes sehr beschränkt haben, wenn ihn nicht gar sein schwärmerischer Sektengeist zu einem Kreuzzug gegen Rom und Wien verleitet hätte. — Es mußte Podiebrads ganze Seele ergreifen, wenn er sich den Herrscher der Deutschen dachte — gegen den bisher wie gegen die Ottomannen der allgemeine Krieg gepredigt worden war, indem aber nun seine Sekte gegen Roms Tyrannei gesiegt, und durch den Deutschland in seiner politisch-religiösen Verfaßung erschüttert, sich Unabhängigkeit und Kirchenfreiheit erfochten hätte.

Podiebrad, der bisher den Herzog Ludwig von Landshuth gegen seine Feinde unterstüzt hatte, und von den mächtigen Wittelsbachern alles erwartete, was seinen Plan zum Umsturz des Papstthums

und zum Besitz der Kaiserkrone begünstigen möchte, nährte noch täglich die Zwietracht im Deutschen Reich zwischen Haupt und Gliedern, und versuchte durch die Spannung zwischen dem Herzog von Landshuth und dem Kaiser und dem Markgrafen von Brandenburg die mißvergnügten Fürsten allmählig auf seine Seite zu bringen, um desto gewißer zu seinem Ziel zu gelangen.

Ludwig von Landshuth verlangte von dem Markgrafen von Brandenburg zur Grundlage eines Friedens — die Kriegsunkosten und den Widerruf seiner ehrenrührigen Ausdrücke gegen den Herzog: der Markgraf foderte den Ersatz für seine zerstörten und verbrannten Schlößer.

Georg übernahm den Antrag beide Fürsten auszugleichen: allein Podiebrad intriguirte nur gegen den Kaiser, und bewarb sich um die Stimmen der Reichsfürsten zum Römischen König, indem er heftig gegen Friedrich den III. auftrat, und sich mit seinem patriotischen Eifer für das Deutsche Reich der Versammlung empfehlen wollte.

Der Kaiser Friedrich sahe dieses Ungewitter wohl aus der Ferne gegen sich aufsteigen, allein er vermochte nichts gegen die Macht des Reichs und seiner einzelnen Stände als höchstens durch Abmahnungsschreiben einige furchtsame abzuschrecken. Podiebrad und seine Anhänger arbeiteten aber nur um so thätiger, je bedrängter und verlaßner

Friedrich III. schien; und je mehr die üble Stimmung der Reichsfürsten gegen ihn, den Plan des Königs von Böhmen zu begünstigen schien. — Allein die Politik des Churfürsten von Brandenburg, und die Intriguen des päpstlichen Stuhls wußten endlich doch die Absichten des Königs zu vereiteln, und den Reichstag — der über die Entthronung Friedrichs des III. entscheiden sollte, zu trennen. Die Reichsfürsten zogen sich allmählich aus Furcht vor Excommunication und Reichsacht von Podiebrad ab — entschuldigten sich mit leeren Ausflüchten, und vertrösteten ihn von einem Reichstag auf den andern, bis es endlich Georg selbst für rathsam fand, seinen Plan aufzugeben.

Die Wittelsbacher — denen Podiebrads Freundschaft, wegen ihrem Verhältniß gegen den Kaiser und gegen Brandenburg und Würtemberg unentbehrlich war, befanden sich wegen dem Ausgang von Podiebrads Hoffnungen in nicht geringer Verlegenheit; und der König von Böhmen würde wahrscheinlich seine Verbindung mit Bayern aufgegeben haben, wenn er nicht mit dem Markgrafen von Brandenburg noch unzufriedner gewesen wäre.

Aber nun fiel des Kaisers voller und unversöhnlicher Haß auf Ludwig von Landshuth und Friedrich den Siegreichen; er betrachtete diese

seine Feinde nun auch als Nebenbuhler seiner Macht und seiner kaiserlichen Hoheit — sie waren ihm ehemals schon gefährlich, und nun zitterte er vor der Kühnheit ihrer Talente, und vor der Macht ihres Einflußes auf den Reichstag um so mehr, da beide Fürsten als tapfre und gefürchtete Krieger bekannt waren. — Friedrich III. war nun zwar so glücklich gewesen, den Podiebradischen Plan vereitelt zu haben — allein nun wollte er sich auch dafür rächen: schwer und vernichtend sollte seine Rache seyn, damit ihm dieser Frevel nicht noch einmal begegne! — aber wie vermochte er dieß in seiner äußerst bedrängten Lage?

Da der päpstliche Hof ein eben so großes Interesse dabey hatte, die um sich greifende Macht der Reichsfürsten in die alten sklavischen Schranken zurückzutreiben, und den wachsenden Freiheitsgeist, so wie den kühnen muthigen Ton in Deutschland zu mäßigen; so theilten sich nun der kaiserliche und der päpstliche Hof in die Rollen, um aus allen Kräften diesem für sie so gefährlichen Uebel entgegen zu kämpfen! — Der schlaue Pius und der eifersüchtige Friedrich hatten richtig berechnet, daß sie den Bund der Wittelsbacher nicht nur sprengen, sondern wenn es möglich wäre, diese beiden Fürsten aufs blutigste verfolgen müßten, weil nur mit ihrem Sturz jener freche Plan gegen die Allmacht des päpstlichen Stuhls und gegen den

Kaiser könnte vernichtet werden. Dafür wußte Pius bald Rath! —

Churfürst Diether von Mainz, ein so weiser als kühner Mann, unter der Geistlichkeit der Stolz seines Jahrhunderts — Staatsmann und Krieger — Priester und doch Freund der Freiheit — Deutsch und streng für Deutschlands Gerechtsame — ein Feind der Ungerechtigkeiten des Papstes und seines schändlichen Unterjochungssystems, unter welchem er seine Deutschen Brüder seufzen sahe — dieser edle merkwürdige Mann gehörte zu dem Bund der Bayer-Pfälzer, und ihn hatte darum der Papst ausersehen, um mit dem vollen Gewicht seiner Macht dem erhabnen Genie des Erzbischoffs zu begegnen, und bey dieser Gelegenheit den Wittelsbachischen Bund in das päpstliche Interesse zu ziehen.

Noch war die päpstliche Macht fürchterlich: zwar sahe sie keinen Kaiser mehr in härener Büßertracht, aber um desto mehr zerstörte Länder, deren Fürsten durch die päpstlichen Bannbullen zu einem ewigen Kampf und Widerstand verdammt waren. Auf jeden Fall mußte die päpstliche Maxime auch für den Kaiser entscheiden, dem dieser Plan daher äußerst willkommen war.

Diether von Mainz sollte das erste Opfer seyn; und dazu bot sich die bequeme Gelegenheit beym Auslösen des Palliums und der Annaten-

Gelder an, welche Pius nicht nur zu einer ungeheuern Summe ansezte, sondern auch den Erzbischoff außerdem in Person nach Rom beschied. — Der Papst, um ja seinen Zweck nicht zu verfehlen, grif den Erzbischoff auch zugleich in seiner Würde als Erzkanzler des Römischen Reichs an, indem er die Schatzung des zehenden — zwanzigsten oder dreyßigsten Pfennings an ihn forderte, und ihm untersagte, den Reichstag nicht mehr ohne Vorwißen des Papstes zu berufen. —

Pius wollte für seine dem kaiserlichen Hof geleisteten Dienste den päpstlichen Stuhl mit Wucher bezahlt sehen: unter einem so schwachen und bedrängten Kaiser wie Friedrich III. mußte es ihm gelingen, die päpstliche Macht wieder auf den gefürchteten Gipfel hinaufzutreiben, auf welchem sie unter Gregor, und Urban II. stand; der Kaiser mußte froh seyn, wenn er Kaiser blieb, und wenn ihn die Macht des Papstes auf seinem Thron gegen die unzufriednen Reichsfürsten schützte; und das Deutsche Reich ohne Oberhaupt — in sich veruneint und getrennt — beraubt seiner patriotischen Verfechter, und von den päpstlichen Bannbullen bedroht, lag alsdann wie ehedem wieder unter der despotischen Gewalt des Statthalters Christi — und zernichtet waren mit ihm auf Jahrhunderte hinaus alle die schönen Hoffnungen für

Deutschlands freiere wissenschaftliche und religiöse Glückseeligkeit. —

Auf dem Nürnberger Tag trat daher Erzbischoff Diether auf, und riß die alten Wunden wieder auf, für welche Erzbischoff Dietrich und Pfalzgraf Friedrich einstens schon dem versammelten Reich heilsame Vorschläge gegeben hatten. Er entwarf ein zurückschreckendes Gemälde von den Leiden, womit der Papst schon Jahrhunderte lang das deutsche Reich gequält habe. Er zeigte dem Reichstag aus der Vorzeit, welches Schicksal seiner warte — wie keck und anmaßend diese Schritte des Römischen Hofs wären, und wohin sein verderblicher Plan ziele! — Diether sprach mit männlicher Beredsamkeit gegen Pius II. der Reichstag erkannte, daß Diethers Sache eine Reichssache sey, und Friedrich der Siegreiche, Ludwig von Landshuth, und Churbrandenburg erklärten sich für den Erzbischoff.

In einem kühnen männlichen Schreiben widersezten sie sich den Foderungen des Papsts, und forderten ihn vor ein Conzilium, auf welchem Diethers Sache entschieden werden solle. —

Die muthigen Churfürsten, denen der päpstliche Plan kein Geheimniß war, und die von den

Intriguen des Papsts alles zu befürchten hatten, verbanden sich daher untereinander, gemeinschaftlich mit den Waffen jeder Anmaßung des Papsts sich zu widersetzen, und es koste, was es wolle die Gerechtsame des Deutschen Reichs zu vertheidigen. Um die Sache mit größerm Gewicht und mit ernstrem Nachdruck zu betreiben, so verlangten die Wittelsbacher, daß sämtliche Reichsfürsten auf dem nächsten Frankfurther Tag persönlich erscheinen sollten, wozu man auch den Kaiser einladen, und demselben erklären solle, daß das Reich von seinem Oberhaupt in diesen wichtigen Angelegenheiten Beystand erwarte, und daß seine Gegenwart um so nöthiger wäre, weil die Eingriffe des Papstes über das Schicksal der Deutschen Reichsfreiheit — über seine Verfassung und selbst über die Religion des Deutschen Reichs entscheiden würden.

Podiebrad erblickte mit Vergnügen diesen Zwiespalt, und hofte nun aufs neue, daß sich der Reichstag in dieser Krisi vielleicht für seine ehrgeitzige Absichten erklären würde.

Der Kaiser zitterte, als er das Resultat des muthigen und unerschrocknen Reichstags erfuhr — und nahm wie gewöhnlich seine Zuflucht zu den Abmahnungsschreiben. Nie hatte ihm die Lage der

Deutschen Reichsangelegenheiten wichtiger und seiner Krone gefährlicher geschienen als in diesem Augenblick. Sollte er es ruhig mit ansehen, daß der Churfürst durch seine ungestüme Politik den ganzen Reichstag empörte, auf wen wäre der Haß der aufgebrachten Reichsstände gefallen? Auf ihn den Kaiser; und wie wollte er sich gegen die ernstere Schritte der beleidigten Deutschen Nation schützen, da er ohnehin mit seinen Erbstaaten in ewiger Zwietracht lebte, und von der Herrschsucht König Georgs von Böhmen — an den sich die aufgebrachten Reichsstände wenden würden, alles zu befahren hatte.

Kaiser Friedrich fühlte tief seine äußerst unangenehme und gefährliche Lage: die Vorwürfe des Deutschen Reichs über die Vernachläßigung der Reichsangelegenheiten waren gerecht; er war sich wohl bewußt, daß es die Pflicht des Reichsoberhaupts sey, sich mit patriotischem Muth der Deutschen Gerechtsame und Freiheiten anzunehmen, und gegen die Macht des Römischen Stuhls ernstgemeßne Vorkehr zu treffen, damit der Despotismus der Hierarchie nicht wieder zu seinem alten schrecklichen Ansehen gelange. Und doch durfte er auch den Pabst nicht beleidigen, weil dessen Bannstrahlen die einzige sichre Wehr und Waffe für seine Kaiserkrone waren.

Er entschloß sich daher List und Güte zu versuchen, und lud den Herzog Ludwig von Landshuth nach Gräz ein, um daselbst mit ihm die Streitigkeiten wegen Donauwerth beyzulegen. Allein Ludwig antwortete auf diese Einladung, daß er vermöge seiner Verhältniße mit einigen Reichsständen nicht erscheinen würde.

Nun stiegen die Besorgniße des Kaisers für seine Krone aufs höchste — er hielt jede Versöhnung mit den unzufriednen Reichsfürsten nun für unmöglich, und warf sich jezt ganz dem Papst in die Arme.

Pius donnerte nun aus Rom über die Reichsfürsten, und war so glücklich, wenigstens den Frankfurther Tag von dem geängsteten Kaiser abzuwenden. — Aber hierauf versammelten sich die Fürsten zu Mainz, auf welchem Tag Diether mit allem Feuer seiner Beredsamkeit die Versammlung für sich zu gewinnen trachtete. „Der Papst wird nun nach Gefallen Deutschland brandschatzen, sprach Diether, er wird euch zu Vasallen des Stuhls Petri herabwürdigen — ihr kennt ja diese bekannte Lieblings-Idee der Römer — er greift in eure Rechte, er hat in dem Erzkanzler das ganze Reich beleidigt, ihr seyd alle aufgefordert zu unterliegen, oder euch zu widersetzen — gelingt es ihm, mich zu opfern, so seht ihr in meinem Beyspiel euer eignes Schicksal!“

Allein die päpstliche Legaten, und mehrere gedungne Lohnredner des Papstes sprachen für den Römischen Hof — machten Hoffnung zu billigern Gesinnungen, und schlugen zwischen dem Papst und dem Erzbischoff Diether eine Aussöhnung vor. — Friedrich der Siegreiche war dieß zufrieden; — Diether schickte demnach Gesandte nach Rom ab, und ließ seinen Plan zu einem unpartheyischen Konzilium fahren. Allein Pius, der sich nun auch das Interesse des Kaisers unterworfen hatte, und jezt die beste Gelegenheit zu haben glaubte, die Kräfte seiner Macht an der Reichsversammlung zu versuchen, verschmähte stolz diesen friedliebenden Antrag: diese geschmeidige Nachgiebigkeit des Erzbischofs hielt der Papst für ein untrügliches Zeichen seiner Muthlosigkeit, mit einem großen entscheidenden Schlag wollte er sich daher Deutschland wieder in seiner ganzen furchtbaren Gewalt zeigen, und in seinem gelungnen Anschlage auf den Erzbischoff die Herrschaft seiner Kuria den stolzen Reichsfürsten fühlbar machen.

Alle Anhänger von Diethers gerechter Sache warteten mit Ungeduld auf Pius Benehmen gegen den Erzbischoff Diether.

Der Pfälzische Held benuzte indessen diese Zeit, um seine unruhige Vasallen — den Herzog von

Veldenz und die Grafen von Leiningen zu demüthigen. —

Während der Vizedom von Neustadt in das Leiningische eingefallen war, rückte nun Friedrich mit einer ansehnlichen Macht vor die Residenz des Herzogs von Veldenz, Meissenheim, schloß diese Stadt eng ein, und ließ sie auf das heftigste beschießen. Der Herzog war in der Stadt eingesperrt, und sahe keinen andern Ausweg vor sich, als sich entweder wie Ulrich von Würtemberg und Diether von Mainz dem Sieger zu unterwerfen, oder wie ein Verzweifelter sich durchzuschlagen.

Der Markgraf von Baden hatte sich besonders für den Herzog Ludwig verwendet, und der Churfürst erlaubte es endlich, daß der Herzog vor ihm in seinem Gezelte erscheinen, und sich zum Frieden erbieten dürfte.

Friedrich der Siegreiche genoß hier abermals eine Szene, welche seinen großen Namen so sehr als sein Herz verherrlichte. Umgeben von seinen Feldherrn empfieng Friedrich seinen gedemüthigten Feind, der mit allen Aeußrungen der Demuth und der Unterwürfigkeit vor ihm erschien, und als Besiegter die Uebermacht und das Recht seines Churfürsten anerkannte.

Im Angesicht des ganzen Pfälzischen Kriegsheers fiel Herzog Ludwig von Veldenz vor dem Churfürsten auf die Knie! — Man denke sich den

Eindruck, den eine solche Szene auf Friedrichs Krieger machen mußte, die von nun an jeden Gegner ihres Churfürsten in dieser Stellung als Besiegter sehen wollten, und von einem solchen Schauspiel der Unterwürfigkeit gegen ihren Helden alles zu wagen entschloßen waren, um zu siegen oder zu sterben.

Friedrich sprach groß und mit Würde: „Bar„bar! seyd ihr nun bald müde des Elends, das „ihr über eure und meine Lande gebracht „habt?“ —

Ludwig. Ich bin gekommen, euch um Waffenstillstand und Friede anzusprechen! —

Friedrich. Der doch wohl nur von mir abhängen wird!

Ludwig. Noch bin ich nicht ohne alle Hülfsmittel, Churfürst! meine Krieger sind entschlossen sich mit mir unter den Mauern von Meissenheim begraben zu lassen! —

Friedrich. Der Entschluß der Verzweiflung — wie er dem Empörer gegen Staat und Verfassung, dem Rebellen gegen Recht und Ordnung — wie er dem Quäler der leidenden Menschheit geziemt: zieht heim in eure Stadt — eure Unterwerfung war geheuchelt, ihr verdient die Rüge und nicht den Trost der Gesetze, und gewiß wird euch die Rache des Himmels so lang ver-

folgen, bis der beleidigte Staat an euch wird gerächt seyn.

Ludwig. Churfürst — ich erwartete von euch jede andre Demüthigung, nur diese nicht; denn man nannte euch den Großmüthigen! Aber eure Worte sind schimpflicher für mich als Ketten — sie empören meine ganze Seele, und nur sie können mich zur Verzweiflung bringen; gnügt euch diese Demüthigung nicht, wohl! so sprecht mein Urtheil — ich bin jezt in euern Händen! —

Friedrich. (hebt den Herzog auf) Ihr habt als Vasall diese Unterwerfung dem beleidigten Staat geleistet — ich verlange diese Demüthigung nicht, denn ich halte den Menschen für einen Sklaven der sich bis zu dieser Tiefe erniedrigt — und den der sie fodert, für einen noch größern Sklaven als jenen. Freilich eine bittre Wahrheit Herzog! Rebellen dünken sich frei, und sind doch nur Sklaven — Wesen des Augenblicks, die der Zufall — das Ohngefähr gleich einer bunten Seifenblase emportrieb, und die auch eben so verächtlich wieder in ihr lustiges Nichts zusammenstürzen. Daß ich euch das sagen muß, schmerzt mich. Ihr habt meine Pfälzischen Lande verwüstet — ihr seyd ein Rebell gegen die Gesetze und Verträge, durch welche ihr mit der Pfalz in Verbindung steht, und die nach Recht und

Befugniß zwischen Pfalz und Veldenz bestehen. — Herzog Ludwig — ihr seyd der Mensch, um den die Thränen vieler tausend unglücklichen Familien um Rache schreien; der Jammer euers eignen Landes hallt mit den Klagen meiner Pfälzer an mein Ohr — auch die Veldenzer nennen mich ihren Vater, und ihr wundert euch noch, daß euch meine gerechten Vorwürfe strafen? Ja ich bin großmüthig — aber auch das Recht meines Vaterlandes ist mir heilig! —

Ludwig. Churfürst! eure Feinde haben mich mit ihren bösen Planen bestrickt, und mich gegen euch aufgehezt. O! erinnert mich nicht mehr daran, ich fühle es daß ich betrogen bin; es würde meine Quaal nur vermehren, wolltet ihr mich länger eure Vorwürfe hören, und Zeuge eures Unmuths seyn lassen! —

Friedrich. In euern Worten liegt die Genugthuung für mich: die Pfalz erkennt darinn, daß ich nur von Betrügern und Verräthern angefallen, und daß ich unschuldig bin an dem Elend, welches dieser verderbliche Krieg über sie gebracht hat. Wohlan, Herzog Ludwig ich schweige über euer Betragen gegen mein Vaterland; zum zweitenmal übergebe ich euch euer Land: ich könnte in weniger Zeit euch vielleicht meinen Gefangnen nennen, und eure Lehn wieder an Churpfalz zurückziehen! Ich verzeihe euch — viellcicht gelingt es

mir mit Großmuth meine Feinde zu gewinnen, gern will ich ja auf Schlachten-Ruhm und auf die blutige Lorbeer des Siegers Verzicht thun. Ich verzeihe euch also hiermit euer Unrecht, vergessen sey eure Schande — nehmt eure Gefangne hin und bemüht euch euer Unrecht wieder gut zu machen! —

Eben so großmüthig verzieh auch Friedrich denen Leiningischen Grafen, und bezeugte überall, daß nur Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe seine Handlungen beseelten. So war denn auch dieser Krieg geendigt: die Pfalz hatte gelitten — aber groß waren ihre Vortheile, die ihr aus diesem Kriege zu Theil wurden. Ein geübtes stets siegreiches Heer beschützte nun das Vaterland — Friedrich der Vater seines Volks — Krieger, aber auch Freund der Ruhe und des Friedens an der Spitze aller Reichsgeschäfte und aller Pfälzischen Angelegenheiten sorgte und wachte über sein Volk — Volksliebe und Volksvertrauen halfen ihm bald die geschlagnen Wunden zuheilen; und der furchtbare Name der Pfälzer und ihres Helden erleichterten seine Operationen gegen die Neider und Verächter der glücklichen Pfalz.

Churfürst Friedrich hatte seiner Pfalz und den andern am Rheinstrohm den Frieden geschenkt,

und bisher sehnlichst darauf gehoft, daß sein Bundesbruder der Herzog Ludwig von Landshuth einen ähnlichen ehrenvollen Frieden mit dem Markgrafen von Brandenburg schließen mögte: allein der Markgraf wollte sich troz seiner häufigen Niederlagen und Ludwigs siegreichen Fortschritten nicht zu den Bedingnißen bequemen, unter welchen allein ein Frieden für Bayern ehrenvoll konnte genannt werden.

Der Herzog von Landshuth war daher entschlossen, Ottos Szepter mit Würde zu tragen, und eher sein Leben hinzugeben als auf seinem geliebten Bayern den Schandfleck einer schnöden Beleidigung ungerächt liegen zu lassen.

König Georg von Böhmen, und Erzherzog Albrecht von Oestreich erklärten sich für Ludwigs Sache, und nachdem Ludwig zum öftern den Markgrafen um Genugthuung aufgefodert hatte, so trat endlich Kaiser Friedrich III unmittelbar gegen Ludwig und sein Bündniß auf.

Pius II fürchtete den Kaiser, und wiewohl der Kaiser unmittelbar nichts gegen das Bündniß der Bayerpfälzer vermochte, so glaubte er doch schon viel für ihn gewonnen zu haben, wenn nur das Reich allarmirt würde, wozu denn auch die päpstlichen Legaten ihr Theil ehrlich mitgewürkt hatten.

Der Kaiser häufte nun Beschuldigungen auf Beschuldigungen, schickte Reichspanniere an die unruhige Markgrafen von Baden und Brandenburg, und erlaubte ihnen jede Insolenz wodurch sie das Volk für den Kaiser und gegen Bayern aufwiegeln konnten.

„Die gerechte Sache siegt doch am Ende," sprach Friedrich; „Ludwig hat recht, es ist kein billiger Frieden für ihn zu erwarten; und da er entschlossen ist für Bayerns Ehre zu streiten, so gehöre auch ich mit meinen Pfälzern ihm an: der Kaiser muß erfahren, daß er zu seinem eignen Schaden die Deutsche Redlichkeit dem intriquenvollen Italiener aufopfert!"

Schon waren Ludwig von Landshuth — der Bischoff von Würzburg und König Georg von Böhmen gegen den Markgrafen von Brandenburg vorgerückt, als auch Friedrich der Siegreiche mit seinen Oberpfälzischen Truppen und mit 700 Mann Reuterei dazu stieß.

Friedrich fiel über Ochsenfurth ins Brandenburgische ein, während sich Herzog Ludwig und seine Bundsgenossen mit Neustadt an der Aisch herumkämpften. Alles unterwarf sich den siegenden Pfälzern; überall ließ Friedrich die eroberten Städte und Dörfer den Eid der Treue schwören, welches um so nöthiger war, weil der Herzog von Landshuth und seine Verbündeten von den Anhängern

des Kaisers als Rebellen und Bösewichter beym Volk verläumdet waren.

Erzbischoff Diether war auch in Person gegen den Markgrafen von Brandenburg zu Feld gegangen, und hatte dadurch seine volle Anhänglichkeit an die Sache der Wittelsbacher offenbart. Der gehaßte ketzerische Podiebrad, und der Erzbischoff von Mainz in einem Bunde, sämtliche Verbündete — Feinde des Papsts und Widersacher des Kaisers? Kaiser Friedrich in einer unglücklichen Fehde mit diesen Fürsten — und sie mit ihren Anhängern stets siegreich? Niemand wollte dem Kaiser in dieser Noth beystehen — Papst und Kaiser hatten ein Interesse — was also Lanzen und Schwerdter nicht vermochten das bewürkten noch immer die Donner der päpstlichen Bannbullen. Pius II kam nun dem bedrängten Kaiser zu Hülfe, und sprach gegen die Meynungen seiner Kardinäle, kühn den Bann über den Erzbischoff Diether aus — entsetzte ihn des Erzbischöflichen Stuhls, und ernannte Adolf von Nassau zu seinem Nachfolger! — Damit ja die Würkung dieser Excommunication nicht verfehlt werde, so befahl Pius sich der Person des Diethers zu bemächtigen, Adolfen sogleich einzusetzen, ihm die Huldigung zu leisten, überall die Unterthanen des Erzstifts von ihrem Eid gegen Diether loszusprechen, und im ganzen Reich die Bulle anzuschlagen, da-

mit Diether auch nicht von Ferne sich irgend eines Beystandes getrösten dürfte.

Auf jedem Fall mußte diese päpstliche Machination dem bedrängten Kaiser aufhelfen: der Krieg, vielleicht gar der Bürgerkrieg warf sich nach den Ufern des Rheinstrohms zurück: die Zwietracht des Erzstifts zog neue unruhige Nachbarn ins Spiel, bey dieser Gelegenheit mußte auch die Pfalz in das eine oder in das andre Interesse stimmen; gelang es dem Papst gegen Diether, so waren auch für die übrigen Fürsten Bannbullen bereit. Die Verbündeten in Bayern wurden getrennt, und die kaiserliche Hauptleute hatten es alsdann nur noch mit dem Herzog Ludwig von Bayern zu thun! —

Die päpstliche Bulle hatte ihre beabsichtete Würkung nicht verfehlt, der größte Theil der Mainzischen Geistlichkeit schlug sich auf Adolfs Parthey, Diether entwich heimlich aus Mainz, und rettete sich in die Festung Starkenburg.

Der neue Erzbischof Adolf wußte sich durch manche Aufopferungen unter seinen Nachbarn Anhang zu verschaffen: Ein großer Theil des Erzstifts unterwarf sich ihm, und nun war er stark genug auch gegen die in der Bergstraße gelegne Mainzische Besitzungen etwas zu unternehmen.

Der unglückliche tiefgekränkte Diether wandte sich in seiner äußerst mißlichen Lage an Friedrich den Siegreichen, und erhielt von demselben das Versprechen seiner thätigsten Theilnahme. Friedrich kam noch zur rechten Zeit von Baiern aus nach dem Rheinstrohm zurück, um den wankenden Erzbischoff Diether von einem schimpflichen Vergleich mit Adolf von Nassau abzuhalten. Der Held war nur zu sehr von der Wichtigkeit dieses Schritts überzeugt, indem der Papst alsdann gar keine Grenze mehr kennen und sich alles gegen einen Reichsfürsten erlauben würde, wenn die Sache des unglücklichen Diethers keine Theilnahme und Unterstützung gefunden hätte. So sehr es daher die siegreichen Fortschritte der Baiern und der Pfälzer in Franken hemmte, und der Krieg gegen den Kaiser durch diese widrige Diversion am Rheinstrohm eine schlimme Wendung zu bekommen schien, so waren doch Ludwig von Landshuth und Friedrich der Siegreiche der Meynung, daß man alles Mögliche versuchen müsse, um dem Papst Widerstand zu leisten, und wenn es möglich wäre, seinen verderblichen Plan zu vereiteln, oder ihm mit der äußersten Anstrengung doch wenigstens den Sieg zu verschweren. Friedrich, fest entschlossen, alles zu wagen, um seine und seiner Mitreichsstände Rechte und Freiheiten in den Angelegenheiten des unglücklichen Diethers zu schützen

und mit den Waffen zu vertheidigen, kam nach Hemspach in der Bergstraße, wo sich Diether und ein Graf von Katzenelenbogen befanden.

„Mein Retter — mein Freund, mein Schuz„gott!“ mit diesen Worten sank Diether an Friedrichs Busen! —

Friedr. Und ihr konntet an der Wahrheit meiner Versichrung nur einen Augenblick zweifeln?

Diether. War ich nicht verlaßen — bedrängt und hülflos genug? Wenn der Unglückliche keine Aussichten — selbst nur schwache Hofnungen hat, so zweifelt er gern; denn was vermag Diether gegen die Uebermacht der päpstlichen Ungerechtigkeit?

Friedrich. Standhaften muthigen Widerstand — Erzbischoff! das vermögt ihr — noch ist nichts verloren, aber noch alles zu gewinnen! —

Diether. Bis auf meine Bergstraße hat das ganze Erzstift dem meineidigen Adolf gehuldigt — die Geistlichkeit hängt ihm an, Trier, Baden und Veldenz sind bundbrüchig — sie ließen sich von dem Räuber bestechen, und stehen nun auf Adolfs Seite!

Friedr. Der Bösewicht der Veldenzer! muß er doch an jedem Verbrechen Theil nehmen: elende sklavische habsüchtige Creaturen diese Fürsten! Feig beugen sie sich vor den Blitzen der Kuria — willig laßen sie sich von dem Papst zu Henkersknechten

und Verfolgern ihrer Deutschen Brüder gebrauchen — Freundschaft, Recht, Eidschwur und Gesetz gelten ihnen nichts, nur Herrsch- und Raubsucht — damit sie sich mit ihrer Macht brüsten und den armen Wurm auf dem flachen Land vor ihrer Tyrannei können zittern sehen!

Diether. Eine unglückseelige Wahrheit! Denn würde wohl der Papst gegen einen Reichs-Fürsten diese tyrannische Maßregel der vorigen Jahrhunderte wagen, wenn Deutschland nicht die Beute so vieler kleinen Tyrannen wäre?

Friedrich. Leider! und auch die wenigen Beßern schlafen; alle Energie ist von uns gewichen! gewiß Erzbischof ich kenne keine beugendere und kränkendere Empfindung für ein biedres Herz als diese — Die Vorsehung scheint eine Vorliebe für Deutschland zu haben, als ob sie es nie vergessen könnte, daß diese so tief durchs Mönchsthum herabgewürdigte, bis zu dem Fußschemel eines tyrannischen Priesters herabgesunkne, Deutsche-Nation ehemals eine große würdige edle Nation war! — sie legt einen Stein nach dem andern zu dem großen Gebäude, welches ferne Jahrhunderte erst vollenden werden, und der feige Deutsche sieht und merkt nicht darauf: unser Jahrzehend rühmt sich eines Glücks, welches die größten und berühmtesten Völker des Erdbodens vermißten —

welches selbst der erfindrische Genius Griechenlands sich nicht rühmen konnte, und um welches jede Nation die Deutschen beneiden wird — die Erfindung der Buchdrucker-Kunst — jenes Götterwerk, welches mit jedem Zug den es zu seiner Vervollkommnung fortrückt, die Menschheit zu einer immer höhern erhabnern und göttlichern Stufe emporheben wird: und nur wir sind fühllos gegen diese Winke der Allmacht — und nur wir stehen auf dem Punkt — den Fluch der Nachwelt zu verdienen, und dem Römischen Tyrannen auch die Zerstörung dieser Wohlthat zu überliefern! —

Diether. Große Männer schaffen und bilden ihr Jahrhundert! ihr und Ludwig seyd dazu bestimmt gegen die Tyrannen zu kämpfen: verkennt das Vertrauen des beßern Deutschlands nicht! nicht um mich Friedrich sollt ihr das Schwerdt ziehen — denn willig wollte ich Mütze und Inful niederlegen, könnte ich meinem Erzstift die Ruhe, und dem Deutschen Vaterland seine Rechte unverlezt erhalten! — Nein, um des Ganzen willen widersezt euch der päpstlichen Gewalt, denn Pius hat nur noch die Wittelsbachischen Fürsten zu vernichten, um als Gregor über Deutschland zu herrschen!

Friedr. Ja — es ist Pius herrschsüchtiger Zweck — schon ist der Kaiser von seiner Macht

abhängig, und gelingt es ihm das Reich durch Zwietracht zu theilen, dann sind wir mit allen Hofnungen unsers kommenden Jahrhunderts verloren! — Aber Ludwig und Friedrich werden für Deutschlands gerechte Sache leben oder sterben, und würde der Papst alle seine Bannbullen nach Deutschland schleudern, die Maxime meiner Krieger wird sich nie mit den Ränken der Kuria einverstehen!

Diether Ihr habt meine gesunkne Hofnung wieder gehoben. O Friedrich — was vermag nicht schon die Sprache der unerschrocknen Wahrheit! — Gewiß die Gottheit hätte für den edlen Leidenden nicht gesorgt, wäre ihm dieser erhabne Trost versagt: — aber daß sich das menschliche Herz dieser Größe rühmen darf — das erhebt den Menschen über sein Mißgeschick. — Eine ganze gesunkne Welt voll Laster und Verwirrung — voll Narrheit, Irrthümer und Bosheit, in denen sich der Menschenwerth so tief verliert, daß man an dem Daseyn einer höhern Menschenwürde zu zweifeln genöthigt ist — und ein einziger großer Mann ist der Vorsehung genug, um das Ganze zu retten: mit der Tugend und der Seelengröße eines einzigen Mannes zerstört sie Jahrhundertlange Bosheit und tausendjährige Irrthümer! — Ja gewiß hat die Gottheit nichts Göttlicheres geschaffen als den Menschen, weil der große Mensch

ihr

ihr heiligstes und größtes Werkzeug zur Regierung des Menschengeschlechts ist: darum Heil mir, daß ich mit euch zugleich geboren bin, und in einer Epoche mit euch lebe; Harmvoll würde Diether sein und seiner Brüder unwürdiges Schicksal betrauern, und vielleicht gar am Ende an einer höhern Lenkung der Dinge verzweifeln. Aber in euch großer Churfürst hebt sich meine Hofnung auf beßre Zeiten, ihr seyd Gottes Werkzeug gegen die Tyrannei, fest schließe ich mich an euch an, und nenne euch meinen und Deutschlands Retter! —

Friedr. Ach, dafür schlug mir schon als Knabe das Herz — bis dahin haben sich schon früh meine heißesten Wünsche gewagt, und Diether in diesem Augenblick ruft es wieder so laut in mir wie damals — wage und rette dein Zeitalter von dem Schimpf der unwürdigsten Sklaverei! aber ach daß diese Rettung mit Blut muß erkauft werden — daß Wahrheit und Freiheit ihre Rechte ertrotzen müßen, und daß darum der Widerstand der Tyrannei um so hartnäckiger und blutiger ist, weil der heldenmüthige Abentheurer ihnen mit dem Schwerdt den Weg zum Menschenherzen bahnen soll, und nicht mit dem natürlichern und mächtigern Beystand, den die Wahrheits- und Freiheitsliebe giebt, gegen Roms Tyrannei zu Felde ziehen kann! —

Diether. Der große Mann thut für sein Zeitalter, so viel seine Kräfte vermögen, und untergräbt das Uebel wenigstens wenn er es auch nicht gleich stürzen kann!

Friedr. Das wollen wir ehrlich thun Erzbischoff! Wohlan — Krieg gegen die Bannbulle, womit der Papst eure Rechte und Deutschlands Freiheit anzutasten wagte. Ihr seyd Churfürst — und als solchen will ich euch mit meiner ganzen Macht gegen den Römer schützen. — Ihr wißt wohl Diether! daß ich in diesem Augenblick auch den Krieg über mein Vaterland ausgesprochen habe!

Diether. Haben wir gesiegt — so fodert Pflicht und Dankbarkeit, daß ich die Pfalz dafür entschädige! —

Friedr. Zu eurer und meiner Sicherheit will ich daher die Bergstraße besetzen, und für eine Pfandschaft erklären — Adolph wird alsdann mit seiner Eroberung einhalten, und meine Grenzen sind gegen einen treulosen Nachbar gesichert! —

Diether. Handelt nach euerm Gutdünken — ich willige in alles; ich habe ja nur einen Freund — einen Retter, und ich sollte mich ihm nicht ganz anvertrauen?

Friedr. Recht und Gesez sind mir heiliger als Eroberungen, ich hoffe dieses in meinem lezten

Krieg zur Genüge bewiesen zu haben: so denke auch Ludwig von Landshuth! — Nicht um des Ruhms Größe willen gegen Papst und Kaiser gefochten und gesiegt zu haben, ergreife ich für euch die Waffen. Nein! um eurer und um Deutschlands gerechter Sache willen ziehe ich das Schwerdt, und werde so lang als ich lebe dieser Bestimmung treu seyn!

Diether. Gebe Gott, daß euer Unternehmen gelingen möge; wie auch der Ausgang seyn mag, Diether wird nie vergessen, was und wer ihm der große Churfürst Friedrich war.

Der Churfürst und der Erzbischoff hatten nun den Krieg gegen den meineidigen Erzbischoff Adolf beschloßen. — Friedrich kam nach Heidelberg zurück, und gab den Gesandten des neuen Churfürsten nicht nur kein Gehör, sondern erklärte sich auch öffentlich für die Sache des gekränkten Diethers.

Churfürst Friedrich rückte demnach mit einem Heerhaufen und in Verbindung mit Diethers Anhang vor die Stadt Mainz; Mainz versprach eine genaue Neutralität zu halten, und erklärte sich auch zugleich für den Erzbischoff Diether. —

Hierauf marschirte der Held mit seinem 16000 Mann starken Heerhaufen gegen Cassel — er-

oberte Cassel, Kostheim, Hochheim, Floersheim, alsdann fiel Diether mit einer Kolonne in das Nassauische und Königsteinische, und eroberte die Dörfer Schierstein, Bieberich, u. a. m.

Erzbischoff Diether schlug hierauf dem Churfürsten einen Einfall ins Rheingau vor, allein Friedrich hielt es nicht für rathsam in den engen Päßen seine braven Krieger aufzuopfern. Indessen entschloß sich der Churfürst, nachdem er noch einige Verstärkung an sich gezogen hatte, einen Einfall zu Wasser zu versuchen: er schiffte zu dem Ende seine Truppen in Schiffe ein, welche besonders dazu verfertigt waren, um die Krieger gegen das feindliche Geschütz zu decken. — Wahrscheinlich würde diese kühne Unternehmung geglückt seyn, wenn nicht die üble Jahreszeit dieselbe vereitelt hätte.

Durch Friedrichs Abwesenheit von dem Baierischen Kriegsheer, war nun Herzog Ludwig von Landshuth der Uebermacht seiner Feinde gänzlich bloßgestellt. So brav und tapfer sich auch der Herzog herum kämpfte, so konnte er es doch nicht verhindern, daß der Markgraf Albrecht von den Reichsstädten verstärkt Friedrichs gemachte Eroberungen wiedernahm. Ja! er mußte sich endlich sogar zu einem Waffenstillstand verstehen, welchen König Georg von Böhmen zwischen ihm und den Kaiserlichen zu Stande brachte.

Indessen — so glücklich auch der Markgraf am Schluß dieses Feldzugs war, und den Baier-Pfälzern ihre Eroberungen wieder abnahm, so hatte er und sein Anhang doch das Gewicht der Wittelsbachischen Waffen empfunden: Adolf zitterte vor dem kommenden Feldzug und der Kaiser war abermals genöthigt seine Zuflucht zu dem Papst zu nehmen, wenn er seinen Zweck gegen seinen tapfern Nachbarn erreichen wollte.

Der Papst, der kein wichtigeres Interesse hatte, als seiner Bannbulle gegen Diether Nachdruck zu verschaffen, willigte mit Freuden in die Vorschläge des Kaisers. Seine Legaten waren daher mit dem Kaiser dahin übereingekommen, auch den Churfürsten Friedrich in den Reichskrieg zu verwickeln, theils um dem neuen Erzbischoff Adolf Luft zu verschaffen, theils aber auch um den Krieg gegen die Wittelsbacher zu vervielfältigen.

Kaum hatte also der Baierisch-Brandenburgische Waffenstillstand zu seinem Ende geneigt, als Graf Ulrich von Würtemberg nun als kaiserlicher Hauptmann auftrat, und in dem Augenblick als er Churpfalz den Krieg im Namen des Kaisers erklärt hatte, auch mit 12000 Mann in die Gegend von Weingarten einfiel. Zu gleicher Zeit fiel auch der Markgraf von Brandenburg ins Bayrische ein, und von allen Seiten standen nun Ludwigs und Friedrichs Feinde wieder auf, um ihren alten

unversöhnlichen Haß an ihren gefürchteten Gegnern zu kühlen.

Damit ja dem Unterdrückungs-Plan nichts mangle, um ihn zu einem Meisterstück der politischen Bosheit zu stempeln, so krönte ihn der Papst noch mit einer Bannbulle gegen Friedrich, den Siegreichen. — Die grausamen Feinde hatten es schlau berechnet, daß sie nur mit ungeheurer Uebermacht — verschworen mit dem Aberglauben und mit den Furien der Zwietracht und des Aufruhrs in Ludwigs und Friedrichs Staaten, diesen tapfern Helden die Spitze bieten könnten; und wie wir weiter sehen werden, Papst und Kaiser hatten auch nicht das Kleinste vergeßen, was zu ihrem vollen Sieg beitragen konnte. Allein — ohne Freunde, verlaßen von jedem äußern Beystand, getrennt von jedem Bündniß — gestürzt in dem Kredit ihres Volks — vernichtet zwischen ihnen und ihren Kriegern die gegenseitigen Bande der Liebe, des Vertrauens und des Gehorsams — So in dieser schaudervollen Lage sollten Friedrich und Ludwig die Allmacht des Römischen Hofs — die Rache des Kaisers empfinden, und — endlich unterliegen! —

Friedrich war von seinen Freunden und von dem Erzbischoff Diether umgeben, als ihm diese schrecklichen Bothschaften gebracht wurden.

„Nun fehlt nur noch Gift und Dolch," sprach der Held, „dann hätte Pius die ganze päpstliche Leibwache gegen mich geschickt!" —

Kemnat. Wahrhaftig — so habt ihr noch eine sehr gute Meynung von dem Papst, wenn ihr glaubt, er habe sein Gift und seine Dolche vergessen? — Dringt nicht seine scheußliche Bannbulle jedem Pfälzer den Dolch in die Hand, fodert sie nicht in ganz Deutschland Rebellion, Fehde und alle die schrecklichen Gefährten des frommen Wahnsinns, Meineid, und Meuchelmord gegen euch auf — heiligt sie nicht jedes Verbrechen, hat sie nicht die gröbsten Leidenschaften der rohsten und wildesten Menschen gegen euer Leben aufgeboten? —

Friedrich. Und die fühllosen Sklaven in Deutschland können das mit ansehen, und merken es nicht, welche Schlange sie in ihrem Busen nähren! — Nennt man doch die Religion der Christen unter allen Religionen der Welt die reinste, göttlichste und wohlthätigste; und hat je eine Religion solche herzlose Teufel — solche blutdürstige Despoten zu Ober-Priestern gehabt als die Christliche? — Wehe über Deutschland und über Europa — wenn das Unwesen des Römers so fortdauern darf? Wir zittern vor den Ottomannen, und bey Gott! Europa verdiente von diesen fanatischen Asiatern unterjocht zu werden: denn wenn

eine Nation Kraft, Muth und Freiheitssinn verliert, dann verdient sie das Loos der Sklaverey! — so fiel einst Rom vor dem freien Deutschland — und so verdiente Deutschland jezt ein ähnliches Schicksal, weil es nicht kraftvollen Widerstand dem herrschsüchtigen Papst leisten kann. —

Gemmingen. Unerhört — unglaublich jedem — dem Pius Tücke und Friedrichs III. Ränke fremd sind! —

Friedr. Ha! wie sie jezt alle Gift und Tod gegen mich speien werden, die Wütheriche — die ihre Ehre so gern gegen den blutigen Gewinn der Herrschsucht verkaufen. Sie wähnen ihres Siegs so gewiß zu seyn, daß sie kaum glauben dürften, daß Friedrich Morgen noch einen labenden Trunk, und ein Herz welches sich des unglücklichen Verbannten im Elende erbarmt, fände! —

Kemnat. Und wie nun die ekle Rotte der Mönche sich krenzigen und segnen wird, daß Pius mit dem Muth eines Gregors die Rechte seiner Schlüßelgewalt kühn gegen die Meynungen der Deutschen Nation durchsetzen will? — schon hat man die verhaßte Bannbulle in Speier angeschlagen, und bald werden es auch unsre Mönche wagen, eure Pfälzer von dem gerechten Unwillen des heil. Vaters zu unterhalten.

Friedr. Dafür wollen wir wenigstens sorgen, daß keine Abschriften von dieser Bulle in der

Pfalz in Umlauf kommen: Nicht daß ich nur daran zweifelte, meine Pfälzer würden diese ungerechte Verurtheilung mit mir verabscheuen; nein! weil ich selbst zu seiner Zeit meine Krieger davon benachrichtigen will. Der böse Feind soll mir aber jezt kein Unkraut unter den Waitzen säen — darum verbiete man bey Todes-Strafe, daß die päpstliche Bulle in die Pfalz eingebracht werde!

Gemmingen. Seyd Ihr denn gesonnen mein Churfürst! die Bergstraße an den neuen Erzbischoff heraus zu geben?

Friedr. Damit meinem tapfern Gemmingen der Feind weiter aus den Augen gerückt werde? Nein — ich gedenke für Diethern auch das übrige Erzstift noch zu erobern! —

Gemmingen. Nun lebe ich wieder auf — nun kennen wir keine Bannbulle mehr, Friedrichs Entschluß erhebt uns über unser Schicksal! —

Diether. Aber erlaubt mir theurer Churfürst diesen Einwurf; ich ehre eure große tapfre Gesinnungen für Deutschlands Rechte — eure Freundschaft für den unglücklichen verfolgten Diether rührt mein ganzes Herz: allein alles hat sich nun gegen euch verschworen, euer Leben und das Wohl eurer Pfälzer hängt in diesem Augenblick von euerm Entschluß ab, Churfürst! es ist meine Pflicht — daß ich jetzt euer Herz frei gebe, und euch in dieser kritischen Lage, wo der Patriotismus

der Deutschen Fürsten sich vor dem Donner der Curia verbirgt, zu dem rathe, was die Klugheit fodert. — In einer jeden andern Lage war es eure Pflicht, als Nachbar und als großer Mann sich des bedrängten Diether anzunehmen, und seine gekränkte Rechte vertheidigen zu helfen! Nun aber thut Diether willig Verzicht auf Herrschaft und Recht, weil er dadurch vielleicht einem glücklichen Land seine Ruhe und einem großen erhabenen Mann sein nüzliches Leben erhalten kann!

Friedr. Pfui Diether — das Schicksal kann dem Unglücklichen alles nehmen — aber dem Edlen vermag es das stolze Gefühl seines Rechts nicht streitig zu machen? Euer ist das Erzstift Mainz — kann es euch der Papst nehmen? wer als Deutschlands Sklaverey gab ihm bisher das Recht, nach Laune Länder zu verschenken, und Fürsten abzusetzen? ist es nicht das Recht des Stärkern? und wir, die wir gegen das Faustrecht kriegen, die Schlößer der Raubgrafen nur darum zerstören, weil ihre Ritter das Eigenthums-Recht entheiligen und den vorüberreisenden rechtlichen Mann berauben — und wir sollten dem Bischoff zu Rom sein Unwesen ungerügt hingehen lassen? Freilich ist es schwerer das Papstthum zu bekämpfen als einen Ritter — und seine Herrschaft zu stürzen, eine hartnäckigere Arbeit als die eines Raubschloßes: allein, warum sind wir größ-

ser, edler, deutscher und tapfrer als andre? fodert nicht auch darum unser Jahrzehend mehr an uns? was würde die Nachwelt von uns sagen, wenn diese unsre feige schimpfliche Unterwerfung unter den despotischen Willen des römischen Hofs mit der Geschichte eines Georg Podiebrads von Böhmen in Vergleich gestellt würde? „Sie haben auch nicht einmal einen Widerstand versucht — sie haben vor der Macht einer Bannbülle gezittert — der allgemeine Schrecken hatte auch diese Männer entmannt!“ würde dann die Nachwelt von uns sagen, und mit diesen Worten hätte sie unsre Ehre und alles Große was wir gethan haben, geächtet, und uns um dieser einzigen vielleicht verzeihlichen Handlung, unser Bißgen Verdienst um die Menschheit abgesprochen! Diether — ich habe noch nie vor der Uebermacht gezittert — ihr seyd meine Zeugen Kemnat und Gemmingen, daß ich bisher der Uebermacht gewohnt war — bey Pfeddersheim standen 15 Fürsten gegen mich: — ich wage also nicht tollkühn wie der schwärmerische Abentheurer! — Wie auch das Schicksal und für wen es sich entscheiden mag — ich muß auch diesem Ungeheuer entgegen gehen, wenn ich die Ehre meiner Nation und mein Bißgen Verdienst um sie, nicht einer feigen Furcht aufopfern will! —

Kemnat. Mit meiner vollen Ueberzeugung stimme ich in euern schrecklichen aber großen Entschluß ein; es muß das Herz jedes redlichen Deutschen empören, daß Papst und Kaiser verschworen sind die Deutsche Nation zu unterdrücken. Seinen lezten Blutstropfen muß er gegen die tyrannische Hyder versprüzen — sonst verdient er das schimpflichste Sklavenjoch: — und Deutschlands Fürsten? Schimpf und ewige Schande über sie, wenn sie es nicht rächen, daß der Bischoff von Rom gegen einen Reichsstand sich einen solchen Despotismus erlaubt? —

Friedr. Ja! mein braver Ludwig von Landshuth, Georg von Böhmen und der Hessen biedrer Ludwig — die werden mit ihrer vollen deutschen Kraft sich gegen den Tyrannen empören, und dem verbannten Friedrich mit ihrem Blut beyziehen: — aber die übrigen? O! schweigt mir davon — mein Herz trauert über diese undeutsche Sklaven — über die blutigen Barbaren, die mit solchen Ungerechtigkeiten verschworen sind, und über ihrer Herrsch- und Raubsucht den Deutschen samt seinen Gerechtsamen und Freiheiten vergessen! —

Gemmingen. Ich möchte es bald dem Papst danken, daß er sich auch mit Friedrich in den Kampf wagt! — Ihr seyd nun um so ehrwürdiger, je wichtiger und schrecklicher die feind-

liche Maße ist, welcher Friedrich unser Held nun die Stirne bietet. —

Kemnat. Ha! und das Ziel nach welchem der Pfälzer nun ringt? — Friedrich — die Unsterblichkeit, die euern Namen in der Geschichte der großen Männer Deutschlands erwartet — für Deutschlands Ehre und Rechte den Todeskampf gefochten und den Grund zu Deutschlands Freiheit gelegt zu haben?

Friedr. Ja Diether, dahin müßen wir; mit der Kraft unsrer gerechten Sache und mit unsern nie besiegten Mannen wollen wir gegen die Tyrannen und Sklaven zu Felde ziehen: Ludwig schlage in Baiern, und wir am Rheinstrohm; diese Epoche müße über unsre Zukunft entscheiden: — und haben wir der Hyder auch nur einen Kopf abgeschlagen, so wird doch unser kühnes Beyspiel dereinst den unerschrecknen Alziden eines beßern Jahrhunderts wecken, der in unsre Fußstapfen treten, und dem Ungeheuer den Herzstoß geben wird. (Er ergreift die Hände seiner Freunde, und tritt mit unbeschreiblicher Rührung mitten unter sie) Männer! fällt auch Friedrich vor des Papstes Macht, dann wehe unsrer Freiheit, und eurer Rechte. Ohne mich war Diether schon verlohren — und ohne uns wagt sich der Tyrann auch endlich noch an den Reichstag und fodert ihn vor sich nach Mantua. Wohlan!

verlaßt mich nicht; seyd größer als Tausende eurer Nation, seyd gerechter und redlicher als Tausende eures Jahrhunderts: Deutschlands Recht und Freiheit sey euer Wahlspruch — trotzet dem Schicksal und der Tyrannei eines Priesters mit dem Muth, womit der Deutsche dem Unrecht trotzet: und haben wir gesiegt — dann will ich euch mit eurer eignen Größe lohnen, hintreten will ich vor mein Vaterland und ihm seine Edeln nennen, und die Geschichte wird ihre Namen verherrlichen. — Also Krieg gegen den Papst — Krieg gegen des Kaisers Hauptleute, Krieg für Deutschlands Rechte gegen die Ruhestörer, Sieg oder Tod! —

Alle. Sieg oder Tod! —

Churfürst Friedrich befahl also, auf der Stelle mit einer Kolonne vom Main aus gegen die übrigen Mainzischen Besitzungen vorzurücken. Landgraf Ludwig von Heßen vereinigte sich mit diesen Truppen, und in wenig Tagen war Fritzlar und Amöneburg in ihren Händen.

Indeßen war auch Friedrichs alter Widersacher der Herzog von Veldenz nicht stille geseßen; er hatte sich zwar schon früher zu Adolfs Parthey gehalten, und die Sache der Pfälzischen Feinde

unterſtüzt. Allein noch war er nicht mit der Farbe ganz ans Licht getreten. Hierzu kamen ihm aber die neueſten Eräugniße, — ſehr willkommen, und ſie hatten einen zu günſtigen Anſtrich, als daß ſie ihn nicht hätten reitzen ſollen, ſeine unverſöhnliche Feindſchaft gegen Friedrich den Siegreichen in vollem Ungeſtüm auszulaßen. — Die päpſtliche Bannbulle löſete alle Verhältniße zwiſchen dem Landsherrn und ſeinen Unterthanen, der Herzog von Veldenz berief ſich auf dieſe Freiheit, und erklärte ſich hierauf feierlich gegen den Churfürſten von der Pfalz.

Friedrich rückte daher, um ſeine Grenzen gegen Mainz und Veldenz zu ſichern vor Gauböckelheim, eroberte daſſelbe, und ließ deſſen Mauern und Feſtungswerke ſchleifen. Hierauf ſandte er unter der Anführung des Hanns von Walbrunn eine Kolonne gegen Bretten, um ſeinen neuen Feind den Markgraf von Baden und den Graf Ulrich von Würtemberg einſtweilen zu beſchäftigen bis er mit ſeiner ganzen Macht dem Feind die Spitze bieten könnte.

Um ſich daher des Erzſtifts Mainz ganz zu bemächtigen, beſchloß Friedrich abermals einen Einfall ins Rheingau, wohin ſich Adolf mit ſeiner ganzen Macht zurückgezogen hatte.

Der Churfürſt ging daher bey Mainz über den Rhein, und nachdem er durch die Verſtärkun-

gen von Diether und dem Landgrafen Ludwig von Heßen seine Armee auf einen fürchterlichen Fuß gebracht hatte, befahl er nun vorzudringen. — Friedrich ließ die Verschanzungen der Rheingauer stürmen, und erwartete, daß die Rheingauer ihr gegebnes Wort für den Erzbischoff Diether sich zu erklären, halten würden. Allein sie vertheidigten ihre Bollwerke mit beispielloser Wuth, und zwangen die Pfälzer nach einem langen blutigen Widerstand zum Rückzug. — Friedrich der diese Eroberung schon allzutheuer bezahlt hatte, verließ seine gehabte Vortheile, und zog sich mit seiner Armee bis Höchst zurück.

Der Churfürst änderte nun seinen Operations-Plan, und brach mit seiner Armee vom Main auf, um seinen bedrängten Oberämtern Heidelberg und Germersheim zu Hülfe zu kommen.

Der Markgraf von Baden und Graf Ulrich von Würtemberg brannten in diesen Oberämtern, und verwüsteten überall wo sie hin kamen. Friedrich durfte nur der Verwüstung nachgehen, um die feigen Barbaren zu drängen, welche sich sogleich auf die Nachricht seiner Annäherung zurückzogen, und eiligst die Belagerung des Schloßes Neuburg im Amte Germersheim aufhoben.

Der Papst eiferte indessen aus allen Kräften, um Friedrich und Ludwig Feinde zu erwecken: er drohete und schmeichelte in seinen Schreiben —

alle

alle Mönche predigten — auf allen Kanzeln und Lehrstühlen wiederhallte die Bannbulle und die Stimme des blutigsten Haßes gegen **Friedrich** und **Diether**; allein der Held ging gestärkt vom Vertrauen und beruhigt über die Felsen = feste Treue seiner Pfälzer an der Spitze seiner Krieger gegen den zitternden Feind vor: überall herrschte Ordnung bey seinem Heer, laute Streitbegierde funkelte in den Augen der Krieger und überall wich der Feind vor dem furchtbaren Nahen dieser tapfern Streiter.

Je weiter der Held vordrang, um destomehr bebte er vor dem schrecklichen Jammer, den die Feinde in den Pfälzischen Provinzen angerichtet hatten. Ueberall traf er verheerte Felder — zertretnes Getraide an, gleichsam als habe der Feind alles dieses mit Absicht und aus Rache gethan! — Würklich wurden auch die Absichten dieser abscheulichen Barbaren immer merkbarer, und ihre Schandthaten bewiesen es bald deutlicher, wie sicher sie sich unter der Aegide der päpstlichen Bannbulle wähnten, und wie treu sie dem blutigen Ausspruch des Römischen Tyrannen dienten, weil ihrer eignen Herrsch = und Rachsucht damit gedient war.

Der Held schauderte und weinte über diese unerhörte Verwüstungen: brennende Dörfer leuchteten zur Nachtszeit seinem Heere welches der vom

Feinde bedroheten Stadt Heidelsheim zu Hülfe kommen sollte.

Der Feind gedachte durch die Eroberung der Stadt Heidelsheim sich den Rücken zu decken, und hatte alsdann den Plan sogleich auf die Residenz Heildelberg loszudringen, und endlich im Besitz dieser Hauptstadt den Aufruhr des Volks zu erwarten, welches nach seiner Berechnung — müde des entsetzlichen Krieges und mißvergnügt mit seinem Herrscher den Feinden seines Vaterlandes als seinen Rettern die Hände reichen, und selbst zum Sturz seines angebeteten Fürsten mitwirken würde.

Friedrich dem alles daran gelegen war dem Feind sein Project zu vereiteln, warf eilends noch Truppen in die bedrohete Stadt. Der Feind gab auch sogleich seine Absichten auf Heidelsheim auf, und bezog ein Lager zwischen St. Lehne und Roth, wo er die Verstärkung des Herzog Ludwigs von Veldenz erwartete, und alsdann, es koste was es wolle, einen verheerenden Einfall ins Oberamt Heidelberg wenigstens zu versuchen gedachte.

Der Held war durch seine Kundschafter von den Absichten seiner Feinde unterrichtet, und berief zu dem Ende seine Feldherrn zu sich, um ihnen seine dahin abzweckende Befehle zu ertheilen.

Sie erschienen vor Friedrich, und erstaunten sehr, den Helden wahrhaft heiter zu finden.

„Männer, sprach der Churfürst, ihr wißt, daß ich mich nie der List oder feiger Ränke gegen den Feind bedient habe! Indessen die Zeiten haben sich geändert, und ich gedenke nun auch die Klugheit gegen die Uebermacht meiner Feinde zu Hülfe zu rufen! —

Anselrheim. Befehlt mein Churfürst! willig vollziehen wir eure Befehle.

Friedrich. Wir müssen den Feind zu einer Hauptschlacht nöthigen.

Dietr. v. Andeloch. Vortreflich, damit wir wie bey Pfeddersheim den Krieg in einem Tag entscheiden.

Thörring v. Eptingen. Meine ganze Seele dürstet darnach; auf dem Freien messen sich die Krieger, und Kraft und Tapferkeit entscheidet! —

Gemmingen. Werden die barbarischen Horden sich aber da mit uns einlassen? Ich fürchte — sie verstehen sich besser darauf haufenweise in eine Gegend einzubrechen, und dieselbe zu verwüsten, als mit freier Stirne und gezogner Klinge sich dem ungewissen Loos der Schlacht anzuvertrauen! — Die elenden Söldner des Papsts, in deren feigen Busen das Wort Recht nie wiedertönt, und die nur wie die wahnsinnigen Kreuzgängler ihren Heldenmuth von dem Rosenkranz losknistern, und ihre Raserey von der lockenden betrügerischen Sprache

der Bannbulle erhalten, wie können sich diese Auswürflinge mit den Pfälzischen Kriegern messen? Nein — das wissen der Würtemberger und der von Baden nur zu gut, daß man Friedrich mit seinen Kriegern so wenig unmittelbar stürzen kann; als die hundertjährige Eiche auf einen Hieb niederfällt. Die Pfalz zu verwüsten — Sengen und Brennen — das sind ihre Thaten, die sich auch zu den Intriguen der Mönchspredigten recht gut verhalten — und des Kaisers Krieg und des Papsts Bannbulle in Deutschland würdig sind! — Alle Rotten von Dieben und Mördern — das ist ihr verfluchenswürdiger Wille — sollen erst die Pfalz zerfleischen, und alsdann alles über den wehrlosen Churfürsten herfallen, damit er an einem langsamen gräßlichen Fall die Wuth des unversöhnlichen Römers und des Kaisers niedre Eifersucht büße! —

Friedrich. Sehr wahr mein Gemmingen; meine Feinde halten mich für wichtig genug, daß sie nichts gegen mich unversucht lassen; und würklich sie haben sich einmal keine Vorwürfe über Schwäche und Mangel an kriegerischen Hülfsmitteln zu machen, wenn ihnen ihr abscheulicher Plan fehlschlagen sollte. Allein ich denke ihnen noch einen bessern Begrif von mir zu geben, damit sie nu der Zukunft meine Klugheit so sehr als meine Krieger fürchten mögen.

Anseltheim. Und was seyd ihr zu thun entschlossen?

Friedrich. Wie gesagt, den Feind zu einer entscheidenden Schlacht zu nöthigen! — Gelingt es mir, so bin ich, Diether, und Ludwig von Baiern gerettet; gelingt es mir nicht, so ist meine arme Pfalz auf ein halbes Jahrhundert zernichtet, und dem Barbaren in Rom dürfte es endlich noch gelingen, mein treues Volk durch die Macht seiner Mönche gegen mich zu empören. Die Pfalz leidet schrecklich, die ruchlosen Feinde verheeren mir eine Provinz nach der andern — Diethers Sache leidet darunter, und Ludwigs Waffenglück in Baiern hängt von irgend einem entscheidenden Schlag am Rheinstrohm ab. Die Nothwendigkeit erfodert es daher, uns so glänzend als entscheidend an dem neidischen Geschick zu rächen; und dieß denke ich, sollte uns nicht mißlingen! —

Gemmingen. Und nach welchem Plan mein Churfürst?

Friedrich. Daß der Feind zu einem Streifzug ins Oberamt Heidelberg verleitet werde, und seinen etwaigen Plan auf Heidelsheim aufgäbe? —

Anseltheim. So unklug wird er schwerlich handeln, es liegt ihm ja vor Augen, daß ihm alsdann der Rückzug abgeschnitten werden könnte! —

Friedrich. Wenn wir verschwiegen sind, so sind seine übermüthige Anführer schwach gnug es zu glauben. Sie sind berauscht von all den stolzen Projekten des Kaisers und erwarten auch das Unglaublichste von Pius Bannbulle: sie sind fähig ihren Horden die Plündrung der Stadt Heidelberg zu versprechen — und sie würden den für Verstandlos halten, der es auch nur einen Augenblick bezweifeln würde, daß sie mit ihrer Uebermacht mich über lang oder kurz vernichten könnten! — Der Uebermüthige ist leichtglaubig, luftige Einbildungen verwirren seinen richtigen Gesichtspunkt: man streue daher unter dem feindlichen Heer aus, daß ich nach der Armee in Baiern abgereißt wäre, und daß die Unterpfalz fast gar keinen Widerstand leisten könnte, weil die Pfälzer in Baiern, am Rheinstrom — gegen vierzehn Fürsten und vier und vierzig Reichsstädte zu fechten hätten, folglich das Land von allen Streitern entblößt sey.

Anseltheim. Dieß dürfte glücken. —

Gemmingen. Dieß wird den Feind zuverläßig verleiten. Die Uebermüthigen sind ja schon ohnehin siegstrunken, und dann —

Friedrich. Dann haben wir gewonnen — der Rückzug ist ihnen abgeschnitten — sie müssen sich entweder ergeben, oder sich wie Löwen durchschlagen!

D. v. Andeloch. Herrlich! ich zweifle nun nicht mehr an einem guten Erfolg!

Friedrich. Und ihr Ritter und Freunde — ihr ziehet eure Truppen so viel wie möglich dem Feind aus dem Gesicht: alle Vorwachten besetzet nur schwach; bey der Annäherung des Feindes sollen sie sich alle zurückziehen, damit der Feind auch darin getäuscht werde, und man ihn in dem Wahn erhalte, als sey Furcht, Schrecken und Verzweiflung in unserm Heer eingerissen.

Bernhard v. Bach. Diese That wird euch unsterblich machen.

Friedrich. Wenn sie nur mein Vaterland rettet, und der Sache des bedrängten Deutschlands aufhilft, dann habe ich schon gnug gewonnen; und Männer! dieß bin ich der Pfalz schuldig: das arme Land muß nun um meinetwillen leiden, es vermag nichts dafür, daß die Tyrannen unsre Rechte kränken und die Vertheidiger dieser Rechte vernichten wollen: darum wage ich auch alles, um diesem unseligen Krieg bald ein Ende zu machen.

Gemmingen. Das gebe Gott! — Wir haben Vertrauen Churfürst — handelt und wir helfen vollenden. —

Friedr. Wohlan Männer! die gerechte Sache siegt doch am Ende! ihr kennt ja unsern Wahlspruch, er soll uns auch in diesem

Krieg leiten, und Gott wird uns alsdann auch Sieg geben.

Friedrichs Kriegslist war zu sehr nach der Stimmung seiner Feinde berechnet, als daß sie hätte mißglücken sollen.

Die Verbündeten und an ihrer Spitze der Markgraf Karl von Baden, der Bischoff von Mez und der Graf Ulrich von Würtemberg ließen sich würklich von den ausgestreueten Sagen der Pfälzer irreführen, und brachen daher eiligst aus ihrem Lager auf, und folgten so tollkühn als unkriegrisch der täuschenden Kunde von der Wehrlosigkeit der Pfalz. — Verheerend sollte ihr Streifzug gen Heidelberg seyn, — und die barbarischen Horden ermangelten auch nicht, ihre Fußstapfen auf das unmenschlichste zu bezeichnen.

Als man dem Churfürsten die Nachricht brachte, daß der Feind, ohne sich durch die Eroberung von Heidelsheim den Rückzug zu decken, würklich ins Oberamt Heidelberg eingebrochen sey, sprach er heiter: „die gerechte Sache siegt, und die ungerechte muß mit Schimpf und Blut befleckt, vom Kampfplatz abtretten. Wohlan! der Feind ist da, wo er seyn soll, wenn meine Krieger ihre Heldenarbeit krönen sollen!"

Churfürst Friedrich befahl nun, daß seine Truppen auf das schleunigste sich konzentriren sollten; er bewaffnete zum Ueberfluß noch seine Bürger und Bauern, die von Streitbegierde und Vaterlandsliebe erfüllt sich herzudrängten, um gegen die Räuber und Mordbrenner ihr Leben zu wagen. Der Feind war indessen immer tiefer bis gegen Seckenheim vorgedrungen, ohne auch nur von ferne daran gedacht zu haben, sich im Fall einer Gegenwehr den Rückzug zu decken. — Sicher — ohne auch nur an die Möglichkeit eines Widerstandes zu denken, trieben die mordbrennerischen Sklaven ihr schändliches Gewerbe in dem schuldlosen glücklichen Lande fort; alle Dörfer brannten — alle Felder rauchten — überall schwebte die Dampfwolke der Verheerung über den unglücklichen Gegenden, wo die Barbaren ihr Unwesen trieben. —

Friedrich, der seine Truppen in dem Lager bey Leimen musterte, und dieselbige zur Tapferkeit gegen die Feinde ihres Vaterlandes ermunterte, sahe beym fürchterlichen Schein der Mordfackel, daß der abscheuliche Feind in der Gegend von Seckenheim sich gelagert habe, und mit Tagesanbruch lagerte die Pfälzische Armee, welche um Mitternacht durch den Schwetzinger Wald vorgerückt war, still und schrecklich im Angesicht des feindlichen Heers. —

Nun wurde erst der Feind seine Uebereilung gewahr. — Einer Schlacht konnte er nun nicht mehr entgehen, und zwar in einer der verzweiflungsvollsten Situationen, in der je ein Heer sich befand. — Zwischen dem Rhein und dem Neckar, im Rücken den Zusammenfluß beider Flüße — vor sich die sieggewohnten tapfern Pfälzer, an deren Flügel sich noch Diether und der Graf von Katzenelnbogen mit 300 Pferden anschlossen! — Also überall Tod und Verderben — nirgends ein Ausweg, als den, welchen sich die Verzweiflung durch Blut und Entsetzen bahnen sollte.

„Ha! sprach der Churfürst Friedrich, nun müssen sie streiten, Schande für uns, wenn auch nur einer von diesen Elenden, unserm gerechten Unwillen entgeht!" —

Im Angesicht des Heers trat nun der erhabne Held mitten unter seine Krieger — feierlich ernannte er Adam von Anseltheim zum Feldhauptmann, und beorderte Collen von Hering, mit einem Theil des Fußvolks und den Schützen auf den rechten, und die Grafen Johann von Eberstein und Wilhelm von Rappoltstein mit dem andern Theil auf den linken Flügel. Dietrich von Andeloch und Thörring von Eytingen mußten mit einiger Reiterei diese Flügel unterstützen. Rheingraf Johann von Nassau trug das Pfälzische Hauptpanier, Fried-

rich und Gemmingen standen an der Spitze der Reiterei.

Nachdem Friedrich mit Anordnung der Schlacht geendigt hatte, sprach er gerührt zu seinen Feldherrn — „Laßt nur dießmal uns der Göttin Gunst würdig machen, damit unsre Schaale entscheide.“ —

Anseltheim. Er soll uns theuer seyn, dieser Tag, großer Churfürst! er sieht eure Pfälzer entweder auf dem Kampfplatz hingestreckt, oder als Sieger, deren Jubel das Glück eures geretteten Vaterlandes zu dem Sitz der Gottheit erhebt —

Friedrich. O mein Gott! laß uns dießmal siegen! —

Gemmingen. Zum zweitenmale giebt euch Gott zur Rechtfertigung eurer gerechten Sache den unversöhnlichen Feind preiß: wir siegen Churfürst — und sey seine Verzweiflung von den Furien der Hölle unterstüzt! —

D. v. Andeloch. Dieß erwarten wir, wenn nur in einem einzigen ein Funken kriegerischen Muths noch übrig ist: die Verzweiflung macht schrecklich und überlegen, aber nur kalter Muth und unbeugsame Tapferkeit kann siegreich machen. —

Thörring v. Eptingen. Die Pfälzer von Pfeddersheim, werden auch bey Seckenheim ihren Heldenruhm nicht einbüßen! —

Gemmingen. Ja wir siegen, und dieser Schlag wird den Stuhl Petri und den Thron Friedrichs III erschüttern! —

Friedrich. Mehr und nicht weniger soll er auch nicht! — Deutschlands gekränkte Freiheit soll mit dem Blut dieser feigen Sklaven versöhnt werden: Deutschland soll es wissen und erfahren; daß es Männer hat, die für seine Ehre und für sein Recht in den Tod gehen: der Papst soll vor diesem Muth erzittern, und seine Herrschlust auf Italien beschränken lernen — und Kaiser Friedrich möge aus unsrer Geschichte lernen, daß er mit seinen feigen Räubern — Männer nicht unterdrücken, und mit dem Sukkurs einer päpstlichen Bannbulle in dem Herzen deutscher Männer Achtung und Ehrfurcht nicht erzwingen kann.

Diether. Ha — welch ein Tag für uns alle! Gottes Gericht wird in dieser Schlacht zwischen Papst und Kaiser und zwischen uns und Deutschlands Hoffnungen entscheiden: aller Augen in Deutschland sind nun auf uns gerichtet — alle werden die Rechtmäßigkeit unsrer Sache nach der Anstrengung mit der wir kämpfen, und nach dem Ausgang den unsre Unschuld gewinnt, beurtheilen. Hat das gütige Schicksal uns den Sieg zu-

gewendet, dann hat es uns auch gegen des Papsts verläumdrische Bullen gerechtfertigt, und uns gegen seine verfolgrische Gewalt in Schutz genommen. Den Deutschen werden die Augen aufgehen, das Gefühl des Großen wird sich ihrer Herzen bemächtigen — der Kampf freier Männer gegen den Despotismus des Römers wird ihren Abscheu gegen die schimpflichen Fesseln wecken, in denen sie bisher geschmachtet haben. — Der Sieg kommt von Gott, und dieser Sieg wird der Unfehlbarkeit des Römischen Stuhls eine tiefe Wunde versetzen — der Geist unsrer Nation wird einen neuen kräftigern Schwung bekommen, und unser Widerstand — unser tapfrer blutiger Kampf wird die gesunkne Energie in der Seele des Deutschen heben, daß er mit dem Selbstvertrauen wie es der Deutsche haben soll, die Fessel schüttelt, und für Wahrheit Recht und Freiheit unerschrocken sein Leben wagt! —

Friedrich. Wahr, lieber Diether! deswegen lasset uns auch keinen Augenblik zaudern, dem Schicksal unsern Muth zu leihen; begebt euch indessen nach Heidelberg, und erwartet daselbst in Ruhe den Ausgang der Schlacht! —

Diether. Nein — mein Churfürst! ich bleibe bey euch, und streite mit den Meinigen unter eurem Panier: — ich sollte euch verlassen, und in feiger Ruhe dasitzen während ihr im Schlacht,

getümmel euer Leben für meine Ruhe wagt? dann verdiente ich ja die Verachtung aller Deutschen! — Nein! Friedrich, ich kämpfe an eurer Seite — auch ich will Zeuge eures Siegs seyn, und mit lautem Frohlocken den Triumph der gerechten Sache begrüßen! — Falle ich an eurer Seite, dann ehrt der Enkel noch mein Andenken, und Friedrich der Siegreiche führt seine Truppen an meinen Leichnam, und sagt ihnen — „seht ihr habt euer Leben nicht für die Sache eines feigen Mannes gewagt — er war wenigstens werth eines bessern Schicksals — er verdiente ein glücklicher Deutscher Fürst zu seyn, weil ihm Menschenrecht heilig war, und dann Friedrich — dann rächen eure Pfälzer noch mein widriges Geschick!“

Friedrich umarmte den Erzbischoff — „So sey es euch dann zugestanden, guter edler Fürst, sprach der Held; Gott wird euch erhalten, und eurer gerechten Sache den Sieg schenken!“ — Die Schlacht begann — die Ritter senkten ihre Lanzen, und rückten gegen die feindliche an: die Pfälzische Ritterschaft war der feindlichen überlegen; der Feind schickte also sein Fußvolk vor, und nun wütete das kleine Gewehrfeuer von beiden Seiten — der Widerstand des Feindes war hartnäckig und verzweiflungsvoll. Das Glück schien einen Augenblick zweifelhaft zu seyn, welcher Parthei es den Ausschlag geben sollte. Die feindlichen

Flanken standen wie Mauern, und schlugen mehrere Versuche der Pfälzischen Reuterei, welche dieselbe umgehen wollte, mit verzweifeltem Muth ab. — Friedrich sprengte an der Spitze seiner Reuterei vor, um die feindlichen Glieder zu trennen — auch hier stand der Feind. Tapfer und fürchterlich hielt er seine Rotten geschlossen, und es schien jezt, als habe das Glück den Pfälzern gänzlich den Rüken gekehrt. Dem Churfürsten wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, der Feind drang wüthend auf ihn ein — schon klirrten die Schwerdter über seinem Haupt — er focht wie ein Löwe, und wich um kein Haar breit: der Feind stieß ein lautes Frohlocken aus und schrie Sieg. Die Pfälzer sahen ihren Helden nicht mehr, sie wähnten, daß er schon unter den Hieben der feindlichen Schwerdter zusammengestürzt sey. Aber Gott hielt seine mächtige Hand über den Gerechten. — Mitten unter dem Gewühl der feindlichen Reuterei, die ihn schon beinahe umschlossen hatte, stand er wie ein Gott! — des Feindes Säbelhieb blieb kraftloß; mit Entsetzen wichen die Stürmer vor dem fürchterlichen Mann, dessen eiserner Arm überall vernichtete wo er traf. — Eben wollte ein neuer Zug Reuterei mit neuer Wuth über ihn herstürzen, da kam eine von Antseltheim abgeschickte Kolonne Fußvolk, welche den Helden rettete. Aber nun lächelte das Glück

wieder dem Pfälzischen Muth entgegen. Der Churfürst lebt noch schrien die Helden, er lebt, wiederhallte es in den Reihen derer die schon gewichen waren, und neuer Heldenmuth kehrte in die Gemüther der Zagenden zurück.

Friedrich drang nun an der Spitze seiner Mannen die mit langen Spießen bewafnet waren, gegen die feindliche Reuterei vor. Jeder ein Gott — alle begeistert von dem Gefühl ihrer Thaten bey Pfeddersheim, alle würdig des Unsterblichen, der an ihrer Seite die Gefahren des gemeinsten Kriegers theilte. — Mit mächtiger Faust hielten sie die fürchterliche Waffe gegen den Feind, und wie die stürmende Meeres-Woge am Felsen schäumend sich bricht, so scheiterte seine Kraft an dem tödtlichen Gewehr. Pferde und Menschen stürzten unter dem Gewürge der Spieße zusammen — getrennt waren die feindlichen Glieder, alle Flanken geworfen, und umrungen von den Pfälzischen Helden kämpfte der geschlagene Feind nur noch um das verzweiflungsvolle Loos eines Auswegs, zur Flucht. — Aber auch das war vergeblich — ein großer Theil mußte seine Tollkühnheit mit dem Tode bezahlen, und den andern erwartete die Gefangenschaft! —

Die schreckliche Schlacht war gewonnen, und mit ihr das Schicksal der Pfalz gegen die Römische Bannbulle. — Friedrich sank auf der Wahlstatt

statt auf seine Knie, und dankte der großen Gottheit mit Freudenthränen für das Glück des Tages. — Diether näherte sich mit tiefer Rührung dem ehrwürdigen Helden: auch von seinen Wangen rollten dankbare Thränen; feurig schloß er seinen Retter ans Herz, und dankte ihm im Namen des Vaterlandes für seine Tapferkeit.

Von allen Seiten führte man nun dem Helden Gefangene vor. Es war auch nicht ein Pfälzer, der an diesem großen entscheidenden Tage nicht wenigstens einen Gefangnen zum Beweiß seiner Tapferkeit vorgebracht hätte. — Alles Geschütz — alle feindliche Paniere und Fähnlein waren erobert, viele Ritter und Adliche, und endlich auch noch die Anführer des Heers gefangen. —

Hans von Gemmingen trat auch herzu und stellte seinem Churfürsten den gefangnen Grafen Ulrich von Würtemberg vor. Den Markgrafen von Baden, und den Bischoff von Mez, fand man tödtlich verwundet auf dem Kampfplaz. Friedrich tröstete sie großmüthig, und war auf das eifrigste für ihre Wiederherstellung besorgt. —

Für den Helden herrschte nur eine Empfindung bey dem tapfern siegreichen Heer; aller Augen sahen mit Ehrfurcht und Bewundrung auf ihn hin — in den Blicken seiner Vertrauten schimmerten Freudenthränen — alle schienen der Gott-

heit ein stilles Dankopfer zu bringen, und dem großen Gerechten im Himmel die freudigste Empfindung zu weihen, daß er den Retter der Unschuld — den großen Rächer des Rechts und den Stolz seines Vaterlandes erhalten, und ihn aus den schrecklichsten Gefahren seinem geliebten Volk zu neuem Seegen wiedergeschenkt hatte. —

Friedrich, so sehr er bisher aus Bescheidenheit jedem Triumphzug ausgewichen war, entschloß sich doch endlich in seiner gegenwärtigen Lage dazu, und gab den Bitten seiner Freunde nach. Kemnat sagte ihm: diese Schlacht und dieser Siegeszug ist das kräftigste Gegengift gegen Pius Bannbulle; das Volk liebt und vergöttert euch, euer Triumphzug treibt aber seinen Enthusiasmus aufs neue zu der Höhe — so — daß ihr mit diesem Volk jeder weitern Intrigue des Papsts ruhig entgegensehen könnt, und daß der Papst noch mehr wagen wird — das läßt sich nur zu sehr von dieser Heiligkeit erwarten.

Friedrich hielt also seinen feierlichen Triumphzug in Heidelberg: umgeben vom Volk und von seinem Jubel laut verherrlicht zog er in den Tempel zum h. Geist ein. Hier warf sich der Held an den Stufen des Altars nieder, und bezeugte laut und öffentlich, wie sehr er die Religion liebe, und mit welcher Ehrfurcht sein Herz ihrem Dienst ergeben sey.

Nachher wurden die Siegeszeichen feierlich in diesem Tempel aufgestellt, und zum Zeichen des Bundes mit Diether, die Mainzischen bey Pfeddersheim eroberten Fahnen herabgenommen. Das Volk empfand aber erst da die Wichtigkeit der Seckenheimer Schlacht und die Größe seines Helden und die Tapferkeit seiner Streiter, als die drey Fürsten als Gefangne und zum Zeichen ihrer Gefangenschaft in Ketten nach den Gefängnißen eingebracht wurden. — Friedrich war nun in den Augen seiner Pfälzer so groß und so heilig, daß ihm alle mit den Waffen würden gefolgt seyn, hätte er sich in einer ähnlichen Gefahr befunden. — In zwey großen Schlachten Sieger — geliebt und angebetet von der Armee, was würde wohl aus dem Papst und dem Kaiser geworden seyn, wenn Churfürst Friedrich in dem wilden Geist des Eroberers den Enthusiasmus seiner kriegerischen Pfälzer benuzt hätte, und mit seinen Verbündeten gegen den Kaiser vorgedrungen wäre?

Aber der erhabne menschliche Held, fern daß er von der Niederlage seiner Feinde einen Eroberungssüchtigen Gebrauch gemacht hätte, entzückte sich nur in dem Gedanken, die der Pfalz geschlagne Wunden zu heilen, und dem Jammer des armen bedrängten Gaubewohners zu steuern. Mit diesen Gesinnungen verließ er den Kampfplatz — hielt er seinen Triumphzug in Heidelberg — lag

er vor dem Altar, und an Clarens Busen, welche ihren Helden mit der ersten Frucht ihrer glücklichen Liebe beschenkte, und seine Freude über den glücklichen Ausgang der Seckenheimer Schlacht dadurch erhöhte.

Diese entscheidende Schlacht bey Seckenheim, hatte nun auch auf die Angelegenheiten des Herzogs Ludwig in Baiern einen günstigen und vorzüglichen Einfluß.

Dadurch, daß die kaiserlichen Hauptleute mit den übrigen Feinden der Wittelsbacher mit Uebermacht gegen die Pfalz anrückten, und durch den Beystand der meisten Reichsvölker im Stand waren, den Herzog Ludwig in Baiern zu drängen, standen die Baierischen Kriegsoperationen in einer äußerst abhängigen Lage. Ludwig konnte bey all seiner Tapferkeit nichts Beträchtliches gegen seine Feinde unternehmen, weil ihm gleichsam jede Hülfe von der Pfalz abgeschnitten war. Er verhielt sich daher mit seiner Armee immer vertheidigungsweise, bis nach der Schlacht bey Seckenheim, deren glorreichen Ausgang für die Pfälzischen Waffen, ihm Friedrich von der Wahlstatt aus berichtet hatte.

Ludwig faßte auf diese Nachricht den Entschluß, sich seines Bundesbruders würdig zu ma-

chen; und auch die Streitigkeiten in Baiern durch eine Hauptschlacht zu endigen. — Seine Baiern, eifersüchtig auf den Ruhm ihrer Pfälzischen Kriegsbrüder, dürsteten nach einer Gelegenheit, um sich auch einen Antheil an dem Ruhm dieser tapfern Helden zu erkämpfen. Ludwig benuzte diese heroische Stimmung seines Heers, und ließ sich mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem Feldherrn der Kaiserlichen- und der Reichsarmee, bey Giengen in eine Schlacht ein.

Die Armee des Markgrafen war 8000 Mann Fußvolk und 600 zu Pferd stark, und führte einen ansehnlichen Zug Bagage und Artillerie bey sich.

Der Markgraf Albrecht schlug auf einem Berge bey Giengen seine Wagenburg auf, und Ludwig grif ihn in diesem Augenblick mit heldenmüthiger Entschloßenheit an, ohne daß der Markgraf sich auf diesen unvermutheten Angrif vorgesehen hatte. — Ludwig stürmte nun mit dem Feldgeschrey: heilige Maria, an der Spitze seiner Baiern auf die feindliche Wagenburg: in diesem Augenblick wichen die Truppen des jungen Grafen von Würtemberg, die Verwirrung wurde bey dem feindlichen Heere allgemein, unvermeidlich die Flucht. — Die braven Schweizer, welche bey dem Reichsheere dienten, wollten stehen, und sich gegen die stürmenden Bai-

ern wehren; allein die Flucht der Reichstruppen war zu allgemein, als daß die wenigen Schweizer etwas würden ausgerichtet haben. — Herzog Ludwig erstieg daher glücklich mit seinen Helden den Berg, eroberte die Wagenburg, viele feindliche Hauptbanner und das heilige Römische Reichspanier — beinahe die meisten Paniere der Fürsten, Grafen und Marschälle, alles Geschütz — und alle Bagage. Der Feind war total geschlagen; ihm nachzusetzen, war schlechterdings unmöglich, weil er wie vom Windsturm weggetragen war. Viele stürzten den Berg herab, und verwundeten oder tödteten sich in den Waffen ihrer eignen Freunde, andre giengen zu den Baiern über, und mehrere ersoffen in der Prenz. Die Niederlage war entscheidend gewesen: viele Hundert lagen auf dem Kampfplatz, und eben so viel wurden gefangen. Zwar hatten auch die braven Baiern den ersten Sturm auf die feindliche Wagenburg mit vielem Blut erkauft; allein ihre Tapferkeit wuchs nur um desto stärker je mehr Bruderblut sie an ihrem grausamen Feind zu rächen hatten. Ungestüm fielen sie über den Feind her, und wie zernichtet stürzten die Sklaven unter ihren Schwerdtern zusammen.

Ludwig hatte wie der Pfälzische Held an der Spitze seiner Krieger gefochten — und seiner per-

sönlichen Tapferkeit gebührte meistens der Ruhm dieses glorreichen Tages.

„Ha“ sprach Friedrich; „die Wittelsbacher halten Wort; sie schlagen am Rhein und an der Donau: wie — wenn nun ihr Herz nicht größer als ihr Siegesglück wäre?“

„Dann,“ sprach Kemnat, „würde Friedrich III. vielleicht gar von seinen eignen Unterthanen an euch ausgeliefert werden!“ —

Kemnat hatte wahr gesprochen, denn die östreichischen Lande waren auch damals in vollem Aufstand gegen Friedrich: die Siege der Helden erweckten ihnen viele Freunde; ihre Neider zitterten, und Kaiser Friedrich an der Spitze dieser Ruhestörer — bedrängt und verfolgt von seinen eignen Ländern, war so weit gebracht, daß er diesen großen und friedliebenden Fürsten die Hand zur Versöhnung hätte reichen sollen, indem er seinen eigensinnigen Plan gegen Ludwig und Friedrich nicht hatte durchsetzen können! — Allein Friedrich III. — blieb unversöhnlich; er war nun einmal vom Römischen Hof abhängig, und des Papsts großsprecherische Legaten richteten seinen gesunknen Muth wieder auf, und machten den schwachen Kaiser blind gegen die schreckliche Wahrheit, die seine Lage enthielt.

Indessen hatten die Siege der Pfälzer und Baiern bey Seckenheim und Giengen, und

die Gefangenschaft dreier Reichs-Fürsten den Papst und den Kaiser einen Augenblick nachdenkend und nachgiebig gemacht. — Sie schienen sogar zum Frieden geneigt: überall verbreitete sich diese süße Hoffnung in Deutschland! — Allein wie sich vereinigen über einen der ersten und wichtigsten Streitpunkte? Churfürst Friedrich forderte für den Erzbischoff Diether die Abtretung des Erzstifts Mainz von Adolf — und der Papst sollte von den Höhen seines Stolzes herabgehen, und diesen geächteten — verbannten Reichsfürsten nachgeben, ja seinen unfehlbaren Ausspruch zurücknehmen? — Wiewohl dieser Schritt des demüthigsten Knechts aller Knechte Deutschlands Ruhe gegründet hätte, so war doch diese Fordrung unsers Helden eine zu harte Aufgabe für die Herrschsucht, und für den unchristlichen Stolz des obersten Seelenhirten! — — Adolf diese Creatur des Römischen Hofs, der schon halbgeneigt für die Abtretung des Erzstifts war, faßte auf die Nachricht von der standhaften Widersetzlichkeit des römischen Hofs, neuen Muth, und protestirte gegen die Verhandlungen, wodurch sich denn auch die Aussichten für den Frieden zerschlugen.

Friedrich verfolgte aufs neue seine Sieges-Bahn — demüthigte den Bischoff von Speier, welcher sich zur Parthei seiner Feinde geschlagen hatte, und schloß endlich einen stolzen Frieden mit

ihm. Der Papst unterließ aber nicht fort zu maschiniren, und bot alle seine Kräfte auf, um den gefürchteten großen Mann troz seiner Siege und seiner persönlichen Tapferkeit doch endlich zu stürzen.

Der Papst sandte zu dem Ende einen seiner beredtesten Legaten an den Herzog von Burgund, welcher die Zuschrift des h. Vaters aus allen Kräften unterstüzen sollte. Pius forderte diesen Fürsten im Namen der Kirche und als Statthalter Christi auf, sich dem rebellischen und frevelhaften Usurpator der Gerechtsame des Herzogs Philipp von der Pfalz mit den Waffen zu widersetzen. Er nannte ihm Friedrichs Verbrechen nach der Reihe her, daß sich nemlich der Pfalzgraf des unglücklichen Diethers angenommen — daß er die Empörer in Amberg mit dem Tod bestraft habe, und schloß denn damit, daß er den Herzog zum Schuz des h. Stuhls Petri, welcher vom Churfürst Friedrich bedroht sey, und zum Schuz des Kaiserthrones, gegen welchen der Held verrätherische und aufrührerische Projekte hegen sollte, ernstlich ermahnte. — Allein der Herzog von Burgund war ein ehrlicher Mann, der so sehr die Ränke des Papsts und die Ungerechtigkeiten des Kaisers verabscheute, als er von Diethers gerechter Sache, und von der Wittelsbacher edlem, gerechtem und verfaßungsmäßigem Benehmen dabey überzeugt

war. — Der Herzog schlug also das päpstliche Gesuch ab! —

Der Papst war darüber auf das äußerste aufgebracht, daß ihm alle seine Rachevollen Anschläge mißglückten: er nahm daher seine Zuflucht zu einem ächtgregorianischen Hülfsmittel, von dem er sich um so mehr einen guten Erfolg versprach, als dasselbe aus den Ränken der Hölle zusammengesezt, und in den Tiefen eines verabscheuungswürdigen Priesterhaßes gezeugt war. — Kraft der Unfehlbarkeitsgabe des abscheulichen Tyrannen, kraft der höhern Weihe, die eine abergläubische Menschheit selbst in seinen Verbrechen vergötterte, kraft der Gottesstimme, die der Wahn aus dem Mund dieses blutigen Menschenfeindes zitternd vernahm, und vor deren Ausspruch der bethörte Europäer Jahrhunderte lang sklavisch das Knie bog, — konnte sich ja auch Pius II. eines Verbrechens bedienen; genug! Churfürst Friedrich war ja ein Feind der Christenheit — Diether und Friedrich waren ja Verdammte und Verbannte; und nach den löblichen Prinzipien der Curia, durfte man ja auch eine Treulosigkeit begehen, so bald nur der Kirche gedient, und der Zweck war, das Reich des Papstthums gegen die Pfeile der Wahrheit in Schutz zu nehmen. — Doch zur Sache selbst! Adolf schien dem Aeußern nach zum Frieden sehr geneigt — und man hoffte, daß auf dem in der

Reichsstadt Mainz angesezten Kongreß der Frieden zu Stande kommen würde. — Allein Adolfs Plan, der ganz in Pius Geist verschmolzen war, ging dahin, den Erzbischoff Diether und den Churfürsten Friedrich von der Pfalz nach Mainz zu locken, um sie daselbst mit seinen Verschworenen gefangen zu nehmen.

Der Herzog von Veldenz, bekannt durch seine Treulosigkeit, und durch seine verräthrische Theilnahme an allen Feindseligkeiten gegen die Pfalz, war einer von den Verschworenen, welche sich von Adolfs Bosheiten bestricken ließen. Schon längst haschte er begierig nach Gelegenheit, sich einmal für seine vielfältig erlittne Demüthigungen an dem Pfälzischen Helden zu rächen. — Mit Vergnügen erklärte er sich daher für den Plan des Nassauers; und willigte freudig in Adolfs Vorschlag, mit einem Heerhaufen nächtlicherweile Mainz zu überrumpeln, und die daselbst zum Friedenskongreß angekommene Fürsten gefangen zu nehmen.

Der Verschwörungsplan war ein Meisterstück von Bosheit: die Verschworenen hatten schon die Hälfte der Stadt auf ihre Seite gebracht, auch war die Wache des Gauthors, wodurch sie den Einbruch der Verschworenen sichern wollten, von Adolfs Anhängern besezt. Uebrigens wurde dieser ruchlose Plan so geheim gehalten, daß der arglose

Diether nicht im mindesten Bedenken trug, auf dem angesezten Tag mit einer schwachen Bedeckung in Mainz zu erscheinen. —

Allein Friedrichs Schutzengel — der denkende einsichtsvolle Kemnat eiferte aus allen Kräften gegen die Abreise des Helden nach Mainz. — Auch im Bunde der vertrautesten Bösewichter windet sich die Schlange Verrätherey; und stille — allgegenwärtig und wachsam wandelt der Genius der beßern Menschheit um die Höhle der Schlangenbrut, und zürnt das verbrecherische Geheimniß von dem Auge irgend eines Satans, an dessen Entdeckung der giftige Pfeil des Meuchelmörders zurückprallen muß. Es ist die höhere Kenntniß der menschlichen Verderbtheit, die erhabne philosophische Uebersicht der Plane großer und böser Menschen — und ihrer muthmaßlichen Werkzeuge, und — ihrem Erfolg — was die alten Geschichtschreiber unter Wahrsagerei und Deutkunst der Gestirne verstehen: so mochte denn auch Kemnat irgend etwas von dem abscheulichen Plan des Erzbischoffs Adolf gehört, und aus dem Gerüchte von den bürgerlichen Factionen in Mainz seine Warnungen geschöpft haben, durch welche er die Freiheit und das theure Leben Friedrichs des Siegreichen seinem unbefangenen Herzen wichtig gemacht hatte.

Dem sey nun, wie ihm wolle — die Verschwornen glaubten ihren Raub schon in Sicherheit, und stürmten auf das gegebne Zeichen in die Stadt ein.

Diether war ihren Klauen entgangen; denn kurz zuvor wurde ihm Adolfs abscheulicher Anschlag auf sein und Friedrichs Leben und Freiheit entdeckt, und er entfloh mit einigen Vertrauten auf einem Kahn nach Oppenheim. — Hier versuchte nun der unglückliche durch diese unerhörte Barbarey und Grausamkeit gegen das Völkerrecht äusserst empörte Diether, durch ein allgemeines Landaufgebot seiner Parthey in Mainz zu Hülfe zu kommen.

Allein, alle seine Anstalten blieben nicht mehr als fruchtlose Versuche; die Bürger mußten nach einem blutigen Widerstand der Uebermacht weichen: — Mainz fiel in Adolfs Hände, und verlor dadurch seine Freiheiten.

Also auch dieser Anschlag war dem Papst fehlgeschlagen, wiewohl ihn die Eroberung der Stadt Mainz durch seinen Erzbischoff Adolf einigermaßen getröstet, und seine Hoffnungen gehoben hatte, daß es ihm doch noch endlich gegen Diether und Friedrich gelingen würde.

Auf Kaiser Friedrichs Antrag, dem die Gefangenschaft seiner Hauptleute und Bundesgenos-

sen schmerzlich zu Herzen gegangen war, erließ Pius II. abermals ein apostolisches Sendschreiben an den Herzog von Burgund.

Der Kaiser war mit dem Papst übereingekommen, alles mögliche anzuwenden, und mit den lockendsten Versprechungen ihren Plan auszuschmücken, um den Herzog von Burgund in ihr Interesse gegen Friedrich den Siegreichen zu ziehen. — Pius nannte Friedrich — seinen unglücklichen Freund Diether und den Grafen von Katzenelnbogen — Rebellen und Feinde — und ersuchte den Herzog dieselbigen zu demüthigen. — Dafür versprach er ihm nun im Namen des Kaisers — wenn er als kaiserlicher Feldhauptmann gegen die Rebellen auftreten würde, daß der Herzog nicht nur das Reichsvicariat jenseits des Rheins in Gallien, sondern auch für seine Nichte des Kaisers einzigen Prinzen Maximilian zum Gemahl erhalten sollte. Ja! um nur den Zweck nicht zu verfehlen, so wurde ihm die königliche Würde angeboten. — Papst und Kaiser zweifelten auch nicht einmal an des Herzogs Willfährigkeit, da der Herzog als ein ehrgeiziger Fürst, und wegen seiner großen Lande und Provinzen, schon längst Absichten auf die königliche Würde blicken ließ. — Man muß über des Papsts und des Kaisers gränzenlosen Haß und Verfolgungswuth wahrhaft erstaunen, wenn man diese verschwendrische Verspre-

chungen und die spätere Geschichte Karls des Kühnen unter Friedrich III. und Maximilian aus diesem Gesichtspunkt würdigt! — Man wird aber auch dabey Friedrichs Größe in diesen Gefahren, und Karls des Kühnen Ehrlichkeit bey solchen Versprechungen bewundern, und sich gern zu dem Resultat verstehen, daß noch mancher Karakter in der Geschichte verkannt liegt, der bey kritischer Würdigung uns zur Bewunderung hinreißen würde, statt daß er nach der gegenwärtigen Ansicht uns kaum durch einen schönen Zug interessirt? —

Also auch dieser Plan scheiterte an der Ehrlichkeit des braven Herzogs von Burgund.

Churfürst Friedrich saß im Kreise seiner Lieben, als ihm das edle Betragen des Herzogs von Burgund gemeldet wurde! —

„O! ein ehrlicher Mann — ein ehrwürdiger Fürst dieser Herzog; möge doch Gott einem jeden Fürsten das Herz dieses Mannes schenken,“ sprach Friedrich innigst gerührt: „wer außer ihm — vielleicht nur Podiebrad, und der Heßen biedrer Fürst — würde so viel Größe und so viel erhabne männliche Gerechtigkeitsliebe bewiesen haben? — So ein Ulrich von Würtemberg — ein Markgraf von Baden und ein Herzog von Veldenz, ringen nach den Brosamen der kaiserlichen Gnade, und verkaufen ihm ihren ganzen Menschen- und Fürstenwerth, um die Diener seines blutigen Haßes seyn

zu dürfen! was würden sie und ihres Gleichen erst wagen und thun, wenn man ihnen königliche Würde, kaiserliche Bräutigame, und kaiserliche Machtvollkommenheiten anbieten würde? — O! des elenden sklavischen Zeitalters, wo man den tugendhaften Kampf des rechtlichen Mannes mit Bannbullen straft — wo Deutschlands Fürsten über den Retter und Rächer ihrer Freiheiten herfallen wie der blutdürstige Geier über die unschuldige Taube — wo sie dem Tyrannen der Deutschen Nation ihre Kräfte — ihr und ihrer Länder Blut zum muthwilligen Spiel darleihen, und willig ihre Nacken beugen vor den Donnerkeilen des Römischen Despoten. Pfui über Friedrich III. lernt er in seiner schrecklichen Lage nicht mehr Menschlichkeit, saugt er allein aus den Leiden und Verfolgungen seines widrigen Schicksals den blutigen Freiheitshaß, da doch alle übrige Menschenherzen Sanftheit — Friedens- und Gerechtigkeits-Liebe aus dieser Quelle schöpfen! —

Kemnat. Ja wohl — ein heilloses Zeitalter — in welchem die Geduld des größten Mannes ermüdet, da alles auf ihn einstürmt, und niemand den Märtyrer der Wahrheit gegen seine Unterdrücker in Schutz nehmen will! — Darum doppelte Freude über diese schöne Erscheinung in den Zeiten der Barbarey! —

Gem.

Gemmingen. Die Sieger bey Seckenheim und Giengen sollten nun nach meiner Meinung von ihrem Waffenglück Gebrauch machen, und in Verbindung mit Podiebrad — dem Kaiser mit den Waffen in der Faust den Frieden abnöthigen! Wohl hat der Herzog von Burgund recht, daß man sich auf des Kaisers Versprechen nicht verlaßen kann. Wollt ihr daher Deutschlands Ruhe sichern, und ihm seine Rechte und Freiheit erhalten — so zwingt den Kaiser zu einem Frieden — schwächt ihn — daß ihm keine Kräfte zum Krieg mehr übrig bleiben — trennt die Verbindung zwischen ihm und dem Papst — macht es zur ersten Bedingung — er selbst Friedrich der Kaiser soll an der Spitze von Deutschlands Fürsten sich der Despotie des Römers entgegenwerfen; und die Anmaaßungen seiner Kuria beschränken!

Friedr. Zu spät — und zu früh! Ein ewiger verheerender Krieg, der mein Vaterland erschöpfen muß — dem ich sein friedliches Glück raube um es an Deutschland zu verschenken — wäre ohnstreitig das schreckliche Resultat einer solchen Unternehmung! — O Männer! es ist nicht Kleinmuth, der aus meiner Seele zu euch spricht — es ist reines tiefes Gefühl meiner Lage, in der ich mich zu meinem kraftleeren Zeitalter befinde. — Wer steht an meiner Seite — wer kämpft aus

reinen Absichten mit mir für die Menschheit? wie viele haben um den unglücklichen Diether getrauert, und diesem ehrwürdigen Opfer der päpstlichen Tyrannei Vertrauen, Beystand und Freundschaft geschenkt? Wen hat sein Heldenkampf für Deutschlands Gerechtsame gerührt — wem grif es ins Deutsche patriotische Herz, da er flüchtig vor seinen Verfolgern — wehrlos nach einem Freund sich sehnte, dessen Arm den unglücklichen Mann gegen die Wuth des Römers schützen möchte? — Er hat in der Pfalz ein Asyl gefunden — er war mein Feind — und ich — blieb in der Noth sein Freund! — Ich bin nicht stolz Freunde; aber ich fühle es, daß ich recht that — ich fühle selbst — daß ich ein größrer und edler Mann war, als alle meine Nachbarn. — Aber wohin soll mich und kann mich dieser verzweifelte Wettkampf um den Beifall Deutschlands führen? wohin wird er den armen Diether und seine Witelsbachischen Freunde führen? — Nein — wir nöthigen dem Zeitalter keine Achtung und keine Unterstützung ab: man zittert, wenn wir den Feind schlagen — aber man verschwört sich nur um desto grausamer gegen die siegende gerechte Sache. Verschwörung — Verbannung und die Dolche der päpstlichen Zwietracht umlagern uns jezt! — nur auf mein Herz zielt ihr giftiger Blick — nur mich wollen die Ungeheuer — um

das wenige Gute zu unterdrücken was meine Waffen für Deutschland erkämpften und womit wir stolz dem kommenden beßern Jahrhundert vorherzugehen gedachten. — Ja! es kommen beßre Zeiten für die Menschheit — glücklichre Tage für Deutschland; Menschenrechte und vaterländische Freiheiten werden den Enkel beglücken. Männer! mit dem Sturz der despotischen Papstgewalt darf die Hofnung ihr Haupt emporheben, über den Ruinen dieser schrecklichen Herrschaft wird das schöne sanfte morgenröthliche Licht der Wahrheit aufgehen, und über Deutschlands Nacht scheinen. Ach! daß ich nicht viel — viel dafür thun kann — daß mein Herz und mein Arm noch von eisernen Gewichtern niedergedrückt wird! — Ich bin Reichsfürst — ich habe Sorgen für Deutschlands Rechte und Freiheiten auf dem Herzen — aber ich bin auch Landesvater und Churfürst der Pfälzer: in dieser Collision meiner zwiefachen heiligen Pflichten — muß ich für mein Vaterland entscheiden: Ich bin müde des unseeligen abentheuerlichen Lebens — meine Pfälzer wollen Frieden, und dieses Glück darf ich ihnen nicht versagen. — Ich und Ludwig stehen allein — wir vermögen nicht das Papstthum zu stürzen: wohlan! so sey es denn meinen beßern und glücklichern Nachkommen überlaßen, ich ziehe von nun an meine Hand ab, und thue nicht mehr, als, was Friedrichs Ehre

und meines Vaterlandes Ruhm von mir fodert! —

Kemnat. Daß man euch so verkennt — (tiefgerührt) so verfolgt! daß die bethörte Menschheit seinen Quälern mehr anhängt als seinen Wohlthätern? — Gott! wie ist diese Nation verhunzt — wer erkennt die Deutsche Nation, die Helden-Nation des Tacitus in dem Mönchsvolk unsres Jahrhunderts? Wer muß nicht dem Sklavensinn und dem verdammlichen Despotismus fluchen, wer die Zeiten der Cherusker gegen die Tage des Faustrechts und des Mönchthums hält? — O mein Churfürst — in einer so männlichen Stimmung wie eure jetzige, kann und darf ich euch wohl diese Gefühle gestehen; sie sind bitter für euer Herz, aber auch zugleich beruhigend gegen den Unmuth, der eure Seele füllt! — Schaut auf der Oberfläche unsers Deutschen Vaterlandes hin — und dieß Trauerbild einer mönchischen Menschheit schränke eure Fodrungen ein, und besänftige eure Wünsche. — Ihr habt genug für eure Unsterblichkeit gethan. Daß ihr das Ungeheuer nicht stürzen konntet? Churfürst — dazu müßen sich noch Millionen verborgne Kräfte paaren, um seinen Sturz zu bewürken. — Aber das wird doch die Nachwelt bey dem Namen Friedrich mit Ehrfurcht gestehen — daß ihr es erschüttert und ihm manche Wunde geschlagen hättet;

mit Preis und Hochgefühl wird sie euch bewundern, daß ihr in der tiefsten Nacht eures Jahrhunderts groß, hell und gerecht allein stundet; und gegen die tausend Schrecken der Römischen Despotie mit kühner Seele als ein Deutscher freier Mann kämpftet, und daß euer Kampf doch wenigstens Deutschland seine Kräfte hätte kennen lernen! —

Gemmingen. Aber — werdet ihr mit dieser bescheidnen Gerechtigkeit den Tyrannen beugen — wird er es fühlen, daß ihr nur gegen seine Dolche scheu — nur behutsam gegen die arglistige Trägheit eurer Zeitgenoßen und nicht ängstlich vor der Keckheit seiner Anmaßungen euch des Kampfs begeben habt? — Ihr seht doch wie hartnäckig er seine Allmacht gegen den gesunden Sinn des Rechts behauptet, und mit welcher unversöhnlichen Härte er euerm Bruder Rupprecht das Pallium für das Erzstift Kölln, und die Anerkennung seiner Erzbischöflichen Würde versagt, weil er sich noch nicht völlig seines Grolls gegen euch entladen hat! —

Friedr. Und wenn es auch mir gelänge, ihm mit den Waffen dieses abzunöthigen, hätte ich dadurch etwas für Deutschland gewonnen? Männer? es ist des Herrschers erste, klügste und heiligste Pflicht — sein treues Volk nicht zu mißbrauchen: wer gegen diese Pflicht sündigt, den

strast Empörung — Meuchelmord, oder der Fluch der Menschheit. — Wenn ich meine braven Pfälzer diesen Idealen opferte, wenn ich mit ihrem Blut mein Glück gar so weit getrieben hätte, daß Pius der II. in Mannheim die Demüthigung seines Kollegen des Papst Johannes XXIII. dulden müßte, glaubt ihr wohl, daß in dieser Epoche der Papst hülflos bliebe?

Kemnat. Unfehlbar — wie der Volkswahn, auf dem dieß schreckenvolle Prinzip des Papstthums gegründet ist: das Vaterland ist Grund genug euer Benehmen zu rechtfertigen.

Friedr. Und Philipps — Gerechtsame! Freunde, die Pfalz hat mich zwar zum Churfürsten erwählt, allein — wem bin ich, zunächst diesem meinem Vaterland — Rechenschaft von meiner Regierung zu geben schuldig? nicht auch meinem rechtmäßigen Thronfolger dem Pfalzgrafen Philipp? — Meine bisherige Handlungsweise verbürgt euch doch wohl, daß Friedrich nicht fähig ist wie jene Blutsauger — sein Vaterland einer lasterhaften Laune zu opfern? — Gewiß Männer! noch heute wollte ich lieber Churhut und Szepter niederlegen, als daß ich meinen Namen mit diesem Frevel den Vorwürfen der richtenden Nachwelt übergäbe! — Ich kenne bey einer erblichen Thronfolge nichts verfluchenswertheres als dieses leidenschaftliche Wühlen in den Eingeweiden des

Staats, womit der verbrecherische Fürst die besten Säfte des Vaterlandes aussaugt, — die Nation verhunzt, und ihren physischen und moralischen Werth seinen viehischen Wollüsten oder seiner grausamen Laune opfert, damit der Nachfolger — den er vielleicht haßt — oder gegen den er wie gegen das Vaterland das menschliche Gewissen verleugnet, mit dem darbenden Volk zugleich seinen unmittelbaren Fluch erbe. — O! mein Kemnat, wie viele Fürsten in meiner Lage vergessen, was sie der Verfassung schuldig sind — wie viele lassen sich durch Schmeicheley, Ehrgeiz und Herrschsucht verleiten ihr Volk zu drücken, und um vielleicht ganz lieblicher Scheinhofnungen willen den Fluch der Tyrannei auf sich zu laden. Schande — und meinen vollen Abschen nur dem Gedanken an jenes Verbrechen! Nein — ich will meinem Philipp ein glückliches Land übergeben — glücklicher als ich es aus Ludwigs Händen erhielt. Mit dem Lösegeld meiner fürstlichen Gefangnen will ich seine Wunden heilen, und dann das Ende meiner Regierung dem stillen Genuß meiner vollbrachten Arbeit widmen.

Kemnat. Gottes schönster Seegen dazu! —

Gemmingen. Gewiß hätte ihn kein Fürst redlicher verdient als Friedrich! —

Churfürst Friedrich war gegen die Erwartung seiner Vertrauten nun geschmeidiger, als es vielleicht Papst und Kaiser gehoft hatten, für den Frieden gestimmt.

Der öftern Nachstellungen seiner unversöhnlichen Feinde müde, mißmüthig über die Trägheit seiner Zeitgenoßen, und unzufrieden über den feigen verrätherischen Sklavensinn seiner Mitreichsstände, gab er den allgemeinen Plan, für Deutschlands Gerechtsame gegen die Despotie des Römischen Bischoffs zu kämpfen, auf, und beschränkte sich bloß auf die Vertheidigung seines Vaterlandes.

Ungern und mit blutendem Herzen reißt sich der große Mann von einem geliebten Ideale los, und kann es sich nur mit Mühe überreden, daß er aus seiner lieblichen Phantasie die lebendigsten Züge in die äußern Wesen übergetragen, und aus seinem regsten Herzgefühl ihnen das Leben mitgetheilt habe! — So auch Friedrich. — Mit dem Kampf wie ihn die große Seele um ein geliebtes Gut kämpft — mit dem Schmerz womit sich der Wahrheits-Held von dem süßen Zauberbild des höhern Menschenglücks losreißt — so entwand sich auch Friedrichs Seele der großen lieblichen Idee, woran er bisher mit grenzenloser Anhänglichkeit klebte, — dem Deutschen Reich seine Unabhängigkeit von dem herrschsüchtigen Einfluß des Römischen Stuhls zu erkämpfen.

Allein — eben so wie auch die große Seele, wann sie sich von irgend einem geliebten Plan scheidet, nichts von der Würde ihrer höhern Kraft dabey einbüßt — so blieb auch Friedrich noch immer und unverändert der nehmliche für sein Vaterland, der er bisher für ganz Deutschland war. — Er gab zwar den Eingebungen der Klugheit Gehör — er wog als ein weiser scharfsinniger Mann sorgfältig die Schwächen und Gebrechen seines Zeitalters gegen seine beßre Eigenheiten — die Schwürigkeiten zu den vorhandnen Kräften ab; aber dabey blieb er immer noch unverändert gewaffnet und gerüstet, um alle jene Uebel von seinem Vaterland wenigstens abzuwenden. Eben so ernst, frei und groß wie vorher benahm er sich in den Pfälzischen Angelegenheiten, und beleidigte auch nicht auf das entfernteste diejenigen Forderungen, welche Zeit und Nachwelt zum Maßstab seiner Regentengröße und zur Würdigung seiner Talente nehmen möchten. — Nun zur Geschichte weiter! —

Der Papst und der Kaiser nahmen sich mit vielem Eifer der in der Schlacht bey Seckenheim gefangnen Fürsten an. — Der Held gab jedem Ansuchen Gehör, willig und entschloßen bot er die Hand zum Frieden.

Herzog Ludwig von Landshuth mit seinen Verbundnen erklärten den kaiserlichen Gesandten zu

Neustadt, daß sie von dem Kaiser einen ehrlichen Frieden erwarteten; und daß sie von ihm deshalb Friedensvorschläge hören wollten.

Friedrich der Siegreiche war wegen seinem Bruder Rupprecht Erzbischoff von Köln in Absicht auf den Papst nachgebender, und die sämtlich verbundnen Fürsten waren entschloßen billig zu seyn, weil der Erzherzog Albrecht von Oestreich — auf welchen des Kaisers wüthendster Haß wegen der Wiener gefallen war, nur durch einen allgemeinen Frieden gegen die Reichsacht konnte geschüzt werden.

Die Aussichten zu einem Frieden waren so gerecht und beruhigend — man zweifelte schon nicht mehr daran: allein der Kaiser wußte sich nicht entscheidend zu benehmen; alle Leidenschaften Friedrichs III. kamen hierbey in Collision, Haß und Eifersucht bekamen bey ihm die Obergewalt — Seine Anmaßungen waren grenzenlos, und so blieben auch diese Streitigkeiten unentschieden, und der Friede scheiterte abermals an dem schwachen, schwankenden und leidenschaftlichen Karakter des Kaisers.

Die gefangnen Fürsten und Hauptleute Friedrichs III. für welche sich doch der Kaiser mit allem Nachdruck hätte verwenden sollen, und auf welche Churfürst Friedrich in Absicht auf den Frieden vieles gerechnet hatte, waren also hiermit der

Großmuth des Helden und ihrer eignen Hülfe überlassen.

Friedrich zeigte nun auch in dieser Angelegenheit, daß Großmuth und Friedens-Liebe eben so mächtig als kriegerischer Ernst und unerschrockner Patriotismus sein Herz beherrschten.

Sämtliche gefangne Fürsten wurden daher gegen ein großes Lösegeld, und gegen eine für die angesezte Summe verpfändete Provinz ihres Landes freigegeben. — Bey dem Grafen von Würtemberg gieng es gar so weit, daß seine Residenz Stuttgard für ein Lehn erklärt wurde, welches er gegen eine gewisse Summe abkaufen mußte.

Die drey gefangne Fürsten mußten auch zugleich durch Reverse und Eidschwüre erklären, daß sie nie mehr gegen die Pfalz Krieg führen, und daß sie sich weder um die Angelegenheiten der Mainzischen Erzbischöffe noch um des Kaisers Feindschaft gegen den Pfälzischen Helden bekümmern wollten. — Ferner ward ihnen auch aufgegeben und mit ihnen bedungen, daß sie zur Genugthuung des Churfürsten gegen den Papst, seine päpstliche Heiligkeit um die Zurücknahme der Bannbulle ersuchen sollten.

Nachdem nun die Punkte ihrer Freilassung berichtigt waren und ihre würkliche Freigebung nach dem festgesezten Ansaz ihres Lösegeldes in Erfül-

lung gehen sollte, so verordnete Friedrich, daß sämtliche Fürsten ihrem Stand gemäß, und mit aller Churfürstlichen Pracht bewirthet werden sollten. Der Held hatte dabey einen Plan zur Demüthigung seiner Feinde, welcher weder seiner Großmuth noch irgend einer seiner erhabnen Eigenschaften zu nahe trat, und welcher von seiner großen Achtung gegen das Volk der Pfälzer einen denkwürdigen Beweiß gab.

Friedrichs Feinde hatten nehmlich — wie wir schon oben gehört haben, die Pfalz mit einer ausgedachten Grausamkeit verheert. Absichtlich ließen sie dem Landmann seine Saat verderben; sein Getraide verbrennen, und außer dem, daß sie die blühendsten Dorfschaften im Rauch aufgehen ließen, behandelten sie den schuldlosen Gaubewohner mit einer Härte und mit einer Grausamkeit, daß diese ihre beispiellose Barbareyen, in der Geschichte der Tyrannei und der Rache obenanzustehen verdienen. Der Churfürst befahl daher, daß man den drey Fürsten die ausgesuchtesten und köstbarsten Speisen und Getränke vorsetzen, ihnen aber durchaus kein Brod reichen möge *). Alles

*) Eine Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Siegreichen! — Mit welchem Rechte ich dieselbe aufnehme, mögen diejenige verantworten, welche aus vielleicht noch weniger statthaften Gründen wie die Meinige sich dieß erlaubten. — Wie viele Anekdoten haben sich die Biographen des Preußischen Königs Friedrichs des

was diesen Auftritt verherrlichen konnte — festliche Musik, glänzender Aufwand, verschwendrische Pracht — war zur Auszeichnung dieses sonderbaren Fests angebracht.

Einzigen erlaubt, um die Geschichte ihres Helden damit auszuschmücken, und deren einzige Quelle oft die ungewisse Sage war, oder höchstens die allzeitfertige Schlußfolge — daß sie in der Laune und in dem Sachereichen Witz des großen Mannes gesagt wäre.

Der um Friedrichs des Siegreichen Geschichte so verdiente Krämer, verwirft weder diesen Vorfall, noch scheint er ihn trotz seines Bürgen, des verdienstvollen Frehers, in dessen Noten zu Tritheims Geschichte das bairischen Krieges für gültig annehmen zu wollen. — In Lehmanns speierischer Chronik wird der nähmliche Vorfall erzählt, nur daß derselbe gleich nach der Schlacht bey Seckenheim sich ereignet habe, welches aus dem Grund nicht statt haben konnte, da der Bischof von Metz und der Markgraf von Baden tödlich verwundet waren.

So lang uns noch eine Kritik der Geschichte fehlt, und der Geschichtschreiber bey der Bearbeitung seines Helden die psychologische Rücksichten nicht aus dem Auge verlieren darf, so lange glaube ich entgeht auch der Schriftsteller, der in der Manier, worin Friedrich d. S. erscheint, arbeitet, dem Tadel, wenn er nach dem Prämissen die in der Geschichte und in dem Karakter seines Helden liegen urtheilt, und sich übrigens die willkührliche Verpflanzung einer Anekdote erlaubt, weil sie ihm auf dieser Stelle und in dieser Lage natürlicher, wahrscheinlicher und gedachter erscheint. —

Der Verfasser dieser Bearbeitung Friedrichs des Siegreichen erinnert bey dieser Gelegenheit bescheiden sein kritisches Publikum, daß man ihn durchaus nicht nach jener Schärfe richten möge, wornach man den pragmatischen Geschichtschreiber beurtheilt. — Man wird es, hoft er, im Ganzen bemerken, daß er sich mit Treue an seine Quellen gehalten habe; vorzüglich erwartet er aber,

Das Volk konnte von ferne demselben beywohnen. —

Friedrich erschien mit allem Schmuck der Churfürstlichen Würde: umgeben von seinem ganzen Hoflager trat er in den Saal, wo sich die drey gefangne Fürsten welche er jezt feierlich in Freiheit sezen wollte befanden.

Die fürstliche Gefangne waren schon auf dem halben Wege, sich mit dem Helden auszusöhnen, indem sie glaubten, daß Friedrich mit diesem glänzenden Fest ihren fürstlichen Stand ehren wollte, und auch nicht von ferne ahneten, daß der Churfürst die Absicht habe, sie bey dieser Gelegenheit für ihre in der Pfalz verübte Grausamkeiten zu demüthigen, und sein Volk auf eine große und glänzende Weise zu rächen.

da er unter dem Schild einer freiern Manier seinen Friedrich ins Publikum treten läßt, daß man einige Tiraden, welche zur Zeichnung des Zeitalters, und zur philosophischen Aneinanderreihung zerstreuter und dunkler Begebenheiten unentbehrlich sind, um dem Leser das Wie? und Warum? philosophisch zu analysiren, nicht für eine Sünde gegen die Geschichtswahrheit erkläre — weil die alten Chroniken davon schweigen. So viel ich mich erinnere, hat man dem philosophischen Geschichtsmaler diese ihm so unentbehrliche Freiheit zugestanden — vielleicht hat auch das Jahrhundert und der Mangel an Quellen etwas entschuldigendes, denn herzlich gerne entgieng der Verfasser Vorwürfen der Art. —

Die Fürsten, welche schon eine gute Zeit an der Tafel saßen, harrten noch immer auf Brod, und wollten nicht zugreifen. — Friedrich erinnerte sie sehr geschmeidig daran, daß sie von diesen kostbaren Speisen doch genießen möchten, worauf die Fürsten erwiederten, daß ihnen das Brod mangle, und daß es ja unmöglich sey, ohne diese erste und köstlichste Nahrung irgend eine andre Speise zu genießen! —

„Ich sollte aber wohl denken, sprach Friedrich, daß man bey solchen Speisen wenigstens das Brod vermissen könnte: bey dem Bürger und Bauer ist dieß freilich ein andres; denn denen bleibt ja wohl in Ermanglung besserer Speisen keine andre Wahl übrig! —

Graf Ulrich. Ohne diese kräftigste Würze verliert aber jede andre noch so köstliche Speise, denn das Brod ist die stärkendste und gesündeste Nahrung! —

Friedrich. Fühlt ihr das Graf? empfindet ihr dieß jezt erst? Unmöglich! ihr waret wohl früher schon davon überzeugt, aber in diesem Augenblick wird diese alte Ueberzeugung erst Empfindung bey euch. Nun Graf — so werdet ihr denn auch empfinden, was euch dieser Augenblick sagen will! —

Mar. v. Baden. Ihr seyd heute guter Laune, mein Churfürst! —

Friedrich. Einigermaßen, nur mit dem Unterschied, daß mein Herz an diesem Augenblick mehr Antheil als meine Laune hat: denn wollte ich eure Verbrechen gegen Menschen- und Völkerrechte nach Verdienst strafen, dann würde ein zwiefaches Lösegeld euch der gerechten Rache meines Vaterlandes nicht entzogen haben. — Unmenschen ihr — wie habt ihr mein schuldloses Volk mißhandelt? Mit welcher teuflischen Grausamkeit habt ihr seine Saat — und die theuern Früchte seines unermüdeten Fleißes verheert? — Fühlt ihr schon in diesem einzigen Augenblick, was Brodmangel ist — und tausende denen Brod ihre einzige Nahrung ist, hat eure Barbarei in das schrecklichste Elend gestürzt, und die unglückliche schuldlose Menschen dem Hungerstode entgegen geworfen? — Tyrannen — die ihr gegen das arme Landvolk wütet, weil ihr zu feig waret mit Männern und mit Schwerdtern euch zu messen; wofür haltet ihr das Volk, daß ihr so unmenschlich gegen dasselbe wüten konntet? Zittert ihr nicht vor seiner Rache? Hat nicht die Großmuth meiner Krieger euch das Leben geschenkt, ist es nicht mein Volk — das um meinetwillen eure Barbareyen vergißt, und seine gerechte Rache meinem Willen überläßt? — Es ist freilich die abscheuliche Art Krieg zu führen, die Menschheit zu quälen, und die Wohnsitze schuldloser ruhiger Bürger

ger zu verheeren: aber eure Unmenschlichkeiten werden wegen ihrer schrecklichen Härte, womit ihr sie begangen habt, jedem Pfälzer im Andenken bleiben, und seine Wuth in blutigen Haß umwandlen, wenn er gegen euch zu Felde ziehen muß. Und was hattet ihr denn gegen Friedrich erwürkt — welche Vortheile hat Papst und Kaiser davon erhalten, daß ihr mit Tiegerwuth die Eingeweide meines Staats durchwühlt habt? — Welche? daß ich an der Spitze dieser unglücklichen verzweiflungsvollen Menschen über eure Leichname gegen den Kaiser vorrückte, um ihn für den Jammer, den ihr in seinem Namen auf meine Pfälzer gebracht habt, zu demüthigen, wäre ich so grausam wie meine Feinde, und wäre ich derjenige, wofür mich Pius und Friedrich vor Deutschland verläumden! —

Bischof v. Metz. Es ist leider der unseelige Zeitgeist, der die Kriege unsres Jahrhunderts um Kleinigkeiten willen so grausam als verderblich macht!

Friedrich. Nein Bischof! nicht so: ich kenne meine Feinde, und weiß wohl diese Barbarey von der heutigen Kriegsmaxime zu unterscheiden: auch ich bin oft genöthigt, um der Masse meiner zahllosen Feinde zu widerstehen, dem Volk wehe zu thun: mein Herz trauert darüber — aber ich unterliege der Nothwendigkeit. Wo

könnt ihr mich aber solcher scheußlichen Unmensch-
lichkeiten zeihen — wo habe ich mich je solcher
niedern Frevel bedient — wenn habe ich einen
Krieg geführet, wo ich bloß Rache an dem Land-
bewohner wie ihr genommen habe? Doch ge-
nug! — — Ihr seyd frey, und ich glaubte euch
nur noch meine bittre Empfindung über euer ver-
übtes Unrecht äußern zu müßen. — Aber hört
auf in der Zukunft eure Fürstennamen mit derley
Mordbrennereyen zu beschimpfen; es entehrt den
Namen eines Regenten, der sich solcher Greuel-
thaten schuldig machte, und noch nach Jahrtau-
senden nennt man mit Abscheu den Elenden der nur
Barbar und nicht Krieger war. — Der recht-
liche und gesetzliche Mann mit den Waffen ent-
scheide den Zwist der Fürsten, aber nicht Länder-
verheerung, Verderben und Volksruin! — Wis-
set — auch Fürsten sind Menschen, sie haben
mit einander einerley Bedürfniße, und sind dar-
um eben so gut den allgemeinen Gesetzen des
Rechts — der Menschlichkeit und der Ordnung
unterworfen wie ihre Unterthanen: Gottes Gericht
und das unbestechliche Urtheil der Nachwelt wür-
digt ihre Handlungen; und ihre traurigen Schick-
sale sind schrecklicher, als die eines Bürgers oder
eines Bauern.

M. v. Baden. Wir haben das in der Ge-
fangenschaft erfahren, unser Lösegeld mag ih-

ren Schaden vergüten, wozu noch diese Vorwürfe?

Friedrich. Vorwürfe sind eine bescheidne wenn schon bittre Rache, und diese war ich meinem Volk schuldig: aber Warnungen, die glaubte ich euch schuldig zu seyn. Ehret ihr meine Großmuth und meine Menschlichkeit darinn, so werdet ihr den Sinn dieses euch vielleicht seltsamen Auftritts, nicht nur nicht verkennen, sondern ihn gar billigen und schätzen. — Mich dünkt! die Menschheit wandle trotz ihrer Verderbniß, und trotz unsrer abscheulichen Sitten und Gebräuche, immer Schrit vor Schrit einem höhern Ziele entgegen, und nähere sich immermehr einem regern Gefühle von Recht und Billigkeit. Es ist daher auch Pflicht, welche die Klugheit jedem Fürsten anempfiehlt, diese abscheuliche, menschheitswidrige Kriegsgebräuche abzustellen, und das Volk nicht mehr grausam zu behandeln — Reichsfürsten — Glieder eines großen Staats, Theile der erhabnen Deutschen Nation, müßen wo möglich die Zwietracht aus ihren Staaten verbannen, und friedlich sich einander die Hand zum allgemeinen Glück des Deutschen Volks bieten. — Der Kaiser und der Papst haben euch bisher nur zu Sklaven ihrer Vergrößerungsprojekte gebraucht, und euch unter die Würde Deutscher Reichsfürsten herabgesetzt. Lernt aus meinem Beyspiel, daß ein

Deutscher Mann frei, unabhängig und groß für seinen Staat leben kann, und kein feiler verächtlicher Diener einer fremden Politik zu seyn nöthig hat. — Haltet euch an eure höhre und würdigre Bestimmung; beglückt euer Volk, dient dem Recht, erleichtert die Lasten, und wütet nicht mehr wie bisher gegen die Vertheidiger der Gerechtsame unsres gemeinschaftlichen Vaterlandes. — Seht Fürsten, so denken Ludwig von Landshuth, Erzbischof Diether und ich — ihr habt uns bisher gehaßt — mögtet ihr uns ins künftige lieben, und schätzen, gern wollten wir euch Brüder nennen! —

Friedrich hatte nun nach der Freilassung der drey gefangnen Fürsten, kein heiligeres und wichtigeres Anliegen, als, seinem Vaterlande einen allgemeinen Frieden zu erwürken; die mit so vielem Blut besudelte Erzbischöfliche Insul aus Adolfs unwürdigen Händen zu nehmen, und dieselbe seinem unglücklichen Freunde, dem erhabnen Fürsten Diether wiederzugeben. Gedemüthigt waren Diethers und Friedrichs Feinde — Auf Adolfen von Nassau haftete der Fluch eines ungerechten Guts, und der Abscheu Deutschlands gegen seine Barbarei, und gegen seine fühllose Grausamkeit

womit er das blühende Mainz verrathen und verwüstet hatte.

Pius II freute sich seiner Blutarbeit, die seine scheußliche Kabale zum Sturz der Rheinischen Fürsten und zur Vollendung seiner fürchterlichen Bannbulle gegen den bedaurungswürdigen Diether ersonnen hatte.

In dem Zeitalter des Faustrechts und des Mönchs Despotismus ragt manche menschheitswidrige Handlung aus dem Dunkel der Geschichte hervor, und hat sich zum Brandmal der Sitten jenes Jahrhunderts in der Deutschen Geschichte verewigt. — Die Geschichte weiß uns aber kein blutigeres Schauspiel aus jener Zeit darzustellen, als das der Eroberung der Stadt Mainz durch Adolf von Nassau und seine Verbündeten.

Die volle Wuth, und die thierische Leidenschaft jenes Zeitalters sind auf das kräftigste darin bezeichnet, allein sie besitzt auch die Eigenschaften eines blutigen Priesterhasses — und ist ein unvergängliches Denkmal der blutdürstigen Herrschsucht des Römischen Stuhls, auf dem Pius II mit allen Schrecken der Tyrannei, und mit allen Eigenheiten eines so schlauen als hartherzigen Barbaren herrschte.

Daß der Mensch im Besitz einer allmächtigen Gewalt aufhört Mensch zu seyn, und entweder Kind oder Ungeheuer wird.

Wer hätte das von Aeneas Sylvius erwartet? Ein Mann — der der Wohlthäter seiner Zeit hätte werden können, läßt morden und zerstören, um eine Grille seiner herrschsüchtigen Curia durchzusetzen! —

Friedrich schauderte, als man ihm die Blutszenen in der Stadt Mainz schilderte, und Diether weinte um die armen unglücklichen Schlachtopfer, die, weil sie ihm anhiengen, der Rache des unerbittlichen Adolfs geschlachtet wurden. — Der Churfürst war so von dieser Barbarei empört, daß er auf der Stelle mit einer Armee der unglücklichen Stadt Mainz zu Hülfe gekommen wäre, wenn nicht Diethers Errinnerung — daß das Schicksal der Bürger alsdann nur um so beklagenswerther seyn dürfte, seinen Unmuth gemäßigt hätte. ! —

„Ja!“ sprach er, „wir werden mit den Barbaren nicht fertig, wir opfern ihnen das Glück unsrer Länder, und was haben wir erzwungen? Das Ungeheuer ist von Millionen feiger Böswichter umgeben, — sein Herz trift doch die Rache der beleidigten Menschheit nicht!“

Diether. Dereinstens — mein Bruder! denn ein Gott hält die Welt, und seine Macht wird auch endlich die Tyrannei, die der Römische Bischof sich in seinem Namen über die Menschheit erlaubt, unterdrücken, und mit höherer Kraft

seine Gerechtigkeit der zweiflenden Welt offenbahren.

Friedrich. Ja Diether! unser Verdienst um jenes große entfernte Ziel, wird darum leider nur im Kampf und in unsrer Standhaftigkeit bestehen. Ein höhres Ziel dürften wir auch mit unsern kühnsten Unternehmungen nicht erringen können: aber darum hat der Römische Stuhl und der Kaiser noch nichts gegen uns gewonnen! — Meine Ehre hängt an der eurigen, unsre Schicksale sind, einige Verhältniße abgerechnet, innig in einander verwebt: wird unsre Geschichte auf die Nachwelt kommen; so dürfte unser Verhältniß und unser Betragen in dieser entscheidenden Krisis strenge von ihr gewürdigt werden: darum nicht gestürmt gegen den Koloß — aber groß und deutsch wie Männer den Kampfplatz betreten, wenn es den Kampf für Recht und Ehre gelten soll! —

Diether. Wahr gesprochen, mein Bruder! unsre Ehre hängt an der Art, wie wir uns jezt benehmen: erlaubt mir daher, euch meine ungeheuchelte Meynung zu gestehen!

Friedrich. Und die wäre?

Diether. Es ist Blut genug geflossen, um Diethers, und um des Vaterlandes Rechte gegen die Tyrannei des Papstes zu vertheidigen — und stünde halb Deutschland in Flammen — flöße

Menschenblut in Strömen, Pius würde auch nicht eine Sylbe von seiner Bannbulle gegen uns austilgen. Eure heldenmüthige Aufopferungen und mein grades redliches Benehmen wird uns bey der Nachwelt rechtfertigen. Friedrich — soll Diether noch länger Zeuge dieses verwüstenden Krieges seyn? soll er mit seinem guten menschenliebenden Herzen den Verdacht der Nachwelt auf sich laden, daß er aus Ehrgeiz und aus hartnäckigem Stolz dieß abscheuliche Blutbad verlängert habe? Verlohnt es sich denn der Mühe für eine edle Seele, um Mütze und Inful sich dem Abscheu der Welt preiß zu geben? Ein Papst Pius kann wohl Barbar seyn, um der Herrschaft über den Erdkreiß sich rühmen zu dürfen, und das schreckliche Entzücken zu genießen, Nationen vor seiner Zuchtruthe im Staub zu erblicken, und zum Entsetzen jedes Sterblichen in dieser verderblichen Pracht als ein Gott zu schwelgen; aber Diether schaudert dafür auch nur ein schuldlos gewürgtes Menschenleben auf seiner Seele zu tragen! — Ja ich gestehe es mein Bruder! gern und mit aller Aufopfrungswilligkeit habe ich die Rechte des ersten Deutschen Churfürsten gegen den Inngrimm des hrrschsüchtigen Papsts vertheidigt, mit dem elendesten Schicksal wollte ich Deutschlands Freiheit und die Ruhe meines Erzstifts erkaufen! —

Friedr. Nicht das — ihr sollt und müßt am Ende noch siegen — so lange ich lebe, soll Diether gegen jeden Tyrannen geschützt seyn! —

Diether. Dafür wird euch die Menschheit Dank wissen, und die gerechte Nachwelt wird euch einen großen edlen Deutschen Mann nennen: aber Friedrich! ich will nicht länger mehr die Zielscheibe des päpstlichen Haßes, und die unglückseelige Ursache der Zwietracht zwischen den Deutschen Fürsten seyn! — Der Rheinstrohm war lange ein blutiges und schreckliches Schauspiel des Krieges; lange genug hat die päpstliche Wuth durch ihre Sklaven diese himmlische Länder jedem Verderben und jeder Barbarey Preis gegeben. Nein Friedrich! der Tyrann soll nicht länger mehr die Freude haben, mich quälen zu können, und unsre Länder durch Zwietracht zu verheeren. Ich habe genug für Deutschland und für mein Volk gethan und gelitten! Der Elende glaubt vielleicht, ich verzweifle, weil mich seine Bannbulle verfolgt, nein! seine Gewalt wird mir mein Recht nicht abtrotzen, aber Diether will selbst, weil er mehr als leiden kann — er kann auch Märtyrer seiner gerechten Sache werden, und gewiß wird ihm mein stilles Leiden gefährlicher, als mein Widerstand! —

Friedr. Sein Triumph dürfte weder groß seyn noch lange dauern!

Diether. Erwartet nur ja von Deutschlands Fürsten keinen Widerstand, so lange dieser Kaiser lebt; vielleicht wird sich Deutschland in einer glücklichern Epoche ermannen: daran zu zweifeln hieße nie etwas Gutes von den Menschen hoffen. Wie es aber auch kommen mag, ich bin den Schritt, den ich jezt thun werde, meinem Volk und meinem Herzen schuldig! —

Friedr. Und was wäret ihr zu thun gesonnen?

Diether. Mein Recht auf das Mainzische Erzstift an Adolf von Nassau abzutreten! —

Friedr. Damit Pius triumphire, hohnlache — unsrer Ohnmacht spotte, und alsdann nach Willkühr einen Reichsfürsten nach dem andern zertrete! —

Diether. Gewiß eure und meine Schuld nicht!

Friedr. Ja wohl unsre Schuld — wir müßen standhaft harren, unser Recht muß uns werden; wenigstens soll es doch dem Papst nicht gelingen, den ersten Deutschen Churfürsten abgesezt zu haben.

Diether. Nein, diese Freude soll ihm nicht werden; aber — ich werde mich mit Adolf vergleichen, freiwillig will ich Bischoffsmütze, ungezwungen meine Inful in seine Hände geben, feierlich will ich ihm das Churschwerdt überreichen; ich selbst will mich entthronen. — O nein! Friedrich — eher stürbe ich auf dem Schlachtfelde, als daß ich an meinen Pflichten gegen das Deutsche Reich zum Verräther würde: allein ich will und kann es vor Deutschland erhärten, daß nur Bürgerblut und ewige Zwietracht mir diesen Schritt abnöthigten; rechtfertigen muß mich mein Herz gegen das strengere Gericht Gottes und der Nachwelt, daß ich um eitler Ehre und vergänglichem Stolz willen, nicht länger in diesen blutigen Bürgerkrieg und in diesen abscheulichen Zwist gewilligt habe. Glaubt ihr nicht, theurer Friedrich, daß wir durch diesen Schritt mehr gewinnen dürften?

Friedr. Ich bewundre euch Diether, aber meine Ehre verbietet mir, in euern Entschluß zu willigen: ich habe geschworen euer Freund bleiben zu wollen — ich habe bisher für euch gefochten und nun, was das Schwerdt nicht vermag, soll unsre Klugheit entscheiden; aber euer muß das Erzstift seyn! —

Diether. Dann — bleibt Krieg! Klugheit wird eher den päpstlichen Ränken etwas abge-

winnen, was ihr das Schwerdt nicht abtrotzen konnte — und Klugheit räth mir diesen Schritt an, wenn der Erfolg gleich später kommt, genug er wird nicht ausbleiben! —

Friedrich. Diether — Freund und Bruder! — die Nachwelt wird es mir verdenken — ich kann es nicht zugeben. — Unmöglich! um meiner selbstwillen geduldet euch nur noch eine Zeitlang. Adolf ist mit Blut besudelt, gehaßt von seinen Unterthanen — umgeben von den Unglücklichen die seine Barbarey ins Verderben stieß, wird er nicht lange den Gewinn seiner Verrätherey genießen, und noch weniger den Raub vertheidigen können, worüber das beßre Deutschland nur ein Urtheil hat. Adolf selbst muß euch diesen Antrag thun!

Diether. Das wird er nie! — Der Papst schweigt ja stille zu seinen Verbrechen; sein Legat segnet die Mörder der Mainzer, und vergiebt den Mordbrennern! — (bitter) Pius hat ja gefrohlockt, als das rauchende Blut und die Dampfwolke der Verheerung aus dem ehemals so blühenden Mainz gen Himmel stieg, mit Wollust klatschte er ja in die Hände, als er den Wütherich Adolf unter den unglücklichen Mainzern herumwüthen sahe, und nannte vielleicht in eben diesem Augen-

blick mit der Gleichgültigkeit eines Barbaren diesen Blutauftritt für wichtiger, als die Schlacht bey Seckenheim, da Adolf die Bürger von Mainz hundertweise zum Thor hinaustrieb, damit seine Barbaren ihre Reichthümer plündern konnten. — Das befremdet euch doch wohl nicht, daß man Adolf um einer Würgnacht willen segnet, und Diethern wegen dem Pallium und den Annatengeldern, womit Pius seine Schätze in Rom bereichert, verflucht und mit ihm eine blühende Stadt dem Despotism opfert! —

Friedr. O — o! wie lange schläft Deutschlands Rache — wie lange der beßre Weltgeist, dessen Feuer das blutige Gerüste, auf dem dieser Tyrann so verderbend thront, entzündet und vernichtet! O Diether! je länger ihr so sprecht, desto heißer wird mirs ums Herz; in einer solchen Minute grif ich lieber zu den Waffen, als daß mein Herz das Wort Frieden aussprechen möchte! —

Diether. Nein edler Churfürst! auch die Pfalz und Baiern haben genug gelitten und für Diethern gethan. Ich müßte ein harherzigerer Mensch — selbst Menschenfeindlicher als der Papst seyn, wollte ich es ruhig mit ansehen, daß ihr und euer Volk — von allen Seiten gehaßt — beneidet, verbannt und verfolgt, euch um meiner

Sache willen, aufopfertet: und fodert nicht jezt selbst eben die Klugheit, von der ihr so viel für Diethers Sache erwartet, ein klügeres Benehmen gegen Papst und Kaiser, da euerm Bruder die päpstliche Bestätigung als Erzbischoff abgeschlagen wurde?

Friedr. Und die doch Friedrich mit einer Verrätherey an Diethern vom Papst nicht wird erkaufen oder gar erbetteln sollen? Pfui Diether! wie mögt ihr so von mir denken; und darum hätte ich die denkwürdige Schlacht bey Seckenheim geliefert, und gegen des Kaisers Hauptleute und des Papsts Bannbulle wie ein Mann gefochten, um jezt mit zwiefacher Schande meinen Namen zu brandmarken — um der Nachwelt das schreckliche Urtheil über mich abzuzürnen, daß das Blut meiner Pfälzer einer wilden Eroberungswuth und wie es der Papst nennt, einer empörerischen Herrschsucht geflossen sey! — Ist Ruppert erwählter Erzbischoff so wird er es bleiben, versagt ihm der Papst das Pallium, so schenke ich ihm mein Schwerdt dafür, thut ihn der Papst in den Bann, so muß er wie wir nur desto unnachsichtiger seine Rechte behaupten, und den Reichsfürsten furchtbar machen, wenn gleichwohl der Erzbischoff zittert! —

Diether. Dem sey wie ihm wolle; als Vater meines Volks bin ich ihm Ruhe und Frieden schuldig: muß ich auch ungerecht leiden, so sollen doch meine Unterthanen nicht länger von den barbarischen Horden eines Miethlings gedrückt werden. Was nuzt es meinem Volk, daß ich ein guter wohlwollender Fürst bin, wenn es täglich um mich leiden muß, und endlich gar in das äußerste Elend verfällt? mein Herz vermag nicht länger dieß Elend anzusehen, ich kann ihm helfen, Hartnäckigkeit wäre Verbrechen, darum will ich ihm den Frieden schenken: verliere ich dabey gleich Macht und Ansehen, so habe ich dafür die Herzen meines Volks gewonnen. Diether wird seinen Mainzern nur um so theurer bleiben, weil er groß genug war, um seinem Volke Frieden und Ruhe zu geben, auf Rechte und auf seine rechtmäßigen Vorzüge Verzicht zu thun.

Friedr. Friede soll seyn! dafür stimmt auch mein Herz — aber euer sey das Erzstift — euer muß es seyn — oder es bleibt Krieg!

Adolf von Nassau war nun nach der Eroberung von Mainz auf nichts mehr bedacht, als auf einen Vergleich und Friede mit Diether. Sein verrätherischer Anschlag auf Mainz hatte ihm



nicht nur geglückt, sondern er war auch entscheidend; Diether wankte! — ein zweiter eben so glücklicher Anschlag durfte den gebeugten Mann erschüttern, und gewinnen. — So wiederhallte die Sprache der Curia in Adolfs Seele, und willig haschte sein schwarzes herrschsüchtiges Gemüth nach Gelegenheit, um den lezten entscheidenden Schlag gegen Diether zu versuchen.

Müde der Feindseligkeiten und des ewigen Mordens und Blutvergießens, unter welchem das unglückliche Erzstift bisher gelitten hatte, willigte Diether in den vorgeschlagenen Waffenstillstand ein. — In Oppenheim kam derselbe zu Stande, und Friedrich der Siegreiche stimmte aus dem Grunde dafür, weil der Herzog Ludwig von Landshuth — seinem erschöpften Lande auch endlich den Frieden geben wollte, und der Churfürst auch die Beylegung der Pfälzischen Streitigkeiten, von diesem Entscheid erwartete.

Der Friede zwischen Baiern, Brandenburg und Oestreich kam auch würklich zu Prag unter der Leitung des Königs Georgs von Böhmen zu Stande: allein die Pfälzischen Gesandten, konnten ihre Angelegenheiten nicht durchsetzen, und kehrten daher unverrichteter Sache wieder nach Hause zurück. Friedrich treu seinem Gelübde, welches er dem unglücklichen Diether geleistet hatte,

war

war zu groß, als daß er aus Privatabsichten seinen leidenden Freund verlaßen hätte. —

Er forderte laut für Diethern das Erzstift; da man ihm das nicht zugestanden hatte, so blieb es bey den alten Feindseeligkeiten. — Friedrich war mächtig genug, seinen Worten mit den Waffen Kraft zu geben. Wiewohl der Kaiser Friedrichs Bundesbruder gewonnen hatte, so blieben ihm und dem Papst ein immer noch fürchterlicher Feind übrig, gegen den sie mit den Waffen und mit Aufhetzungen nichts vermochten, da beinahe ganz Deutschland vor Friedrich und seinen Helden zitterte.

Adolf von Nassau — geweiht in der Schule der Intrigue, eine Creatur der Römischen Kabale — im vollen Besitz der päpstlichen Gnade, genährt von des Papsts Ränken, geschützt von seiner Macht, ein Diener seiner Rache; war schon im Voraus überzeugt, daß auch Verrätherey und Ungerechtigkeit Sr. Heiligkeit willkommen wären, wenn sie nur die Angelegenheiten des Römischen Stuhls gegen den gehaßten Diether, und gegen seinen Schutzgort den gefürchteten Friedrich entscheiden dürften! —

Die gewünschte Gelegenheit dazu fand sich in Friedrichs Abwesenheit, der zu Nürnberg das

Schiedsrichteramt zwischen den streitigen Bischöffen von Würzburg und Bamberg verwaltete, während Adolf so glücklich war durch einen Verschwornen an Friedrichs Hof ein Schreiben, unter welchem das Churfürstliche Insiegel sich befand, zu erhalten, worinn sich der Churfürst zu einem Frieden mit Adolf gegen die Abtretung der Stadt Pfeddersheim und ähnliche Vortheile — verstund. Die Betrügerey war so fein und der Wahrheit so ähnlich, daß sie auch den scharfsinnigsten Kopf würde irre gemacht haben.

Adolf gab Diethern in Eile davon Nachricht: der betroffne so oft gebeugte Mann — überwältigt von so manchem Unglück — so oft verrathen — und selbst von der Kirche, und ihren Dienern aufs kränkendste gemißhandelt — sahe sich nun auch von Friedrich verrathen — und verlassen.

Was nun thun? was blieb ihm übrig — als auf den angesezten Tag persönlich mit Adolf zusammen zu kommen, worin auch Diether gern einwilligte.

Die Zusammenkunft fand statt: Diether sahe den schriftlichen Vertrag zwischen Friedrich und Adolfs; das Churfürstliche Insiegel widerstand

allen Zweifeln: — Diether der schon längst zu einem Vergleich gestimmt war, glaubte dem Schein — urtheilte allzurasch auf die täuschende Außenseite jenes Betrugs — vergaß der grenzenlosen Treue, — der vielfältigen Aufopfrungen Friedrichs, · und fiel in die arglistige Schlinge, die der boshafte verrätherische Adolf seinem sanften arglosen Herzen gelegt hatte.

Diether ging daher einen schimflichen Vergleich ein; was war ihm weiter noch übrig? Einige Besitzungen ausgenommen, die er sich vorbehielt, trat er alles an Adolfen ab. —

Sobald als dieser Vertrag gegenseitig unterzeichnet war, kam Diether mit Adolf von Nassau feierlich in Frankfurth zusammen. — Feierlich und ohne Zwang übergab hier Diether das Chur-Schwerd und alle Erzbischöfflichen Insignien an Adolf, und trat somit feierlich die Erzbischöffliche Würde mit allen Rechten und Vorzügen an ihn ab.

Der Churfürst kam zu eben der Zeit aus Franken wieder zurück, und erfuhr leider zu spät Adolfs beispiellose Verrätherey. Diether überzeugte sich zwar davon; indessen ließ er sich auf keine Art bewegen diesen verrätherisch erschlichnen Vergleich als nichtig zu erklären. Es blieb also dem erhabnen Churfürsten kein andres Mittel

übrig seine so gröblich beleidigte Ehre zu rächen, als daß er zu seiner Genugthuung jenes Schreiben, womit Adolf den guten Diether betrogen hatte, als einen abscheulichen Betrug öffentlich und feierlich in Frankfurth ankündigen ließ, und sich darüber allen Fürsten und Rittern zu Recht erbot. — Allein Adolf schwieg: er hatte seinen Zweck erreicht — er und sein Verbrechen standen ja unter Päpstlichen Schutz — wozu hätte er auch noch sich zu rechtfertigen nöthig gehabt: und Diether erkannte Friedrichs Unschuld; der sanfte Mann freute sich noch im Gegentheil, auf die Art dem heldenmüthigen Ungestüm des Helden ausgewichen zu seyn, und seinem friedliebenden Herzen gefolgt zu haben.

Friedrich war zwar entschloßen sich auf der Stelle für diesen Frevel an Adolf zu rächen — allein — er schwieg. Der Erfolg rächte ihn dafür, und offenbahrte seine Unschuld.

Der Held hatte noch wegen der Schlacht bey Pfeddersheim und denen Mainzischen Gefangnen einige Foderungen an Mainz: dafür wurde nun Pfeddersheim in Anschlag gebracht. —

Die Geschichte hat über Friedrichs großen Karakter entschieden, sein redliches Thatenreiches Leben hat ihn gegen einen solchen groben Men-

schenfeindlichen Betrug hinlänglich gerechtfertigt — Es dürfte sich auch nicht von Ferne irgend ein Zweifel äußern, daß die Mordbrenner von Mainz sich auch mit diesem Verbrechen gebrandmarkt haben — die Geschichte der römischen Curia und ihre Creatur Adolfs von Nassau berechtigt mich daher zu dem Resultate, Friedrich war auch hier groß — sein Herz erscheint auch hier erhaben und gerecht. —

Adolf gewann endlich den Erzbischoff Ruppert von Kölln — Friedrichs Bruder, und dieser stimmte dann endlich den Churfürsten dafür, daß er mit dem Erzstift Mainz Frieden machte — Adolfen verzieh, und dem Wunsch des Erzbischofs Diether willfahrte. Friedrich willigte daher in jene Traktaten der beiden Erzbischöfe, und somit waren die Unruhen am Rheinstrohm endlich gedämpft.

Die Pfalz befand sich bey allen durch den Krieg erlittnen Drangsalen in einem wahrhaft achtungswürdigen Zustand; Ihre Nachbarn waren geschwächt und erschöpft, und sie konnte auf den ersten Wink sich jeder Feindseeligkeit widersetzen, und ihren Feinden Trotz bieten.

Sechstes Buch.

Begreift die Zeitperiode vom Jahr 1463, bis zu Ende des Jahres 1476.

Pius II. hatte denn nun seiner Rache Ziel, welches er bisher mit unverwandtem Blick — mit dem vollen Aufwand seiner ganzen Macht, und mit allen Ränken seiner Curia zu erstreben suchte, glücklich erreicht. — Adolf war würklicher Erzbischoff — Diether unterlag freiwillig seinem Schicksal, und Churfürst Friedrich der Siegreiche — des ewigen Haders müde, und aus Liebe zu seinem Vaterland, hatte auch endlich in jene Vergleichpunkte eingewilligt.

Der heilige Vater war darüber so entzückt, daß er feierlich seinen Bann wieder zurücknahm. Diether wurde wegen seiner Demuth und Ergebenheit gegen den Römischen Hof (welche ihn doch gewiß nicht zu diesem erhabnen Schritt bewogen hatten) gelobt, und Friedrich hieß wieder des Papsts geliebter Sohn.

Der Kaiser, wiewohl er den Churfürsten versichern ließ, daß nun alle Zwietracht zwischen ihm und Friedrich getilgt sey, blieb aber dennoch nach wie vor Friedrichs Feind. — Indessen tröstete sich der Churfürst damit, daß Friedrich III. sich vielleicht noch gewinnen ließe, auch wurde er einigermaßen in dieser angenehmen Hofnung bestärkt, da der Kaiser nicht wie sonst jede Gelegenheit zu Feindseeligkeiten benuzt hatte.

Allein dieß Benehmen war leider nur von seiner Schwäche und nicht aus seinem guten Willen herzuleiten, wie wir bald hören werden.

Herzog Philipp, Friedrichs Pflegesohn, der jezt das Sechzehnte Jahr erreicht hatte, war so sehr von Achtung und Liebe gegen den Regenten erfüllt, daß er das Benehmen seines erhabnen Oheims im ganzen Detail seiner Regierung frei, ungezwungen und feierlich billigte, und zugleich mit Friedrich an den Kaiser geschrieben hatte, um dessen langversagte Bestätigung und Anerkennung Friedrichs in der Churfürstlichen Würde zu erwürken.

Der Kaiser war nun genöthigt, wenigstens Bescheid auf dieses Gesuch zu geben: er ernannte daher eine Untersuchungs-Commission, welche den Prinzen darüber vernehmen sollte. Dieses geschah! — Friedrich, um ja jedem Vorwurf und jeder Kollision auszuweichen (denn gern hätte

er damals schon die Churwürde niedergelegt) entfernte sich von Heidelberg, damit ja der Prinz sich frei erklären könnte. Die Untersuchung ging vor sich. Philipp blieb fest bey seiner gegebnen Erklärung stehen, und der Kaiser schwieg dennoch. Unvermögend seinen alten Groll gegen den edlen Fürsten zu mäßigen, offenbahrte er ihn nur um desto schimpflicher. Friedrichs Gesandte reiseten unverrichteter Sache von Wien wieder zurück: der Churfürst schrieb auf der Stelle wieder an den Kaiser; ernst und kräftig war seine Sprache, er nannte unter andern des Kaisers Benehmen in dieser und in des gefangnen Grafen Schafried von Leiningen Angelegenheiten Reichsgesezwidrig.

Graf Schafried wurde nemlich von Friedrich aus der Lichtenbergischen Gefangenschaft erlöset; der Graf war aber so treulos, seine Eidschwüre, die er dem Churfürsten wegen den Bedingungen seiner Befreiung geschworen hatte, zu brechen; und der Kaiser war grausam genug dieses Verbrechen — diesen offenbahren Bruch des Landfriedens nicht nur ungerügt zu laßen, sondern demselben sogar noch seinen Beifall und seine Bestätigung zu geben.

Churfürst Friedrich war zu sehr an dieß Betragen des Kaisers gewöhnt, als daß ihn diese neue Ungerechtigkeit hätte befremden sollen. Er schwieg daher, und blieb so wie bisher auch ohne

Kaiserliche Bestätigung der große, siegreiche gefürchtete Churfürst — der geliebte angebetete Vater seines Volks und der Schrecken des Kaisers und seiner unruhigen Bundesgenoßen.

Durch Friedrichs weises und vorsichtiges Benehmen war nun die Ruhe auf einige Zeit wieder an die reizenden Ufer des Rheinstrohms zurückgekehrt — und der Erzbischoff Adolf schloß sich gar noch an seinen allgemeingefürchteten Nachbar an, welcher denn auch aus Liebe zu einem allgemeinen Frieden sich zu dieser Verbindung bewegen ließ.

Die Pfalz hatte nun mit allen ihren Feinden Frieden gemacht, nur der Kaiser war noch Friedrichs Feind, und dieser Monarch konnte weder durch Güte noch durch die Waffen in der Faust gewonnen werden. Ja sein unversöhnlicher Haß gegen den tugendhaften Pfälzischen Helden äusserte sich auf dem Ulmer Tag, auf eine so schwarze als abscheuliche Art, indem der Kaiser dem Reichstag die Proposition that, welche in nichts wenigerm bestand, als die beiden Wittelsbachischen Helden von dem Landfrieden auszuschließen. Allein gegen diese Härte empörten sich sogar die Anhänger des Kaisers, und der unwürdige Anschlag gegen den Helden wurde sogleich in seiner Geburt erstickt. —

Friedrich ließ sich zwar durch seine Gesandte an dem Kaiserlichen Hof über diese gehäßigen feind-

selige Proceduren beschweren, indem er dem Kaiser zu überlegen gab, wie durch derley hämische und tückische Nachstellungen der so theuer errungne Frieden für Deutschland leicht wieder könnte gestört werden. — Allein alle Vorstellungen der Art machten nicht nur keinen Eindruck auf den Monarchen, sie verhärteten im Gegentheil nur immermehr seinen Haß, weil Friedrich der III. es nicht über sich vermochte, einen Fürsten anzuerkennen, den er zu stürzen gesucht hatte, und der ihn wahrscheinlich gestürzt haben würde, hätte er nach dem System des Kaisers — und mit dessen leidenschaftlicher Eroberungswuth sein Kriegsglück verfolgt.

Friedrich — müde der päpstlichen und kaiserlichen Kabalen entschloß sich daher — die Churfürstliche Würde niederzulegen, und dieselbe dem majorenn gewordnen Philipp zu übertragen.

Kemnat, dem die bisherige ernste Stimmung seines Churfürstlichen Freundes nicht entgangen war, näherte sich eines Tages dem erhabnen Fürsten, der auf dem Altan seines Heidelberger Schloßes — bey Claren und ihren Kindern saß, und Gedankenvoll in das reizende malerische Gebürg herabschaute, bald seine Kinder herzte, und bald mit süßen Blicken auf Claren hinsahe. — Kemnat wollte sich wieder entfernen, allein der liebenswürdige Fürst rief ihn freundlich zu sich.

„Wie gefalle ich euch Kemnat, in meinem Familienleben," sprach Friedrich heiter zu Kemnat; „nicht wahr diese süße Ruhe bildet einen auffallenden Contrast mit dem Schlachtgetümmel?

Kemnat. In wie fern hier Seegen und reines Menschenglück wohnet, und dorten der unseelige Mordgeist die sanftern Regungen des menschlichen Herzens verbannt! — Wer euch aber mitten unter eurer großen Familie — unter euern Kriegern sahe, dem erscheint der zärtliche Gatte und Vater Friedrich nicht unerwartet — aber um desto größer und herrlicher, weil er dort den Helden, den Mann und Vater sahe, wo der Mensch so leicht aufhört Mensch zu seyn, und von woher nur wenige große edle Menschen mit der leidenschaftlosen Ruhe wie ihr, aus dem brausenden Getümmel wilder Begierden in den friedlichen Familienkreis wieder zurückkehren, und unverändert groß und gut geblieben sind.

Friedr. Sehr wahr mein Kemnat, sehr wahr!

Kemnat. Ich kenne kein rührenderes Bild der Menschengröße — als den Helden im Familienkreis: die meisten lassen ihre Menschheit auf dem Schlachtfeld — und lernen dort die Menschheit verachten, wo man das edlere Gegentheil, Mitleiden mit diesem unglücklichen Geschlecht und Abscheu gegen Herrsch- und Eroberungssucht lernen

soll, kehren daher als Despoten in ihre Staaten zurück — schwelgen in den Armen der Buhldirnen oder brüten über neuen Kriegsplanen. — Nur wenige Helden wandlen in den Hallen der Weisen oder sitzen im vertraulichen Kreise ihrer Lieben. — Berechnet daher mein Churfürst! wie viel mein Herz in diesem Augenblick fühlt, da ich euch in dieser rührenden Größe erblicke!

Friedr. So seyd ihr mit mir zufrieden Kemnat, habe ich würklich euern Beysall verdient?

Kemnat. Ja, mein Churfürst! Ihr habt der Nachwelt ein erhabnes Beyspiel von Fürstengröße gegeben. Als Mann und Held habt ihr den seltnen herrlichen Kampf gegen den Despotismus des Papsts gekämpft; groß und kühn habt ihr die Kabale des Kaisers bezwungen: ihr konntet ihn vom Thron stürzen — erschüttert habt ihr ihn; es war euch genug ihn gedemüthigt zu haben, und ihr entsagtet groß dem blutigen Lorbeer des wilden Eroberers. — Eure Nachbarn verehren zitternd den großen Mann in euch; Eure Waffen haben ihnen diese Achtung abgenöthigt, da ihr treu und redlich für Recht und Ordnung und für des Vaterlandes Gerechtsame das Schwerdt führtet. — Die Pfalz ist glücklich — sie hat gewonnen durch eure rechtmäßigen Kriege, Vaterlandsliebe und glühender En-

thusiasmus für die Würde der Nation sind die unschätzbaren Vortheile welche Friedrich seinem Vaterland erkämpft hat. — Groß, sicher und schrecklich liegt nun dieß kleine Land zwischen seinen mächtigen Nachbarn, die es nicht mehr anzutasten wagen, weil Friedrich und seine Helden drinn wohnen. Sie wissen, daß ihr mitten in der blutigsten Fehde der Vater eures Volks waret, und schon in dem Augenblick die Klagen eurer Pfälzer stilltet, als der barbarische Feind vor euren unbesiegten Waffen floh. — Was ich euch da sage, Friedrich, das ist die Sprache Europas, und dieß wird auch der rühmliche Entscheid der gerechten Nachwelt seyn! —

Friedr. (umarmt Kemnat) Ja! es ist wahr; ich darf vor diesem Gemälde nicht erröthen; und diese Genugthuung, die mir mein eignes Herz giebt gegen die Verläumder meiner Ehre, ist belohnender für mich als die lauten Lobpreisungen der Schmeichler und Höflinge. Euch gestehe ich es daher, daß ich selbst mit meiner Laufbahn zufrieden, und daß ich sie nun auf eine eben so große Art zu beschließen gedenke!

Kemnat. Wie soll ich dieß verstehen mein Churfürst!

Friedr. Nicht anders, als daß ich Churhut und Szepter an seinen rechtmäßigen Erben zurückgeben werde! —

Kemnat. Verzeiht mein theurer Friedrich, daß ich euch noch nicht ganz verstanden habe!

Friedr. Ludwigs Sohn hat die Jahre erlangt, welche ihn zu den Ansprüchen auf die Chur berechtigen; und ich bin müde der ewigen Fehde mit dem Kaiser! —

Kemnat. Ich erstaune.

Friedr. Ihr habt euch ja so eben über mein Familienglück gefreut, Kemnat!

Kemnat. Ja! und ich habe euch darum als einen großen Mann bewundert, der nach vollbrachter Arbeit im Schooß der Liebe ruht, und an der Quelle dieser Freudengeberin neues Wohlwollen fürs Vaterland und innige Liebe für sein getreues Volk empfangen will!

Friedr. Ich habe also diesen Seegen verdient; ich habe mich nach so manchem Kampf und nach so vielen glücklich überstandnen Gefahren dieses Glücks nicht unwürdig gemacht; warum soll ich denn den Freudenbecher von mir abweisen, den mir das gütige Schicksal am Feierabend meines Lebens zum Labetrank darbietet?

Kemnat. Und ihr wolltet jezt schon den Schauplatz verlassen, auf dem ihr diese Größe errungen habt? jezt da ihr von dem gereiften Baum, den ihr gepflanzt habt, süße Früchte pflücken könnt — jezt da noch so manche große That gethan werden kann — da ihr als der geliebte

Vater eurer Pfälzer den verdienten Lohn eueres Tagewerks genießen solltet? —

Friedr. Jezt — und zwar jezt, wenn ich groß und glücklich bleiben soll! —

Kemnat. Zittert ihr etwa vor dem Ungeheuer, das sich gelähmt zu euern Füßen krümmt — zittert ihr dafür, weil es nicht überwunden und zernichtet ist?

Friedr. Darauf könnt ihr euch selbst antworten Kemnat, oder ihr hättet euch zu sehr widersprochen, als ihr die Würdigung meines Lebens mit euerm Beyfall gekrönt habt! — Nein Kemnat, eben weil des Ungeheuers Kräfte gelähmt sind und mein Kampf gegen dasselbe das Glück meines Vaterlandes gegründet hat, eben darum werden es mir meine Zeitgenoßen nicht übel deuten, wenn ich mit der einen Hand nach einem friedlichen Ruhesitz greife, während ich mit der andern Hand Churhut und Szepter den Gesetzen gemäß dem rechtmäßigen Thronerben übergebe. — Heilig waren mir jederzeit Gesetz und Verfaßung; als ich den Szepter übernahm, da schloß ich einen Bund mit den Gesetzen meines Vaterlandes; ihr kennt meine Grundsätze Kemnat, daß ich nur um des Vaterlandes Wohlfahrt und nicht um eitler Ehre willen, die höchste Würde im Staat übernahm. Wie sehr würde ich mich nun herabwürdigen und mein ganzes Leben beschimpfen; wenn

ich den Gesetzen untreu, länger einen Rang behaupten wollte, der mir nicht mehr gebührt? — Zwar hat mir die Pfalz manches zu verdanken; ich habe ihr Vertrauen geehrt, und habe sie gerettet und gerächt gegen ihre Feinde. Das war aber meine Pflicht — und dafür liebt mich der Pfälzer, weil ich seinen Wünschen entsprach und Wort hielt. Darunter dürfen aber seine Landes-Gesetze und seine Verfaßung nicht leiden. — Man wird sich in der Folge auf Friedrich berufen, weil Europa ihn den Siegreichen nannte, und weil meine Zeitgenoßen mir das unverdiente Lob beilegen, daß ich das Muster eines guten Fürsten sey. — Wie — wenn ich nun gegen die Grundlinien dieses erhabnen Karakters mich verstieße, und das erste und heiligste Prinzip eines guten Regenten „Ehrfurcht gegen die Landesgesetze" verlezte? würde ich alsdann — unrücksichtlich daß meine Eigenliebe bey dem Urtheil der Nachwelt zu kurz käme — meinem Vaterlande nicht mehr geschadet als genüzt haben? — Die Herrscher haben sich bisher nur zu sehr alles nach Willkühr erlaubt: bey vielen gelten Gesetz und Verantwortlichkeit vor dem Gesetz, das unser aller Richter ist — gar nichts, weil sie sich darüber erhaben glauben; wie wenige schauen in den klaren Spiegel der Zukunft, in dem sie das häßliche abschreckende Bild eines Despoten erblicken könnten —

wie

wie wenige ringen nach dem hohen Verdienst, in der Geschichte ihres Vaterlandes einen Namen zu haben, und diesen mit Seegen genannt zu wissen? — Ihr begreift wohl Kemnat, was ich damit sagen will; so würden auch meine guten Pfälzer von meinen Nachfolgern vieles leiden müssen, weil leztere sich immer auf meine Usurpation berufen, und bey jeder ungerechten Handlung sagen würden: Auch Friedrich that das! — Nein Freund! ich ehre mein Volk — ich halte mich für sein Wohl und Wehe verantwortlich, und unwürdig wäre ich des erhabnen Amts eines Churfürsten gewesen, wenn man — auch noch lange nach mir sagen könnte, dazu hat Friedrich die Veranlaßung gegeben! —

Kemnat. Ich ehre diese großen erhabnen Gesinnungen meines Churfürsten; allein dürfte das Vaterland durch diesen Schritt nicht einer neuen Gefahr ausgesezt werden?

Friedr. Nein, Kemnat! — dies wäre der Fall nur, wenn ich gegen den gesezlichen Vertrag und gegen die Grundverfaßung unseres Vaterlandes die Churwürde fortbehielte. Philipp ist majorenn; das Vaterland erkennt in ihm den rechtmäßigen Erben der Chur: er hat die Jahre, die das Gesetz für den Thronerben festgesezt hat, wenn er würklich Besitz von der Chur nehmen will. Wollte ich nun darauf nicht Rücksicht neh-

men, was würde der Kaiser dazu sagen? Er — der mich bisher deswegen verfolgte und mein Volk ins Verderben stieß, daß ich für den minderjährigen Pfalzgrafen die Regentschaft übernahm, und meinem Vaterland in seiner peinlichsten und schrecklichsten Lage, Rath, Hülfe und Beystand leistete — was würde er jezt sagen — was würde der Papst thun? Glaubt nicht Kemnat, daß sie es je vergeßen werden, was Friedrich ihnen that; seyd versichert, daß sie auf jeden meiner Schritte lauern, um mich aufs neue wieder anzufallen. Baden, Würtemberg, Mainz, Veldenz, Brandenburg — so tief ich sie auch niedergeworfen habe, so werden sie doch auf den ersten Wink wieder gegen mich auf — und der Rache des Kaisers zu Gebote stehen. —

Friedrich III — er ist noch heute auf eben dem Fleck, wo er zu Anfang seiner Regierung war; was hat er mit all dem Blutaufwand — mit all den scheußlichen Verwirrungen in Deutschland, mit welchen er den Launen des despotischen Pius hofirte, gewonnen? Fruchtlos hat er um die Böhmische und Hungarische Krone — um Podiebrads Sturz — um Ludwigs Demüthigung und um Friedrichs Vernichtung gerungen: Rebellion und Bürgerkrieg haben seine Lebenstage vergiftet; Diether blickt aus der Tiefe worinn er jezt steht, groß nach seinem Kaiserthrone hinauf, und würde

wahrlich seine schuldlosen Leiden, die er um des Vaterlandes Gerechtsame willen trägt, nicht um den Preis eines Kaiserthrons — wie er jezt gegen ihm über steht, vertauschen: denn der Mann da im kaiserlichen Purpur hat in seinem ganzen Leben nicht so viel für Deutschlands Ehre und Wohlfahrt gethan als dieser Diether in einer einzigen Minute seiner großen vaterländischen Aufopfrung. — Glaubt ihr Kemnat, daß der Kaiser seinen grenzenlosen Haß gegen mich je aufgeben werde, da er mich überall als die Ursache seiner gescheiterten Plane angiebt? — daß er es vergeßen könne, daß die Pfalz blüht — da in den östreichischen Staaten die segensreichste Hand die Spuren jener Verheerung lange vergeblich auszutilgen versuchen wird? Ich frage euch nochmal, was würde der Kaiser thun, wollte ich ferner die Churfürstliche Würde beybehalten?

Kemnat. Aber — Philipp ist zwar majorenn, ich frage nicht, wird er in Friedrichs Fußstapfen treten, nein! wird er Friedrichs Fußstapfen nicht verwischen? besizt er jezt schon so viel Herrscherklugheit um euer großes angefangenes Werk zu vollenden — um das Staatsruder wie es Friedrich führte zu regieren — um die Pfalz in ihrer blühenden Größe nicht nur zu erhalten, sondern sie auch gegen die Menge ihrer Feinde und Neider zu vertheidigen? — Churfürst! was

jene gegen euch nicht vermochten, das werden sie gegen Philipp versuchen! — Friedrich — wie viel muß ein Mensch wissen — erfahren, und versucht haben, um ein Volk glücklich zu machen? — Philipp soll Staatsmann, Gesetzgeber und Krieger seyn; ist er das? —

Friedrich. Nein! — aber ich werde ihm stets Vater und Rathgeber bleiben, wenn ich mich auch schon in meine glückliche Ruhe zurückgezogen habe. Philipp ist Zeuge meiner wichtigsten Unternehmungen gewesen; die einfachen Grundsätze meiner Staatskunst, erscheinen ihm in jeder meiner großen und kleinen Handlungen: ich habe bisher treulich an seiner Bildung gearbeitet, und ich erwarte viel von Philipp. Daß er treu und gerecht dem Volk — streng, ehrlich und gerad in seinem öffentlichen Leben seyn möge, dieß lehrt ihn mein Beyspiel: er liebt mich, er wird überall meinen Rath nützen, und dann wird der Staat mich nicht vermißen! —

Kemnat. Philipp ist gut, und berechtigt das Volk zu angenehmen Erwartungen, aber Philipp ist auch noch sehr jung. Es gehört eine starke männliche Seele dazu, um in dem überwältigenden Gefühl der unbeschränkten höchsten Gewalt unverändert — und da ein beßrer Mensch zu bleiben, wo so viele von dem blendenden Glanz der Hoheit verführt eine Beute des Uebermuths und

der Selbstsucht werden, und in dem Rausch so vieler widersprechenden Leidenschaften so leicht vergeßen, daß sie nicht Götter sondern Menschen sind. — Wie viel gehört dazu, mein Churfürst! bis die jugendliche Brust gegen alle diese gefährlichen Eindrücke — gegen die Gewalt der Verführung verwahrt ist, bis sie so stark, so männlich im Wahren und Guten gestärkt ist, daß der junge Fürst in den Schranken seiner erhabnen Bestimmung Gefahr-los und von der Kraft seines guten Genius geführt — nach dem vorgesteckten Ziel ringe? — Seyd ihr Bürge — oder welcher beßre Zug in des Jünglings Seele vermag es euch zu verbürgen, daß er von der höhern Sphäre des Alleinherrschers nach dem friedlichen Ruhesitz seines großen Oheims herabschaue, und seine Weisheit um Rath und Hülfe frage, wenn Gefahren den Staat bedrohen! Ein junger Mensch — ein schwacher eitler Mensch! — ein junger Mensch auf dem Thron hat beide Eigenheiten der Jugend in einem superlativen Grade, da in seinem glänzenden Würkungskreis so ungeheuer viel Stoff liegt, an dem sich die Kraft des kältesten Denkers ermüdet, und den daher die jugendliche Seele nur seicht und oberflächlich überfliegt: — die ältere Geschichte belegt meine Meynung mit sehr vielen Beyspielen, da sie uns undankbare Fürsten-Söhne und junge Wütheriche in Menge aufstellt? —

Die giftige Schlangenbrut der Schmeichler, die alle Jünglinge auf Thronen umlagert, und die nur vor der großen Herrscherseele sich windet und in ihre Höhle zurückkreucht; sollte sie dem jungen Philipp nicht gefährlich seyn? — Jene Verräther des Volksglücks — ist es euch unbekannt, wie leicht ihre kosende Sprache auch das beste Herz verdirbt? sie machen den jungen Fürsten glauben, er sey ein Gott, und habe nichts nach dem Volk zu fragen: will der unglückliche Schwächling, der nun einmal an ihren Feßeln dahinwankt, den weisen Mann im Staat um Rath fragen; ha! dann zischen sie und verläumden den Edlen — sie dichten ihm falsche Absichten an, und kitzeln den Stolz des Jünglings damit, daß sie ihn einen Selbstherrscher nennen, und ihm das Urtheil des Volks vorlügen, welches ihn einen großen liebenswürdigen Fürsten nenne. Ja! sie sagen ihm, daß das Gute was der Weise thut, nicht auf des Fürsten Rechnung komme, daher der Fürst allein handlen solle, weil er alsdann auch sagen könne — das habe ich gethan. — Wie? mein Churfürst — ihr könntet jezt noch den Szepter aus eurer Hand geben, da auch euch die schreckliche Ahnung ängsten muß, daß der junge Philipp noch nicht Reife genug zur Herrschaft über ein Volk habe, und daß er daher anstatt der Wohlthäter seiner Pfälzer ihr Unglück werden dürfte? —

Friedr. Ihr seht auch alles schwarz, Kemnat! Eure Einwürfe sind groß und wichtig — all in ich hoffe, Philipp werde mehr als ein gewöhnlicher Mensch seyn!

Kemnat. Er muß ein außerordentlicher Mensch seyn; um die Schreckensbahn mitten durch zwischen innerer und äußerer Gefahr zu wandeln. Friedrichs III Haß wird auch ihn verfolgen; hat er Kraft und Wissen genug, um diesem gefährlichen Mann die Stirne bieten zu können, ist er Krieger, um den Frevel seiner feindlichen Nachbarn wie Friedrich mit dem Schwerdt bestrafen zu können? Werden die Bösewichter nun nicht alle über ihn herfallen, da sie glauben, mit Friedrich gehe auch der Glücksstern der Pfälzer unter, und da sie wähnen, weil der Löwe Friedrich schliefe, darum ließe sich auch die gemachte Beute rauben?

Friedrich. Dafür hinterlasse ich ihm eine tapfre Armee, die zu streiten und zu siegen gewohnt ist; folgt Philipp meinem Plan — und mit diesem heiligen Gelübde nur werde ich ihn dem Vaterland übergeben — führt er nur zur Vertheidigung des Vaterlandes Krieg, dann wird der Pfälzer immer sein Vaterland zu rächen verstehen, und wenn sich auch alle Feinde desselben gegen Philipp verschworen hätten. Einmal wird ja doch die Zeit kommen, daß der Pfalzgraf an meiner Stelle den Szepter übernehmen muß; fern ist die Zeit

nicht mehr: besser ist es daher für ihn und das Vaterland, Philipp trete jezt schon als Churfürst auf, und genieße meines Raths, als daß er später, wo mich schon der Tod weggeraft hat, sich in dieser schweren Arbeit versuche! —

Kemnat. Ihr habt mir vorhin eingestanden Churfürst! der Pfalzgraf sey noch nicht reif zur Chur; erlaubt mir daher, daß ich euch an ein Versprechen erinnere!

Friedr. Und? —

Kemnat. Erinnert ihr euch noch der Worte, womit ihr den sterbenden Ludwig getröstet habt? „Segnen soll mich dereinst das Vater„land, sprach damals Friedrich: für den Regenten, „den ich ihm aus diesem Knaben bilden werde; „und das sey meine Unsterblichkeit, wenn dereinst „meine Asche ruht, und die Nachwelt bekennen „wird,“ „Friedrich regierte das Vaterland, um „Philipp die großen Pflichten, und die schwere aber „erhabne Bestimmung des Regenten durch sein „Beyspiel zu lehren!“

Friedr. So sprach ich — diese Erinnerung ist mir noch immer neu, und nie wird mir jener Auftritt weniger ehrwürdig und theuer seyn!

Kemnat. Und dennoch wollt ihr den Szepter niederlegen, jezt schon? Friedrich, ihr seyd Philipps Vater — ihr habt dem Knaben diese väterliche Liebe gehuldigt, und jezt könntet ihr

den Jüngling verlassen, jezt da er sich entwickeln soll — jezt da er allmählich der Größe entgegen reift, welche ihr dem Vaterland in ihm zu geben versprochen habt, und worauf eure Unsterblichkeit sich gründen wird? — Friedrich, ihr habt es groß gewollt, nun müßt ihr es auch groß vollenden: ein Mann wie ihr darf eine solche Arbeit nicht halb thun; denn wenn Männer wie Friedrich die Hoffnungen der Menschheit täuschen, was für einen Maaßstab soll denn die Nachwelt nehmen, um die Größe des Menschen zu berechnen? Nein edler Churfürst, der junge Pfalzgraf bedarf noch eurer unmittelbaren Leitung: bildet ihn nun auch zum Krieger, die Pfälzer sind gewohnt ihre Regenten an ihrer Spitze zu sehen! — ihr könnt dem jungen Fürsten und seinem Vaterlande kein unsterblicheres Andenken eurer Liebe geben, als wenn ihr in Philipp einen Vertheidiger des Vaterlandes und einen wehrbaren muthigen Helden der Pfalz hinterlaßt: euer Geist wird dann in ihm leben, der Staat wird diesen Regentenwechsel nicht fühlen, und in dem süssen Bewußtseyn bleiben, als regiere Friedrich noch! —

Friedrich. Ich hinterlasse ihm meine Anseltheim, Schotten und Gemmingen; die pfälzische Ritterschaft ist jezt die erste und tapferste in Deutschland. Kommt das Vaterland wieder in Gefahr und Noth, dann kämpfe ich an Philipps

Seite mit gegen den Feind, und mein Rath bleibt ihm, so lang ich lebe! —

Kemnat. Ich berufe mich auf das, was ich euch schon darüber gesagt habe, und es bleibt unwidersprechlich wahr: so bald der Jüngling den Gipfel der höchsten Gewalt im Staat erstiegen hat, so bald ist er auch dem Kreiß der unmittelbaren Bildung entwichen, und er muß ein seltner guter Mensch seyn, wenn die Weißheit im Kampf mit dem Stolz den Sieg über sein Herz gewinnt. Aber außerdem, daß der junge Pfalzgraf Philipp seinen Vater Friedrich noch bedarf, so hat euch auch das Vaterland noch nöthig; und zwar seyd ihr ihm noch einen sehr wichtigen Dienst schuldig — eine Arbeit, die euerm großen Werk die Krone aufsezt, und euch zum Ritter des Pfälzischen Staats erhebt.

Noch sind der Raubschlösser — welche die Ruhe des friedlichen Gaubewohners jeden Augenblick bedrohen, und welche, wenn sie schon jezt gedemüthigt sind, dem Vaterland in der Folge wieder gefährlich werden können — zu viele in der Pfalz und an unsern Grenzen. Es war schon euer und des Erzbischofs Diethrichs großer Plan, die Macht der Ritterschaft und der Vasallen zu mäßigen — die Sitze des Faustrechts zu zerstören, und somit dem Landfrieden den Weg in Deutschland zu ebenen. Diese Wohlthat fodert

Deutschland und vorzüglich die Pfalz noch an euch, weil nur Friedrich sie zu leisten vermag. — Philipp muß dem Feind erst furchtbar werden — Friedrich ist schon gefürchtet — die Feinde der Pfalz zittern vor ihm — der alles besiegende Gemeingeist ist für ihn — sein großer Name fliegt seinen Waffen voran, und vernichtend fällt sein Schwerdt auf den Kühnen, der ihm zu widerstehen wagt. — Philipp erhält dabey die schönste Gelegenheit, den Kriegsdienst zu lernen, und die Liebe des Pfälzischen Kriegers so wie die Aufmerksamkeit des Feindes zu verdienen. Der Pfalzgraf reift indessen immermehr zum großen Mann; seine Seele wird stärker, sein Herz wird nach Grundsätzen tugendhaft, und sein Geist schwingt sich unter eurer Leitung zu der Größe empor, wohin weder der Arm des äußern Feindes, noch die glatte Sprache des Schmeichlers reichen können. — Dann Friedrich! habt ihr an Philipps Bildung die lezte Hand gelegt, und nur dann und unter dieser Bedingung erläßt euch das Vaterland eurer Pflichten! —

Friedrich. Seine Gesetze entlassen mich meiner Herrscherpflichten und dieser erste und wichtigste Grundsaz muß jezt meine Handlungsweise bestimmen, so sehr ich auch Philipp liebe, und so lang ich lebe nie meiner Vater Pflichten- gegen ihn vergessen werde. — In wenig Tagen werde

ich die Pfälzischen Stände *) zusammen berufen; sie sollen in der Eigenschaft als Väter des Vaterlandes auftretten — Sie sollen den Pfalzgrafen Philipp zur Annahme der Churwürde auffodern, und ihrem Entscheid will ich mich unterwerfen. Mehr und weniger kann ich nicht thun, Kemnat! das Looß mag fallen wie es will; genug! ich habe nach meinen Pflichten gehandelt, und die Gesetze meines Vaterlandes geehrt.

Kemnat. Damit bin ich zufrieden, Philipp fühlt es selbst, was ihm noch fehlt, er wird der erste seyn, der seinen großen Oheim feierlich darum anflehen wird, daß er ihm noch länger durch seine Regentengröße Muster und Beyspiel seyn möge. — Friedrich! ich freue mich auf diesen schönen rührenden Wettkampf zweier großen Herzen; das Vaterland wird mit Entzücken seinen gerechten Fürsten sehen, wie er das Gesetz über alles ehrt — wie er Macht und Hoheit dankbar dem Staat übergiebt, und wie der Thronerbe vom Gefühl dieser Größe ergriffen, die Väter des Staats durch sein Beyspiel begeistern wird, so viel Größe in dem erhabnen Friedrich zu belohnen,

*) Ich weiß wohl daß es bestritten wird, daß die Pfalz Landstände gehabt habe, auch gehört es nicht in meinen Plan mich darüber zu erklären; ich habe mir erlaubt jenen Versammlungen der Pfälzischen Großen das erhabne Prädicat Stände beizulegen, weil es mir das passendste zu seyn schien.

und seinem Arm noch ferner das Staatsruder anzuvertrauen.

Einige Tage nach dieser Unterredung, erschienen die Grafen, Ritter, Prälaten und Beamten der Churpfalz in dem Churfürstlichen Schloß zu Heidelberg, um Friedrichs Vorträge zu vernehmen.

Der Churfürst hielt eine Rede an sie, worinn er ihnen die Ursache und Absichten dieser ihrer Zusammenberufung in Gegenwart des Thronerben entdeckte, und schloß endlich damit: daß er sie feierlich von ihren Pflichten und Schwüren gegen ihn lossprach, um ihnen volle Freiheit zu geben, über diesen wichtigen Gegenstand mit aller Gradheit, Wahrheitsliebe und ohne Menschenfurcht zu entscheiden.

Der Churfürst hatte kaum geendet, als ihm der junge Pfalzgraf entgegnete: „Groß sind eure „Verdienste um den Staat, groß eure Verdienste „um mich theurer Churfürst! aber ihr könnt euern „außerordentlichen Verdiensten um uns die Krone „aufsetzen, wenn ihr noch länger die lastende „Staatssorgen tragt, und für unser aller Wohl„fahrt wachsam und thätig seyd? — Tragt sie „noch länger die theuern Vatersorgen an meiner „Stelle, erfüllt auch an mir euer hohes heiliges

„Versprechen, daß ihr mich zu dem vollkommnen
„Mann ausbilden möget, der dereinst den vater-
„ländischen Szepter aus Friedrichs Händen mit
„Ehre annehmen, und ihn seines großen Vor-
„gängers würdig tragen könne.

„Das Vaterland besizt in euch einen treuen
„redlichen Vater, einen muthvollen Vertheidiger
„seiner Rechte — einen Schuzgott in Gefah-
„ren! — Ja, ich fühle es, noch kann ich ihm
„das nicht leisten, was ihm Friedrich leistet, noch
„muß mich sein Beyspiel leiten, damit ich mit sei-
„nen Tugenden dereinst vor dem Volk auftreten
„möge. Es kommt ja nicht darauf an, ob ich
„oder Friedrich die Churfürstliche Würde bekleide,
„wenn nur das Vaterland dabey gewinnt, wie
„Friedrich zu sprechen pflegt. Der Staat hat
„darüber ein heiliges Stimmrecht in seinen Vä-
„tern, ob ihn Friedrich oder ich besser regie-
„re? — Sie schweigen alle — ja, ich weiß es,
„daß sie von dem Churfürsten den Auftrag haben,
„mich zu bereden, die Churfürstliche Würde an
„Friedrichs Stelle zu übernehmen; nein Männer
„und Ritter! Ludwig müßte nicht mein Vater ge-
„wesen seyn, und Friedrich müßte nicht gethan
„haben, was er gethan hat, wenn ich so stolz
„seyn sollte, diesen euern Antrag anzunehmen.
„Wohlan! so will ich denn in euerm und in mei-

„nem Namen über diesen Antrag entscheiden.
„Zwar erlauben mir die Pfälzischen Gesetze einen
„Anspruch auf die Churwürde, und berechtigen
„mich dieselbe zu fodern. Allein das Vaterland,
„welches Friedrich in seinen Gefahren schützte,
„rettete, und erhielt, und ich, in seinem Namen,
„glauben und verlangen, daß es nur eine schwa-
„che Belohnung seiner Verdienste sey, wenn
„Friedrich die Churfürstliche Würde bis an sein
„Ende behalten wolle. Wir glauben, daß Fried-
„rich sein großes Werk vollenden müße, um als
„der erste Unsterbliche seiner Nation — das
„Verdienst — aus der kleinen Pfalz einen Staat
„geschaffen zu haben, in sein glorreiches Leben
„aufnehmen zu können. Ja! wir glauben, Phi-
„lipp könne nur dann der Wohlthäter seines Volks
„werden, wenn Friedrichs erhabnes Beyspiel ihn
„noch ferner in den theuern und wichtigen Regen-
„tenpflichten bildete. — Darum bleibe Fried-
„rich unser Churfürst; mein dankbares Herz
„stimmt freudig in euer Frohlockendes Ja! ein, —
„Friedrich bleibe unser Churfürst, bis der Tod
„sein großes Leben ende. Feierlich leiste ich noch
„einmal Verzicht auf die Churwürde — frei, un-
„gezwungen und uneingenommen erkläre ich noch-
„mals, daß ich die Churwürde — so lang Fried-
„rich lebt, nie annehmen werde, und damit ich
„jeder Einwendung und jeder Mißdeutung begeg-

„ne, so schwöre ich dieß laut und feierlich zu „Gott und zu seinen Heiligen."

Philipp hatte geendet: die Urkunde seiner abermaligen Verzichtleistung auf den Thron wurde niedergeschrieben und besiegelt; lautes Frohlocken und Beyfalljauchzen hallte durch den Saal — Thränen der innigsten Rührung flossen hier — dort blickten Männer gerührt zum Himmel auf — da arbeiteten große Gefühle in der Brust der Edlen des Vaterlandes; — allgemein würkte diese Szene auf die Herzen der Versammelten. Philipp lag an Friedrichs Busen, dem Helden standen die Thränen in den Augen, er fühlte ganz den großen Lohn seines Herzens, und die süße beglückende Empfindung, womit der dankbare Philipp diesen großen merkwürdigen Moment seines Lebens heiligte. Ueberwältigt hatte ihn diese allgemeine erhabne Stimmung, sprachlos starrte er in die große lebendige Gruppe hin, und nur seine stille Rührung, verdollmetschte die außerordentlichen Regungen seines tief erschütterten Herzens. — Er wollte es — das sagten seine Blicke — er versprachs, mehr sagte sein Mund nicht. —

Das Vaterland hat seinen Vater wieder erhalten — dieß ist ein Festtag für die Pfalz —

sprach Kemnat: — und ein Trauertag für die Tyrannen und Sklaven in Deutschland — erwiederte Gemmingen; aber laßt sie nur kommen — komplottiren und wüten, — Friedrich steht wieder an unsrer Spitze. —

Churfürst Friedrich weihte nun den Pfalzgrafen Philipp auch in den höhern Kenntnißen der Staatskunst ein. Philipp arbeitete von nun an mit dem Churfürsten gemeinschaftlich, auch war er überall um denselben, wenn Friedrich als Schiedsrichter die streitigen Partheien aussöhnte, oder das Interesse des Staats durch Unterhandlungen oder mit dem Schwerdt betrieb.

Philipp hatte Gelegenheit, das Benehmen seines großen Oheims, den Gang seiner Politik, dessen Grundsätze und weise Entschliessungen zu beobachten, und sich in allem nach ihm zu bilden.

Philipp fand auch in dem Leiningischen Erbfolge-Krieg, Gelegenheit, sich vortheilhaft auszuzeichnen, und unter der Anführung seines großen Oheims dessen Art Krieg zu führen, sich zu eigen zu machen.

Aus diesen stillen Beschäftigungen, die nur wenig von bedeutenden Eräugnissen unterbrochen wurden, wurde der Churfürst aber sehr bald herausgerissen, und von den großen allgemeinen Begebenheiten in Deutschland und dem übrigen Europa beunruhigt.

Friedrich, der nun einmal, wie wir in der Geschichte des Erzbischofs Diether von Mainz wahrgenommen haben, keinen unschuldigen Mann konnte leiden sehen, und der auch so bald für die Parthey des Rechts und der Wahrheit mit dem glühendsten Enthusiasm entschieden war, so bald als er sie von der Tyranney drängen sahe; Friedrich hatte sich schon bisher für den König Georg von Böhmen interessirt, weil derselbe ihm und seinem Bundesbruder dem Herzog Ludwig von Landshuth gegen den Pabst und den Kaiser ernstliche und große Dienste geleistet hatte; und nun da er diesen edlen und braven Fürsten um seiner hussitischen Grundsätze willen von allen Seiten im Gedränge sahe — nun trat auch er für Georgens Sache auf, und enthüllte vorzüglich in dieser Angelegenheit seine große Seele, indem er durch sein freies Benehmen bewieß, daß er bisher nicht aus Selbstsucht und aus kleinlicher Politik gehandelt habe, sondern, daß er ein dankbarer edler Freund dem Freund, ein feuriger Anhänger der Wahrheit, und ein unerschrockner Vertheidiger des Bedrängten und unschuldig Bedrückten sey, er möge nun ein Erzbischof oder der Anführer einer Sekte seyn.

Der König von Böhmen — ein Widersacher des Römischen Stuhls, weil derselbe seine Sekte verfolgte; um seiner Krone willen von Kai-

ser Friedrich III gehaßt, hatte in den Zwistigkeiten zwischen dem Deutschen Reiche und dem Kaiser, eine dem leztern äußerst gehässige Rolle gespielt: — der Papst und der Kaiser betrachteten schon längst den König Georg als einen sehr gefährlichen Nebenbuhler ihrer Macht! — Friedrich III hofirte dem Papst wegen der Böhmischen Krone, und der Papst hielt den Kaiser darum von seiner Politik gefesselt, weil er den Beystand des Kaisers nothwendig hatte, um die dem Stuhl Petri so gefährlichen hussitischen Sätze, in ihrem Oberhaupt dem König Georg zu stürzen.

Kaum war daher mit Diethers erzwungner Verzichtleistung auf das Erzstift Mainz der Friede am Rhein, und durch Georgs Vermittelung der Friede zwischen dem Kaiser und dem Herzog Ludwig von Landshuth hergestellt, so hatte nun die päpstliche und die kaiserliche Politik freie Bahn gewonnen, um gegen den König von Böhmen zu machiniren. — Die päpstliche Bannbulle eröfnete den Feldzug gegen Podiebrad, und der Kaiser träumte sich schon als Sieger, weil er das meiste von der Würksamkeit dieser dreisten Exkommunikation erwartete. Allein Friedrich der Siegreiche, Herzog Ludwig von Landshuth, die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg erklärten sich für Georg, und trugen auf eine Veröhnung zwischen den streitigen Partheien an. —

Unstreitig hatte der König von Böhmen dem Helden, und seinen mit ihm verbundnen braven Deutschen Fürsten es zu verdanken, daß die Anschläge seiner mächtigen Feinde ihm weniger gefährlich waren, und daß es selbst der schwarzen Treulosigkeit seines Schwiegersohns Matthias von Ungarn nicht gelang, den ehrwürdigen Greiß zu entthronen. Während daß sich der große Churfürst mit diesen allgemeinen Angelegenheiten des Deutschen Reichs beschäftigte, und die Würde des Pfälzischen Staats durch das Gewicht seiner Churfürsten-Stimme aufs neue verherrlichte, vergaß er nicht, mit ununterbrochnem Eifer an dem Wohl seines Volks, durch neue und bessere Einrichtungen, zu arbeiten. — Hieher gehört auch sein wohlwollender Plan, dem jungen Pfalzgrafen eine Gattin zu geben.

Auch in dieser Angelegenheit erschien er wieder gleich groß als Staatsmann und als Mensch. — Er wünschte nemlich, daß sich der Pfalzgraf zu der Erbin der Grafschaft Kazenelenbogen, zu der Gräfin Ottilie, entschließen möchte, weil durch diese Verbindung die Pfalz auf eine rechtmäßige Art einen beträchtlichen Zuwachs an Land würde gewonnen haben. — Alsdann wäre nemlich der Pfälzische Staat gegen seine unruhige Nachbarn gesichert und geschüzt gewesen, und die Erzbischöfe von Mainz hätten es nicht mehr ungerächt wa-

gen dürfen die Pfalz zu bekriegen, weil der Churfürst gegen das Rheingau ihnen jedesmal den Rücken bedrohen konnte.

Allein der Pfalzgraf Philipp bezeugte eine Abneigung gegen Ottilie, und Friedrich dachte groß genug, seine Politik dem Herzen Philipps aufzuopfern.

Der Churfürst gab also diesen Plan auf, erneuerte mit seinen Nachbarn die Bündniße, und verglich sich mit dem Herzog von Simmern über gewisse zum Besten der Pfalz dienende polizeiliche Einrichtungen. —

Eine schöne Gelegenheit, die ersten Früchte seines kriegerischen Talents zu zeigen, bot sich dem jungen Pfalzgrafen in den Köllnischen Unruhen dar.

Rupprecht, der Erzbischof — Friedrichs Bruder, foderte von der Pfalz Hülfe gegen sein aufrührisches Land. — Philipp marschirte daher auf Friedrichs Befehl, an der Spitze eines Heerhaufens in das Köllnische, eroberte die festen Schlösser — Friedrich kam später und half dieß wichtige Werk vollenden, und war so glücklich, das Erzstift wieder mit seinem Fürsten auszusöhnen.

Der Churfürst war entzückt, daß er seinen Thronfolger so brav und tapfer gefunden hatte, und fand endlich Kemnats Meinung gegen allen Widerspruch gerechtfertigt; daß der Pfalzgraf Philipp

auch als Krieger die Liebe seiner Pfälzer gewinnen müße, um dereinst als Churfürst eben das unbeschränkte Volksvertrauen zu genießen, welches Friedrich genoß, und welches seine großen wohlwollenden Plane meistentheils befördert hatte.

Siegreich kehrte daher Friedrich mit seinem liebenswürdigen Pflegesohn nach Heidelberg zurück, und genoß abermals in vollem Maaße den allgemeinen Beyfall seines biedern Volks, welches seinen großen Herrscher überall groß und siegreich sahe, und ihn dafür im eigentlichen Sinn des Worts vergötterte.

Churfürst Friedrich beschäftigte sich nun wieder mit den innern Staatseinrichtungen und Verbeßerungen. — Schon lange hatte er ein Augenmerk auf die gänzliche Verdorbenheit des Priesterstandes, und auf die abscheuliche Verwildrung der Mönchsorden *).

Der weise tiefblickende Staatsmann hatte es bisher nur zu oft wahrgenommen, welchen gefährlichen Einfluß auf die Sittlichkeit des Volks und auf dessen politische Stimmung — diese fanatische

*) Der Verfaßer erinnert hier an das Jahrhundert, von dem die Rede ist; sind die Mönche heutzutage beßer, woran er nicht zweifeln will, so wird sie dieß Urtheil über ihre ältere Ordensgenoßen nicht befremden.

Rotte behauptete — wie sie als die Stütze des Römischen Hofs den Despotismus der Hierarchie bey dem Volk vertheidigte, und die moralische Natur des Volks mit den frechsten und empörendsten Grundsätzen verpestete.

Schon längst hatte der Churfürst mit Trauer erfahren, daß in den Mönchsklöstern Laster aller Art, der üppigste Uebermuth, die frechste Willkühr, und der gefährlichste Stolz zu Hause wären, und daß nur jene Bösewichter all das Gute vergifteten, was er für das Volk that, und überall dessen Emporstreben zum freiern und höhern Menschenglück hemmten. — Friedrich glaubte, daß die Klöster in Rücksicht auf Moralität und Humanität eben das seyen, was die Raubschlößer in Absicht auf Reichthum und Handelsfreiheit wären. Es war daher für seinen großen kühnen unternehmenden Geist eine reizende Aussicht, zur Beförderung des wahren Menschenglücks und zur Sicherheit der Staatsverfassungen diese Wohnungen des Lasters und der ruchlosesten Willkühr zu zerstören. —

Allein in diesem großen Plan hätte er auch wieder die erste und einzige Rolle spielen sollen; Podiebrads Schicksal war noch nicht entschieden — die meisten Deutschen Fürsten und Nachbarn der Pfalz lauerten begierig auf Gelegenheit, um mit vereinten Kräften wieder über die Pfalz und über

ihren erhabenen Regenten herzufallen: und wür-
den wohl seine Kräfte gegen eine solche Uebermacht,
und gegen die tausend Dolche des aufgebrachten
Mönchthums ausgelangt haben?

Friedrich war zu sehr überzeugt, daß es leichter
sey, das fürchterlichste Raubschloß zu erobern, als
nur einen einzigen edlenden Zellenbruder zu belei-
digen; er wußte wohl, daß dazu seine Kräfte
nicht zureichen würden, indem die Priesterschaft
und das Mönchthum eine einzige große Kette bil-
deten, deren lezte Schleife an St. Peters Fischer-
ring hienge. Die Grundsätze dieser schrecklichen
Menschenbrut, die sich Gift, Dolch und Rebellion
gegen den erlaubt, den sie für ihren Feind, und
für einen ihrer Macht gefährlichen Mann hält,
hatte er zu oft erfahren, als daß er das Wohl
seines geliebten Vaterlandes einem kühnen Ent-
wurf der Art hätte aufopfern können. — Indes-
sen hofte er doch sein Volk einigermaßen gegen
diese Uebel zu verwahren — die Klöster von den
Hauptbösewichtern zu reinigen, und ihren Stand
zu verbeßern.

Aber auch diese bescheidne einem Regenten so
würdige Verbeßerung, wozu ihm sein Zeitalter nur
schwache Hülfsmittel darbot, war die Quelle eines
unseeligen Kriegs für die Pfalz, und gestattete auf
einen Augenblick seinen unversöhnlichen Feinden die

so stolze als abscheuliche Hofnung, den unsterblichen Friedrich zu unterdrücken.

Der Churfürst machte vermöge seines Verbeßrungs-Plans mit den Benediktinern in Weissenburg den Anfang. Selbst der Papst gab dem Projekt seinen Beyfall, dieses ausgeartete Kloster zu verbeßern. — Allein der Erfolg dieses Unternehmens belehrte den Churfürsten von der ungeheuern Gewalt, welche diese Mönche über das Volk behaupteten. Die Mönche erregten nemlich eine förmliche Empörung gegen den Churfürsten, und das Volk grif zu den Waffen. — Der Churfürst bemühete sich zwar diese Rebellion zu dämpfen; es gelang ihm aber nicht; er versuchte eine gütliche Uebereinkunft, dieß gelang ihm: geschmeidig entwand er sich dem fatalen Handel, und beschloß nun bey sich, mit dieser gefährlichen Menschenrace nicht wieder anzubinden. —

Allein so leicht hatten die Mönche dieß ihnen vermeintliche Unbild nicht vergeßen; sie die Götter der Erde, vor denen sich einst Kaiser und Könige beugten, und sich glücklich schätzten, wenn ein Mönch großmüthig den Seegen über sie sprach — sie sollten es ungerächt hingehen lassen, daß ein Laye es wagen wollte, sich in ihre heilige Ordensverbindungen zu mischen, und ihrer geistlichen Macht zu befehlen? — Nein! diesen Frevel mußten sie schwer rächen.

Sie verläumdeten daher den Churfürsten als einen unchristlichen und der Römischen Kirche feindseeligen Fürsten, bey dem Volk. — Sie riefen alle Mönche in Deutschland zu Hülfe um eine allgemeine Rache zu bewürken. Eine sehr gute Gelegenheit bot sich ihnen in Friedrichs Abwesenheit dar, welcher sich nemlich mit einem Heerhaufen vor den von Rosenbergischen Raubschlößern — Boxberg und Schopf befand, und solche durch Lutz Schotten belagern ließ. Diese Expedition war dem Helden glücklich gelungen, und Friedrich machte so eben Anstalten seine siegreiche Armee gegen ähnliche Räuberhöhlen anzuführen, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß ihn die Weissenburger bey dem Kaiser verklagt hätten, und daß Friedrich der III. diese Klage nicht nur mit Wohlgefallen aufgenommen, sondern auch auf der Stelle den Herzog von Veldenz zum kaiserlichen Hauptmann ernannt, ihm das Reichspanier zugeschickt, und ihm den Schutz der Stadt Weissenburg aufgetragen habe.

„Nun,“ sprach Kemnat zu dem Churfürsten, „was habe ich euch von den Mönchen gesagt?“ —

Friedr. Dieß befremdet mich nicht so sehr, als die Treulosigkeit des Herzogs von Veldenz; aber dießmal soll ihn auch seine Undankbarkeit selbst strafen!

Kemnat. Er ist ein Böſewicht — ein treuloſer Empörer — Nun verdient er keine Großmuth — ſchwere Strafe komme über ihn, und die Pfalz werde für die Zukunft gegen dieſen Ruheſtörer geſchüzt. —

Friedr. Das werde Sie! — aber Kemnat, was habe ich euch von dem Kaiſer geſagt?

Kemnat. Unerhörte Grauſamkeit — unglaublicher Haß! —

Friedr. Dieſer Mann dürſtet nach meinem Blut, und nach dem Verderben meines Landes, er kann es nicht dulden, daß wir glücklich ſind. Nun wähnt er mich in der bedrängteſten Lage, weil die Dolche fanatiſcher Pfaffen nach meinem Herzen zücken; der Veldenzer ſoll, ſeinen Abſichten gemäß, meine alten Feinde kühner machen, und darum ehrte ihn Friedrich mit dem Reichspanier, damit dieß ſcheußliche Beyſpiel auch den Haß meiner Nachbarn wecke; und iſt es ihm gelungen, dann wird er mit ſeinen lezten Kräften und mit den Greueln der Mönche meinen Sturz verſuchen! —

Kemnat. Nein! die Geſchichte hat wenig Beyſpiele von Ungerechtigkeiten der Art aufzuweiſen: einen verrätheriſchen Vaſallen zum kaiſerlichen Hauptmann zu beſtellen? — Schande über

diese Grausamkeit, die ein Kaiser zu begehen sich erlaubt! — um einer elenden Mönchsgrille — um des Pöbels verächtlichem Wüthen — wirft Friedrich III. die Fackel des Bürgerkriegs in ein schuldloses glückliches Land! — aber Churfürst, dieser entsetzliche Mißbrauch der Kaiser-Macht wird Deutschlands Fürsten wecken, denn dieß Höllenwerk muß jede deutsche Seele empören.

Friedr. Guter Mensch; habt ihr Diethers Schicksal so schnell vergeßen? wie mögt ihr nur einen Augenblick den Gedanken an Deutschlands wiederkehrende Freiheitsliebe Raum geben? hat der stille leidende Diether ihren Beystand nicht geweckt, um wie vielweniger wird der glänzende Siegreiche Friedrich ihren Muth beleben: auch die Edlern halten mich jezt für verloren, da die fanatische Pfaffheit mit ihrem allmächtigen Oberpriester gegen mich aufgestanden ist — Feig treten sie vor der Zornruthe, die ihnen von Rom aus dräut, zurück; ich muß also wieder allein wagen — und damit ich nicht bloß wage, so will ich in diesem Krieg ganz Krieger seyn! —

Kemnat. Und?

Friedr. Ich werde nicht eher mit dem Kaiser mehr in Unterhandlung treten, als bis ich seinen Hauptmann gänzlich gedemüthiget habe.

Kemnat. Daran thut ihr sehr recht! —

Friedr. Schon Morgen gedenke ich vor einer Veldenzischen Burg zu lagern, und nach dieser raschen Kriegsmanier dem Räuber seine Vesten abzugewinnen. Strenge will ich das Verbrechen strafen — nur Gerechtigkeit nie Gnade kennen. — Habe ich durch diese rasche That die Kräfte des Herzogs bezwungen, so ist doch wenigstens die Pfalz gegen die Angriffe feindseeliger Nachbarn sicher. Das Uebrige? je nun — wenn ich auch mit dem Kaiser nicht fertig werde, muß man von der Vorsehung erwarten. — Denn wie gesagt — und ich zittre nicht dafür, (die Pfalz kann ja meiner bald entbehren, Philipp ist brav und gut,) mein Leben ist umlagert von den zahllosen Mördern, welche im Dienst der Kuria gegen mich aufgestanden sind. Es scheint mir beinahe, als sey ich zum Märtyrer für Deutschlands Gerechtsame bestimmt! — Mein Innerstes empört sich, wenn ich daran gedenke, daß ich von der Hand eines feisten unwürdigen Mönchs fallen soll; gern litte ich jedes Ungemach wenn meinem Vaterlande, wenn Deutschland mit meinem Tod gedient wäre. Aber leider kommt dieses Opfer ein Jahrhundert zu früh, und die Menschheit hätte wenig Vortheil — die meuchelmörderischen Ungeheuer den einzigen — meinen Tod.

Kemnat. Wir wollen für euch wachen, edler großmüthiger Deutscher Held! — der Schuz-Geist des Menschengeschlechts wird unsre heilige Pflichten für euer theures Leben, mit euern Getreuen theilen. Die Versehung hat euch bisher durch schauerliche Labyrinthwege glücklich durchgeführt: damit aber euer Ruhm desto herrlicher, und euer Andenken bey den Pfälzern und bey den beßern Nachkommen dieser ausgearteten Deutschen, desto heiliger und unsterblicher werden möge — darum hat sie die fürchterlichsten Gefahren für das Ende eures thatenreichen Lebens aufgespart; unverkennbar groß ist ihr geheimer Plan: — euer desto glorreicher Sieg soll die Thatkraft eurer Enkel wecken, und die stolze Brust des freiern Deutschen zu eben so kühnen als gerechten Zwecken heiligen. — Ja es wird ein Jahrhundert kommen — und dieß Jahrhundert ist nicht mehr fern, in dem man an Friedrich den Siegreichen denken wird: unter den Großen seiner Nation, wird jenes beßre Jahrhundert ihn auszeichnen; und seine Deutschen Thaten um so ernster würdigen, weil er mit so unvergeßlicher Wärme und Anstrengung sie vollbrachte, und weil er in dem schrecklichen Lauf seines Lebens die größten und schrecklichsten Gefahren bekämpfte — mit einem Muth, mit einer Wahrheitstreue, wie der Deutsche Mann kämpft.

Friedr. Ja, dieser Gedanke hat schon oft meine Seele gestärkt! — Ach! — Kemnat! es ist so groß für die gerechte Sache der Menschheit zu leiden; gewiß alter Freund! nichts kann den Schwung der hohen Männerseele mehr stärken, nichts die Kraft seines kühnern Willens über alle Gefahren mehr erheben, als der Gedanke an eine beßre Zukunft, die ein großes nützliches um der Menschheit Wohl gelebtes Leben mit ihrem Preis beschenken wird! — Leben ja die großen Männer Roms und Griechenlands in unsern Herzen, nennen wir ihre Namen mit Ehrfurcht, und preisen wir ihre Thaten mit Entzücken; warum sollte ein fernes Zeitalter nicht auch den Männern Gerechtigkeit wiederfahren laßen, die ihr Verdienst um die Menschheit auf schrecklichern und gefahrvollern Wegen erringen mußten? —

Kemnat. Gewiß mein Churfürst! Brutus und Cato sind die größten Römer, denn damals waren nur sie groß und tugendhaft, und ganz Rom war lasterhaft. Je größer die Gefahren, desto größer die Tugend; je seltner in einem Volk wahre Menschengröße ist, um desto gepriesner und unsterblicher ist der Mann, der den moralischen Gehalt einer halben Welt aufwiegt, der über sein Jahrhundert erhaben steht, und allein einer beßern Generation vorarbeitet.

Der Held — der Wahrheitsfreund eines Jahrhunderts wie das eurige, der mit eurer Energie und mit eurer unerschrocknen Freiheitsliebe der Sache des Rechts und der Wahrheit dient, hat mehr gethan als jene große Männer des goldnen Alterthums, denen ihr Zeitalter zu Hülfe kam, und die in ihren Zeitgenoßen offne, reife, kräftige und der Wahrheit ergebne Herzen fanden. — Euch umlagert die tausendarmige Zwietracht des Faustrechts — euch bedrohen der Mönche giftige Dolche — überall empört sich Fanatismus und Meuchelmord gegen euch, eine sklavische Generation von Fürsten und Völkern, und an deren Spitze Papst und Kaiser stehen wider euch; und ihr allein — nur von der Liebe eures Volks gegen alle die Ungeheuer gedeckt! — Friedrich; die Ehre ist keine Grille des Selbstsüchtigen — sie ist die kräftigste Feder in der moralischen Menschennatur, und ohne sie erschlafft die ganze Maschine. Frei sage ich euch, um eures großen Namens willen, den eure Nachkommen vergöttern werden, um des dankbaren seegnenden Selbstgefühls, welches euch am Ende eurer Tage und selbst im Tod über alle kleinliche Vorwürfe erhebt — vollendet's! — und würdet ihr auch unterliegen müßen, und mitten in eurer großen Laufbahn von einem widrigen Geschick aufgehalten werden; euer ist doch das

Vir-

Verdienst, Neid selbst wird es euch nicht streitig machen, denn die Nachwelt sieht scharf, richtet streng, entscheidet unpartheiisch und ihr Ausspruch ist meistens der reine Wiederhall der Wahrheit.

Friedr. Ja, mein Kemnat! diese Nachrichten haben mich nicht niedergeschlagen! So sehr auch mein Herz darüber empört ist, daß aufs neue mein gutes Vaterland in Krieg verwickelt wird, so sehr freut sich auf der andern Seite meine Thatendurstige Seele, daß ich den Feierabend meines Lebens noch mit einer großen That verherrlichen, und meinen Zeitgenoßen beweisen kann, wie gern ich alles für das Wohl der Menschheit gethan hätte, wenn mir mein Zeitalter zu Hülfe gekommen wäre. — Uebrigens gedenke ich nach meinem obigen Plan meine Pfälzer gegen das Kriegselend zu verwahren, und Kemnat! dem Kaiser soll es bey Gott nicht gelingen die Pfalz durch einen Bürgerkrieg zu verwüsten.

Friedrich hielt Wort. Als ein kluger Staatsmann, erwartete er nun nicht mehr die würklichen feindseeligen Ausbrüche des Herzogs von Veldenz; es war ihm genug, daß der Herzog so niedrig und verräthrisch dachte, bey dem Kaiser um die Hauptmannsstelle zu buhlen, und treulos genug

war, das Reichspanier gegen die Pfalz anzunehmen. —

Der Churfürst wußte als ein geübter Feldherr, daß ein rascher, unvorgesehener und glücklicher Angriff fast immer entscheide, und daß einige Hauptschläge oft selbst der kleinsten Parthei das Uebergewicht geben. Friedrich hatte demnach in einem Krieg der Art um so klüger gehandelt, als der Feind bey längerm Zaudern, mächtiger, und dessen viele heimliche Anhänger kühner geworden wären. In einer so delicaten Lage wie jene des Churfürsten kam alles auf die ersten glücklichen Expeditionen an: die Macht der Priesterschaft war groß, das Volk — größtentheils schwach hing an ihr; der Churfürst durfte nur eine Niederlage erleiden, so schrieen die Mönche alsdann aus vollem Halse: daß dieß Gottes Gericht über den abtrünnigen Fürsten sey, und wohin hätte die Priesterschaft jenes Jahrhunderts nicht das treueste Volk bringen können? —

Der Churfürst hatte demnach nach diesen Vordersätzen gerechnet, und, wie wir bald hören werden, sein rascher glücklicher Operationsplan hatte auch alles für ihn entschieden.

Friedrich rückte also, ehe der Herzog Ludwig von Veldenz die Reichstruppen sammlen konnte vor

das feste Schloß Strahlenburg in der Bergstraße, und eroberte dasselbe nebst der Stadt Sprießheim, in Zeit von 8 Tagen. — Der Churfürst befahl, die Stadt und das Schloß mit allen Schrecken einer Belagerung zu ängsten, und nachdem sich beide auf Discretion ergeben hatten, ließ er zum schrecklichen Beyspiel verlezter Treue und Lehnspflicht die Edlen und Knechte nach der damaligen Gewohnheit ertränken. — So sehr er Feind einer zwecklosen Grausamkeit gewesen war, so unvermeidlich und nothwendig war dennoch diese Strafe, weil die damaligen Reichsheere sehr leicht bloß durch Furcht und Schrecken konnten besiegt werden, und weil der Churfürst in seiner und des Vaterlandes äußerst gefährlichen Lage darauf rechnen mußte, den Feind mit wenig Mannschaft zu schlagen, indem er befürchten mußte, von seinen Nachbarn, und von den kaiserlich- und päpstlich-Gesinnten mit Uebermacht angefallen zu werden.

Seine rasche Art Krieg zu führen hatte ihn fürchterlich gemacht; seine Pfälzer waren gewohnt zu siegen: hörten nun noch seine Feinde, welches Schicksal ihrer wartete, so mußte diese Strafe einen doppelten Vortheil für ihn haben, indem sie einen Theil schüchtern machte, und den andern entwaffnete. Um die dortige Gegend gegen Streiferryen zu sichern, und sich eine zweite

Belagerung zu ersparen, so ließ er Stadt und Schloß schleifen. — Gewohnt sich im Freien mit dem Feind zu messen, möchte dieses Benehmen mit zu Friedrichs Vertheidigungsabsichten gerechnet werden, da er fest darauf rechnen konnte, daß er als der erste Feldherr seines Zeitalters im freien Felde mit seinen Pfälzern nur zu gewiß den Feind schlagen würde.

Ein Zeitraum von 8 Tagen, war dem feurigen Ungestüm des rastlosen Helden schon genug, um aus der Bergstraße mit der Armee nach dem Wasgau zu marschiren, und auch sogleich das Schloß Madenburg und die oberhalb Straßburg gelegne Burg Geispelzheim mit seinen Helden zu bestürmen, da der Schrecken seiner Ankunft die Besatzungen schon wehrlos gemacht hatte.

Wie ein reissender Strom unaufhaltbar sich fortwälzt, und in seinem ungestümen Lauf alles — auch das Stärkste und Kräftigste mit sich fortreißt, so auch Friedrich mit seiner siegreichen Armee.

Armsheim, des Veldenzers festeste und wichtigste Stadt, von einer tapfern Besatzung vertheidigt, wurde nun von den Pfälzern umrungen. — Lutz Schotten rückte mit den Pfälzern vor dieselbe, — in Zeit von 4 Tagen waren alle Aussenwerke in den Händen der Belagrer:

die Stadt wurde unaufhörlich beschoßen — und willig ergab sie sich endlich dem Sieger auf Gnade und Ungnade, als Schotten ihr den Sturm androhen ließ.

Auch die Armsheimer Befestigungen ließ Friedrich niederreissen und zeigte sich darauf im Freien, um den Feind vielleicht zu einer Hauptschlacht zu bewegen. — Allein feig wichen die Elenden zurück — sie fürchteten den schweren und schrecklichen Arm des Siegers — Aehnlich dem Kampf eines bösen Gewißens, das vor dem Donner des Weltrichters zittert, so verbargen sich auch die verräthrischen Sklaven des Veldenzers, vor dem rächenden Schwerdt des gerechten Helden.

Herzog Ludwig verlohr auf die Art eine Burg und eine feste Stadt nach der andern; noch hoffte er mit seinen kaiserlichen Patenten Anhänger zu gewinnen, und seine und des Kaisers Parthei zu verstärken: allein nur wenige waren so frech und ungerecht, um sich gegen Friedrichs gerechte Sache zu erklären. Indessen war es dem Herzog doch gelungen, die Grafen von Leiningen-Hartenburg zu gewinnen, welche wegen einer alten Successionsstreitigkeit einen heimlichen Groll auf Friedrich den Siegreichen hatten.

Doch auch diese kleine Hoffnung sollte der verrätherische Herzog nur kurze Zeit genießen: Friedrich wandte sich nach der Erobrung von Armsheim, gegen Wachenheim, und schloß Stadt und das feste Schloß mit einem rüstigen Heerhaufen ein.

Luz Schotten, wacker und ungestüm wie das Kriegsglück selbst, wußte dem Schloß so heftig zuzusetzen, daß sich die Besatzung endlich in die Stadt zurückziehen mußte. Schotten machte nun auch gegen die Stadt selbst — seine Anstalten. Die Belagrung der Stadt gieng eben so rasch und glücklich wie bey allen Vesten, wo Pfälzer standen.

Schotten ließ der Besatzung den Sturm drohen — allein die Besatzung hofte noch auf Entsaz, und blieb unentschlossen. — Der Churfürst erhielt endlich von seinen Kundschaftern die Nachricht, daß der Herzog von Veldenz mit den Grafen von Bitsch und Leiningen würklich im Anzug wäre, um Wachenheim zu entsetzen. Friedrich freute sich darauf, da er Hoffnung hatte sich mit dem Feind im Freien messen zu können, und durch einen entscheidenden Schlag diesem unseeligen Krieg ein Ende zu machen. — Er hob daher die Belagerung auf, und beschloß, dem Feind entgegen zu gehen, und ihn anzugreifen. — Allein kaum war der Feind davon unterrichtet,

daß Friedrich mit seinen Pfälzern im Anzug wäre, da lief alles was nur laufen konnte. — Vielleicht würde diese Aktion eben so entscheidend wie die bey Pfeddersheim und Seckenheim gewesen seyn, wenn der Feind in eine Schlacht gewilligt hätte; denn Friedrich hatte in der Landvogtei Hagenau an 5000 Mann aufbieten lassen — der Feind wäre also zwischen zwey Heere gekommen, und hätte offenbar seinen gänzlichen Untergang gefunden. So aber hatte Verrätherei Friedrichs Plan dem Feind entdeckt — der Schrecken hatte ihn besiegt, und ohne daß er nur die Pfälzer ansichtig wurde war schon sein Muth dahin. Schrecken ging vor dem Pfälzischen Heer voran — gewohnt zu siegen, keine Gefahr zu kennen, hatte der Feind keine andere Wahl als zu unterliegen oder — zu fliehen, und dazu entschloß sich nur gar zu gern jenes feige zusammengeraffte Reichsheer, das sich auf Streifzüge und Raubereyen besser verstund, als auf einen ehrenvollen Kampf mit den Waffen. Dem Churfürsten war nun daran gelegen sich durch einige Bündniße die Fortsezung seines Kriegs gegen den Herzog von Veldenz zu erleichtern: durch seine Verbindung mit dem Rheingrafen Gerhard von Rheingrafenstein und Johann von Dhaun — sodann mit dem Churfürsten von Mainz sicherte er sich seine Eroberungen, und konnte nun ungehindert den treulo-

sen Herzog in seinen Besitzungen am Glan und an der Nahe angreifen.

Zuvor aber belagerte Friedrich das Schloß Ruppertseck am Donnersberg, welches ihm den Rückzug aus jenen Gegenden erleichtern sollte. Das Schloß ergab sich — Friedrich ließ es ausbrennen, nahm das darinn gefundne Geschütz, und theilte die Beute unter seine Krieger aus.

Die Eroberung dieses Schlosses bewürkte den Abfall vieler Grafen und Ritter, welche sich nun von dem Veldenzer befreit sahen, und sich laut und freudig für den Churfürsten von der Pfalz erklärten.

Das Glück hatte dem Kaiser und seinem verrätherischen Hauptmann gänzlich den Rücken gekehrt. Ein panischer Schrecken hatte alle Besatzungen überfallen — die Pfälzer belagerten nicht mehr, sie stürmten alle Vesten mit dem Degen in der Faust. So fielen auch die Leiningischen Schlösser Büssesheim und Erfenstein, welche alle ausgebrannt wurden.

Jezt giengen dem Herzog von Veldenz die Augen auf, jezt sank ihm der Muth — Nun bereute er seinen voreiligen treulosen Schritt, wodurch er zum viertenmal seinen großmüthigen Churfürsten verrathen hatte. Er sahe, daß ihn nicht nur alle Ritter und selbst der Erzbischof von Mainz, auf welchen er sehr gerechnet zu haben scheint, ver-

lassen hatten, sondern daß er nun auch alle seine Besitzungen verlieren würde.

Der Kaiser hatte ihn zum verächtlichen Werkzeug der Rache gegen den Pfälzischen Helden gebraucht, und was bürgte ihm dafür, daß ihn der Kaiser nicht auch noch am Ende verlassen würde? —

Der Kaiser — dem wohl des Herzogs Bedenklichkeiten nicht fremd mögen geblieben seyn, eilte, seinen gesunknen Muth wieder aufzurichten, und übertrug ihm zum Ersaz seiner verlornen Besitzungen die Landvogtei Hagenau. —

Ein solcher Schadenersatz hatte nun freilich seine Würkung auf den stolzen herrschsüchtigen Herzog nicht verfehlt; allein wie wenig er auch durch alle diese Ungerechtigkeiten des Kaisers in seinen kriegerischen Unternehmungen gebessert war, zeigte nur gar zu bald der schlimme Ausgang dieses beyspiellos ungerechten Krieges.

Friedrich der Siegreiche hatte bisher alles Ungerechte — Reichs- und Verfassungswidrige von dem Kaiser erwartet, und auf die ärgsten Ausbrüche seines wütenden und unversöhnlichen Haßes gerechnet. Allein diese Anmaaßung des Kaisers — die er vielleicht eher dem Papst würde verziehen haben — ein rechtmäßig erworbnes Eigenthum eines Reichsfürsten nach bloßer Willkühr, und ohne die Beystimmung des Reichstags an einen

andern zu verschenken, und auf diese Art einen Reichsfürsten unwürdiger als einen Vasallen zu behandlen, das hatte den großen Mann empört. — Allein — als ob die Vorsehung mit der Vorliebe einer weisen und zärtlichen Mutter ihren großen Sohn nur darum auf solche rauhe und dornenvolle Pfade geführt, und ihn mit ungeheuern Schwierigkeiten und Gefahren umgeben habe, damit er um desto größer herrlicher und unsterblicher erscheinen möge, je größer und einziger sich sein erhabnes Genie benommen hätte — so erscheint dem Geschichtsforscher Friedrich der Siegreiche.

Deutschland zitterte vor seiner Macht, seine Grundsätze und sein Waffenglück waren seine Freunde; Tausende entschieden sich für seine Parthei, so bald sein rascher Kriegslauf sie ereilt hatte — Ludwig von Landshuth — sein Freund und Bundesbruder, der Genosse seiner Siege und seines Glücks; Georg von Böhmen, tapfer, keck und unternehmend an der Spitze fanatischer Menschen: wie? wenn Friedrich sich mit ihnen verbunden, wie — wenn er mit eben den Waffen gegen den Kaiser gefochten hätte, womit derselbe gegen ihn stritte? welches Schicksal würde dem Kaiser geworden seyn?

Und hätte Friedrichs Rache gleichwol vergeblich mit dem Kaiser gerungen, wie viel hätte aber Deutschland von dem Anstoß dieses einzigen Mannes gelitten — und was würde aus diesem

allgemeinen Streitgetümmel endlich geworden seyn?

Nichts rechtfertigt den großen Churfürsten mehr gegen Vorwürfe, und gegen die seichte Achtung seines Verdienstes — als ob Herrschsucht und unbändiger Stolz die Quellen seiner großen Thaten und Unternehmungen gewesen wären — nichts — sage ich, rechtfertigt den unsterblichen Mann mehr, als sein Benehmen gegen die Ungerechtigkeiten Friedrichs III.

Hier war doch wohl Stoff und Nahrung für die Herrschsucht — tiefer kann doch wohl der Stolz nicht beleidigt werden, als er hier durch des Kaisers Anmaaßungen beleidigt wurde — aber wie groß und erhaben erscheint hier der Held — Wie konsequent Friedrich als Krieger, und wie überaus rührend der Landesvater! —

Das Vaterland hätte bluten müßen, wollte er sich auf eine große und entscheidende Art an seinen Feinden rächen! mit diesem einzigen Gedanken lag auch das stolze große Projekt zu seinen Füßen. — Um dem geliebten Vaterland den köstlichen Frieden zu erhalten, entschloß er sich, seinen Feind, den Kaiser durch ein Ehrfurchtsvolles Schreiben auf beßre Gedanken und zu bessern und gerechtern Gesinnungen zu bringen.

Damit ja der Reichstag diese gemeinschaftliche Klage über die unbefugte Anmaaßungen des

Kaisers dem Monarchen zu Gemüthe führen und die Streitsache in Güte entscheiden mögte, theilte Friedrich dieses Schreiben allen Gliedern desselben mit; — weit davon entfernt den Krieg allgemeiner und schrecklicher zu führen, beschränkte er sich bloß auf die Demüthigung seines treulosen Vasallen des Herzogs von Veldenz, und wollte die Sache der Landvogtei nur von dem Entscheid des Reichstags und nicht von dem Glück seiner siegreichen Waffen erwarten.

Da es nun nicht zu erwarten war, daß der Kaiser sich schnell für Friedrichs gerechte Sache erklären würde, da er bis auf diesen Augenblick nicht aufgehört hatte den Churfürsten mit unversöhnlichem Haß zu verfolgen; dem Helden aber übrigens alles daran gelegen seyn mußte den Herzog von Veldenz so zu drängen, damit er von dieser ungerechten kaiserlichen Schenkung keinen Gebrauch machen könnte; so benuzte indessen Friedrich die Stimmung seiner Thatendurstigen Armee, um sich der noch übrigen festen Plätze seiner Feinde zu bemächtigen.

Der Churfürst rückte demnach mit einem zahlreichen Heerhausen vor die Stadt Wachenheim an der Haard. Thörring von Eptingen deckte diese Belagerung, und war so glücklich den zum Entsaz herbeyeilenden Feind bey Bergzabern zu schlagen, mehrere Gefangene zu machen und

ihm zwey seiner Paniere abzunehmen. — Der Pfalzgraf Philipp, der dem Churfürsten nie von der Seite kam, hatte hier abermals Gelegenheit sein Kriegstalent auszubilden, und von dem Helden die Vortheile seiner klugen Kriegsoperationen zu lernen.

Wachenheim hielt eine zweite heftige Belagerung aus, welcher der Churfürst und der Pfalzgraf unausgesezt beiwohnten. Der Stadt wurde dießmal so heftig zugesetzt, daß sie sich schon am 9ten Tag genöthigt sah, auf Discretion sich dem Sieger zu ergeben.

Nachdem Friedrich auch hier die Mauern und Festungswerke hatte niederreissen lassen; nahm er gleich darauf die zwey Leiningische Vesten — Groß- und Kleinbockenheim. Die Besatzung flüchtete sich schon bey der Annäherung der Pfälzer, und nur mit Mühe konnte die Reuterei noch einige dieser Flüchtlinge einhole.

Ueberall, wo die Pfälzischen Waffen sichtbar wurden, floh der Feind; alle Burgen welche sie bedroheten — fielen — dieß erschütterte den Reichstag zu Regensburg, auf welchem Kaiser Friedrich selbst erschien, um unter dem Vorwand eines Türkenkriegs das Deutsche Reich aufzufodern, die Waffen gegen die siegreichen Pfälzer zu ergreifen. — Die edelsten Reichsstände waren über diesen unaustilgbaren Haß des Monarchen

gegen den Pfälzischen Helden äußerst aufgebracht, und Friedrich hätte abermals Gelegenheit gehabt diese Mißstimmung zu nützen, und unter dem Beystand seiner Anhänger den Kaiser anzufallen, welcher sich indessen aufs neue wieder zu einer Ungerechtigkeit verleiten ließ, indem er aus Feindschaft gegen den Helden dem Erzbischof Rupprecht von Köln, Friedrichs Bruder Sitz und Stimme auf dem Reichstag absprach.

Allein zu lieb war ihm Deutschland, zu theuer die Pfalz, als daß er mit der Aufopferung ihrer friedlichen Ruhe den hartnäckigen Haß seines unversöhnlichen Feindes hätte bekämpfen wollen. —

Langsam, aber groß und schrecklich, gieng er auf der Bahn seiner Siege fort, die kleinlichen Kabalen seines feindseligen Gegners waren ihm viel zu klein und unwürdig, als daß sie ihn in seinem großen Werk hätten aufhalten sollen. — Ermattet und besiegt mußten seine Feinde um Gnade flehen, dieß war er an den ehrlosen Ruhestörern gewohnt, darum arbeitete er auch dießmal nach diesem Ziel.

Niederulm unterwarf sich in zwey Tagen dem Sieger: Adolph von Mainz erhielt diese Mainzische Grenzstadt von dem großmüthigen Sieger, da er ihm versprach, daß diese Stadt nie mehr in die Hände des Herzogs von Veldenz gerathen sollte.

Von da wandte sich der Held gegen Lambsheim, einer damals sehr merkwürdigen Veste. — Natur und Kunst — ihre flache Lage in einer großen Ebene und 3 Wassergraben mit Brücken hatten sie fürchterlich gemacht.

Friedrichs Genie und die Tapferkeit seiner Pfälzer kannten aber keine Gefahren: in den zwey ersten Nächten waren die Belagrer der Stadt so nahe, daß sie ihr den Sturm androhen ließen. Einige Schweitzer, welche im Solde des Veldenzers zu der Besatzung gehörten, baten um den Abzug, welcher ihnen auch gestattet wurde. Allein die Leute des Veldenzers blieben hartnäckig und wollten von keiner Uebergabe hören. Friedrich befahl also die Stadt zu beschießen: fürchterlich wütete der Brand — schon über die Hälfte der Stadt lag im Schutt, als die Pfälzer durch eine kleine Pforte, welcher sich die Belagerten bedienten um Wasser zum Löschen zu holen, in die Stadt eindrangen, und die Stadt mit Sturm eroberten. Alles flüchtete vor dem Zorn der aufgebrachten Krieger, aber Friedrich empfahl Menschlichkeit und Schonung, und bestrafte nur die Treulosen und Meyneidigen mit dem Tode.

Auch Lambsheim wurde geschleift, und nun kam die Reihe an die Stadt Dürkheim an der Haardt, eine der besten Festungen der dortigen Gegend.

Die Leiningische Grafen kommandirten in der Stadt, und waren entschloßen sich mit ihrer starken Garnison bis auf den lezten Mann zu halten.

Allein auch diese Belagerung, wiewohl sie würkliche Schwierigkeiten hatte, gieng rasch und glücklich voran. Die Stadt wurde heftig beschossen, die Aussenwerke wurden alle von den tapfern Pfälzern mit dem Degen in der Faust erobert — alles war zum Sturm bereit, und der kühne Friedrich hatte ihn bereits befohlen. Glücklich hatten die Pfälzer die Mauern erstürmt, allein hier hatten sich die Feinde mit allen Schrecken des Todes und der Verzweiflung auf ihre Ankunft vorbereitet. Ein langer tiefer Graben war mit Reisern und Stroh bedeckt: Pulver und spitzige Pfäle waren so künstlich darinn verborgen, daß die tapfern Stürmer kein Bedenken trugen darüber hinzugehen. Plötzlich öfnete sich nun unter ihrem allzusichern Fußtritt der abscheuliche Abgrund; sie stürzten herab; mehrere, die sich vor dem schrecklichen Schicksal ihrer Brüder entsetzten, wurden von den Belagerten erschossen und von den Mauern heruntergestürzt. Bey zweyhundert Ritter und Knechte waren nun schon aufgerieben — der Sturm hatte bereits sechs Stunden gedauert, und noch kämpften die Belagerten mit unglaublichem Widerstand, der an die Verzweiflung zu grenzen schien.

schien. Friedrich befahl den zweiten Sturm — da ergab sich die Stadt durch Kapitulation an Hanß von Sickingen. Der aufgebrachte Churfürst war Anfangs entschlossen, den Manen seiner unglücklichen Streiter ein fürchterliches Todtenopfer zu bringen, und die verrätherische Stadt dafür zu strafen, daß sie sich nicht nur auf die Seite des treulosen Veldenzers geschlagen, sondern auch durch ihre abscheuliche Vertheidigungsmittel ihn so viel Menschen gekostet habe. Allein sein großes Herz war bald wieder durch das Flehen der Unglücklichen erweicht und besänftigt, Menschlichkeit siegte über seinen Unmuth, und er begnügte sich daher nur die Festungswerke der Stadt zu schleifen. Der Feind, der in dem Herzen der Pfälzischen Staaten nun keine Mauern mehr zur Wehre hatte, und sich entweder im Freien zeigen, oder sich gegen die Nahe zurück ziehen mußte, wählte das leztere.

Der Churfürst marschierte ihm auf dem Fuß nach, und eroberte auch in kurzer Zeit die an der Nahe gelegenen Veldenzischen Burgen und Städte. — Ueberall öfnete man dem Sieger die Thore; nur wenige wagten eine Belagerung, da sie durch die Erfahrung belehrt waren, daß auch die festesten Städte und Burgen nur kurze Zeit dem vaterländischen Muth der Pfälzischen Helden Widerstand geleistet hatten.

Meissenheim die Residenz des Herzogs war jezt noch übrig; alle Besitzungen dieses Fürsten waren bereits von den Pfälzern erobert worden, und der Herzog sahe sich abermals ohne Land und in der schrecklichen Nothwendigkeit, den Helden um Frieden bitten zu müßen, wozu er sich denn auch endlich entschloß.

Friedrich der Siegreiche befand sich eben vor Moscheln, welches sich noch tapfer vertheidigte, als der Herzog Friedrich von Simmern in Gesellschaft des obersten Hauptmanns und des Veldenzischen Kanzlers vor dem Helden erschienen, und für den bedrängten Herzog um Friede baten.

Der Churfürst erwiederte mit wegwerfender Miene auf diesen Antrag: „der Herzog scheint sich durch Niederträchtigkeiten verewigen zu wollen, darum häuft er Bosheiten auf Bosheiten und ein Verbrechen büßt er nach dem andern wie Niederträchtige zu büßen gewohnt sind — ähnlich jenem undankbaren liederlichen Sohn, der sich gegen die väterlichen Befehle empört hatte, und vom Schicksal gezüchtigt endlich in den Armen seines verkannten Vaters Schutz suchte! — Der Herzog hat viel Vertrauen auf meine Großmuth — er muß aber auch einen sehr schlechten Begrif vom Volk haben, indem er es so leicht vergessen kann, was der Fürst seinem Volke schuldig ist!“ —

Pfälzische Ritter. Seine Vernichtung seyd ihr den Pfälzern schuldig!

Luz Schotten. Ist er ein Ritter, so sterbe er auf dem Schlachtfelde, damit die Buben seines Heers nicht sein Grab anspeien! —

Thörring v. Eptingen. Er war ein Verräther, er verdient daher das Schicksal eines Verräthers, eines Meyneidigen! — er hat es sich nun selbst zuzuschreiben, daß er niedrig und unklug genug war, gegen seinen Wohlthäter und Freund die Waffen zu ergreifen.

Gemmingen. Gegen den, der ihm großmüthig sein erobertes Land wieder herausgab! Pfui über den Treulosen, der fähig ist, so viel Größe zu verkennen, so viel Güte zu mißbrauchen, so viel Wohlwollen mit tückischer Falschheit zu lohnen; der dem abscheulichen Haß des Kaisers fröhnte — der so tief sank, dessen Frevel gegen die Reichsfreiheit mit den Waffen zu vertheidigen, nach der Ehre und dem Leben seines Wohlthäters zu trachten, boshaften Pfaffen zu dienen, um sich von dem Eigenthum seines großmüthigen Beschützers zu bereichern! —

Herzog von Simmern. Des Kaisers schmeichelnde Versprechungen haben ihn verführt — ich halte ihn mehr für einen Verführten, als für einen Verbrecher!

Friedrich. Nein Herzog! ihr wählt einen falschen Weg zu meinem Herzen, damit gewinnt ihr meine Großmuth nicht — solche Entschuldigungen wiegen das kostbare Blut meiner Pfälzer nicht auf; ich habe schon zu oft Gelegenheit gehabt Ludwig als einen Verräther zu verachten, als daß ich sein treuloses schändliches Betragen aus einem mildern Gesichtspunkt betrachten könnte. — Der Herzog von Veldenz hat seit meiner Regierung noch nicht aufgehört sich gegen mich zu empören und mein Vaterland zu empören. Bey allen Verschwörungen spielte er die Hauptrolle, es war sein größtes und dringendstes Geschäft, der Pfalz Feinde zu erwecken, und den gehässigen Plan des Kaisers zu begünstigen. Jedesmal wurde er von den Pfälzischen Waffen besiegt: ich vergaß der Leiden, womit er meine schuldlose Pfälzer gekränkt hatte; Friedrich vergab ihm, schenkte ihm sein Land wieder, und er — der Elende bricht abermals seinen Schwur, den er mir damals leistete, gegen die Pfalz nicht mehr zu dienen. — Jezt, da ihm kein Fünkgen Hoffnung mehr übrig ist — da auch seine Residenz in weniger Zeit sich meinem tapfern Heer ergeben muß — jezt fleht er um Frieden, um ihn in kurzer Zeit wieder eben so treulos zu brechen, wie er ihn bisher gebrochen hat.

Thör. v. Eptingen. Nein, mein Churfürst! er hat euch zu oft verrathen, er ist eures Vertrauens unwerth, er ist ein Meineidiger, und verdient die Rache der Gesetze! — werdet ihr jezt wieder großmüthig seine Verbrechen übersehen, so wird er es das nächstemal wieder wagen, weil er sieht — wie wenig wir das Blut unsrer Brüder schätzen, und daß wir fähig sind der Erschlagnen um eines Verbrechers willen zu vergessen, und ihren Tod ungerächt zu lassen.

Gemmingen. Warum ruft denn der Elende seinen Kaiser nicht um Hülfe an, da er doch den Krieg im Namen des Kaisers führt? Was ist dieser Friedensantrag anders als eine List — eine Intrigue des Kaisers, womit er euch in euern Siegen hemmen und eure Eroberungen aufhalten will. — Dem Herzog könnt ihr nun nicht mehr euer Vertrauen schenken, da er ein Treuloser — ein Meineidiger ist. Ist der Kaiser stolz und schwach, Frevel der Art zu beginnen — Verbrechen der Art zu begünstigen — ja ist er grausam genug euer und eurer Pfälzer Unglück zu wollen und alles gegen euch in Bewegung zu setzen; wohl! so möge er nun auch mit den Waffen seinem stolzen Projekt zu Hülfe kommen, oder euch seinem Ueberwinder den Friedensschluß zur Bestimmung überlassen! — Chur-

fürst! dahin könnt ihr es bringen — das Vaterland wird mit Wonne euch alle seine Kräfte anbieten, um diese stolze Rache an seinem grausamen Feind durchzusetzen. Eure Ritterschaft wird von dieser erhabnen Aussicht begeistert mit Gut und Blut euch beystehen, und mit ihrem Leben euch den Sieg verbürgen.

Diether v. Andeloch. Ihr seyd jezt Sieger — Deutschland staunt vor euerm Waffenglück, und vergöttert darinn den rächenden Arm der ewigen Gerechtigkeit, die für eure gerechte Sache streitet, und euch überall großen und herrlichen Sieg schenkt. Sprecht ein Wort und Ludwig von Landshuth, die Fürsten von Heßen und der Grafschaft Katzenelnbogen — der größte Theil der Reichsritterschaft rüsten sich gegen den Kaiser: Eure Pfälzer sind bisher noch nie besiegt worden — sie wissen nur von Siegen zu sprechen, und der Neid selbst kann ihnen keine schimpfliche Niederlage andichten. Frohlockend werden sie den großen Kampf gegen die gewiß unversöhnlichen Feinde des Vaterlandes kämpfen, stolz und geehrt von eurer allgefürchteten Gegenwart werden sie auf ihrer Siegesbahn fortwallen, so lang, bis Friedrich sagen wird: die Ehre des Vaterlands ist gerächt — der Feind gedemüthigt — Genug! Friede mit Deutschland!

Friedr. (wendet sich gegen die Veldenzische Gesandschaft) Zweifelt ihr daran Männer, daß mein Vaterland sich dieser Aussichten schmeicheln kann? —

Friedr. v. Simmern. Wahr — wenn schon gewagt.

Friedr. Nicht gewagt, denn dieß ist die Stimmung meiner Pfälzer, und bald dürfte in ganz Deutschland nur dieser Ton gehört werden, wenn des Kaisers Politik noch länger die Würde des Deutschen Reichs verkennt! — aber auch hier will ich nur Gerechtigkeit und Großmuth handeln lassen, und nicht Rache; was ich meinem Vaterland schuldig bin, wird mir heilig seyn, und davon werde ich auch nicht um eine Linie abweichen. Wohlan! ich will es auf einen Augenblick vergessen, was mir der Kaiser gethan hat; denn würde ich seiner gedenken, dann müßte ich Krieg über und gegen ihn aussprechen. — Wo keine Sklaven sind, da sind auch keine Despoten; an der Wurzel muß man das Unkraut angreifen um es auszurotten. Der Herzog muß also für den Kaiser büßen! — war er schlecht und treulos genug, sich zum verächtlichen Werkzeug des kaiserlichen Haßes gebrauchen zu lassen, so mag er nun auch das schimpfliche Loos der Untreue tragen. — Strafen muß ich ihn — rächen muß ich das

Vaterland an diesem Mann, der es in diesen so unnöthigen als schrecklichen Krieg verwickelte! — Sein Schicksal hängt von meinem Willen ab — Wohl! ich will ihm auch dießmal Frieden geben! —

Friedr. v. Simmern. Großmüthiger Fürst!

Der Kanzler, und: der Hauptmann. } Lauten Dank für diese Gesinnungen! —

Friedr. Unter der Bedingung, daß alle Eroberungen der Pfalz einverleibt werden! —

Der Kanzler. Sein Schicksal liegt in eurer Hand, der Herzog willigt ein. —

Friedr. Meine Pfälzer und ich denken zu groß, als daß wir nach seinem Blut dürsten; wir sind nur brav und groß, aber nie grausam und rachsüchtig. Darum soll auf der Stelle meine Arme zurückmarschieren, und Ludwig von Veldenz komme nach Heidelberg, und vernehme seinen Frieden! —

Pfälzische Ritter. Und ihr könnt den Verräther begnadigen?

Gemmingen. Aber mein Churfürst — ihr könnt ihn begnadigen?

Friedr. Das möge Gott thun, — ich — folge dem Wink der Menschheit, gebe Frieden, strafe den Vasallen, und verachte den Verräther. —

Thöring v. Eptingen. Ich erstaune mein Churfürst! —

Friedr. Und ich befehle den Rückzug nach Heidelberg.

Luz Schotten. Ohne daß Meissenheim unser ist, und Ludwig der Schwarze in Fesseln unserm Triumphzug vorangeht?

Friedr. Seit wann können denn Sklaven und verrätherische Fürsten den Triumphzug großer und tapfrer Männer verherrlichen? Ja ich habe einstens jene Elende aus der Schlacht bey Seckenheim, im Triumph gen Heidelberg bringen lassen, um meinem Volk glauben zu machen, daß die Pfälzer Fürsten besiegen können! — Nun verlohnt es sich nicht mehr der Mühe ein solch ekles Schauspiel zu geben; meine Pfälzer wissen, daß ihr Vaterland in jeder Gefahr es mit solchen Tyrannen aufnehmen kann, und daß Friedrich gewohnt ist, das Frohlocken seines glücklichen Volks höher zu achten, als das Feßelgeklirre, unter welchem ein verrätherischer Fürsten-Sklave zittert. Hinweg mit diesem Bild! ich nahe mich dem

Abend meines Lebens, wenn ich mein Auge schließe, so möchte ich gern ein glückliches friedliches Volk sehen. Das geschehe — und hiermit verstumme die Sprache der Rache und der Eroberungssucht; ich halte meinem Vaterland und meinem Philipp mein Versprechen, und mit diesem Werk will ich vollenden.

Der Churfürst entließ nun diese Gesandschaft, und kehrte im Triumph nach Heidelberg zurück. Dort schloß er mit dem Veldenzer Herzog einen stolzen Frieden, nach welchem alle Eroberungen des Churfürsten der Pfalz einverleibt wurden. — Der Herzog mußte ferner die Landvogtei Hagenau wieder abtreten, und die kaiserlichen Briefe darüber in die Hände des Churfürsten abgeben. — Alle frühere Verbindungen zwischen Veldenz und Churpfalz wurden aufgehoben, weil sie der Herzog verlezt hatte. —

Auf diese Art hatte Churfürst Friedrich den verrätherischen Herzog bestraft: ein großer Theil seiner Besitzungen gehörte nun zur Pfalz — Die Pfalz wurde dadurch für ihre erlittnen Drangsale entschädigt und gerächt; und der Herzog von Veldenz war durch diesen Verlust so geschwächt, daß er nie mehr schaden konnte.

Auf diesen Friedensschluß erfolgte nun die feierliche Belehnung des Herzogs. — Ludwig kam in eigner Person nach Heidelberg; das Volk empfand bey seinem Anblick eben so viel süße Rache und entschädigendes Vergnügen, als ob es ihn bey dem Triumphzug seines Ueberwinders in Feßeln erblickt hätte. Friedrich genoß die Genugthuung seiner Unterwerfung — Das Volk entzückte sich über diese Demüthigung des stolzen und hochprahlenden Herzogs, und somit war denn auch dieser Krieg auf eine für die Pfalz sehr glorreiche und herrliche Art geendigt. —

Der Herzog Ludwig, der durch diesen Frieden dem Kaiser ungetreu wurde, indem er ohne dessen Vorwissen diese demüthigende Bedingungen eingegangen war, gedachte sich nun auf eine gute Art bey dem Kaiser zu entschuldigen.

Kaiser Friedrich war zwar über des Churfürsten siegreiche Fortschritte äußerst betroffen, allein die Nachricht von einem Frieden zwischen dem Herzog von Veldenz und dem Churfürsten von der Pfalz, hatte ihn vollends erschüttert, und sein ganzes Wesen mißgestimmt.

So oft hatte er seinen tiefgehaßten Feind bedrängt — alles gegen ihn aufgeboten, alle Schrecken der Curia und alle Zaubermittel seiner ver-

führerischen Intrigue gegen den Helden versucht, und seinen fürchterlichen Gegner nicht mehr als höchstens in Verlegenheit — gebracht. — Nun! da er nichts unversucht ließ, nun! da er selbst zu offenbaren Ungerechtigkeiten seine Zuflucht genommen hatte, um endlich zu seinem Zweck zu gelangen — da er alles von dem Herzog von Veldenz erwartete, nun mußte er hören, daß der Churfürst ansehnliche Eroberungen gemacht, den Herzog gedemüthigt, und für sein Vaterland unzähliche Vortheile gewonnen habe. — Man denke sich daher den Verdruß des Kaisers, und seinen Schrecken, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß der Herzog dieß sein widriges Geschick ihm in Nürnberg anzeigen wollte.

Friedrich III. war wohl auf die Klagen seines Hauptmanns gefaßt, als er die ersten bittern Nachrichten über sein fehlgeschlagenes Project gegen die Pfalz überwunden hatte: allein das Schicksal wollte ihn noch tiefer demüthigen, und dem Helden und seinem Vaterland eine große verherrlichende Rache an ihrem unversöhnlichen kaiserlichen Feind geben. — Die Sache verhielt sich nemlich so: — — Da der Herzog Ludwig von Heidelberg gen Nürnberg zog, so verbreitete sich bey dem kaiserlichen Hoflager die betäubende Nachricht — der Churfürst Friedrich käme in Gesell-

schaft des Herzogs mit gegen Nürnberg, um den Kaiser — zu besuchen.

Friedrichs Name war in Deutschland ein gefürchteter Name; durch seine Schlachten und durch seine glücklichen Kriege wie durch seine persönliche Mannhaftigkeit war er rühmlichst bekannt und allgemein geehrt. Nun — durch diesen Veldenzischen Krieg wurde er fürchterlich — alles zitterte vor dem siegreichen Helden; man bewunderte seine Geisteshoheit — aber überall ging Schrecken seinem Namen voran.

Der Kaiser entsezte sich bey dieser Nachricht; zitternd gab er seinem Hoflager den Befehl zum Ausbruch, und er selbst flohe in der äußersten Verwirrung durch Waldungen und Gebirge, bis er endlich in einem einsamen Dörfgen Halt machte, und in der fürchterlichsten Bangigkeit die Nacht über in der Kirche harrte. Die Flucht des Kaisers geschahe in einer solchen Bestürzung — sein Schrecken war so panisch und überwältigend, daß der größte Theil der kaiserlichen Dienerschaft im Nürnberger Wald herumirrte, und einige Tage darauf erst wieder bey dem Gefolg des Monarchen eintreffen konnte.

Als man dem Churfürsten diese sonderbare Tirade erzählte, sprach er: „So lächerlich als schimpflich ist diese Flucht des Kaisers! — was würde

wohl Rudolf von Habsspurg dazu sagen, Kemnat! wenn man ihm aus Friedrichs III. Regierungs-Geschichte nur diese einzige Anekdote erzählte?

Kemnat. Er würde sich um Friedrichs des Siegreichen Heldenleben erkundigen, und alsdann fragen, ist Friedrich der III. ein Habsspurger?

Friedrich. Warum flieht dieser Mann vor mir? womit habe ich ihn beleidigt, wo seinem Interesse geschadet? Ist er es nicht selbst, der diese zerstörende Zwietracht wollte? — O! warum sizt nicht ein Kaiser auf dem Thron, der meinen brennenden Wünschen für Deutschlands Wohl mit einer warmen offnen Brust entgegen käme? — Vermag ein Deutscher Fürst so viel — ja vermag er noch mehr als ich gethan habe — was würde erst Deutschland unter der Fahne seines Römischen Königs vermögen! Mit welchem Gefühl kann ich an Friedrich III. denken? — Bey Gott! seine Flucht — so lächerlich sie ist — so tief schmerzt sie mich: daß mich der Mann so verkennen kann, daß er mich nicht kennen will — daß er mich so grenzenlos haßt, und so unerbittlich gegen meine wohlwollendsten Vorschläge bleibt! — da ich ihm nie schadete wo ich ihm doch schaden konnte, da ich nur meines Vaterlandes Wohl wollte — Dieß Kemnat! schmerzt mich. Gewiß! Friedrich III. hat meinem Vaterland und mir

manches Leiden und manche schmerzliche Wunde zugefügt; aber gern wollte ich für mein Theil noch mehr gelitten haben, hätte ich den Kaiser für mich und für Deutschland gewinnen können. — Was haben denn alle diese Unruhen — diese ewige Zwietracht, welche Papst und Kaiser über Deutschland gebracht haben, dem Kaiserthron genützt? was war der Kaiser bey allen den Händeln mehr als ein Diener — ein Werkzeug der päpstlichen Politik? — Von dem herrschsüchtigen Pius ließ er sich aus den Armen seiner Deutschen Brüder reißen; er wähnte nicht, daß Pius — indem er seinem Stolz schmeichelte nur die Macht der Hierarchie über Deutschland fester gründen wollte; nie konnte der schwache Monarch Deutschlands Fürsten mit Vertrauen entgegen kommen, weil der Papst sein Herz tyrannisirte: nie konnte er in der Größe des Reichsoberhaupts und in der erhabnen Glorie eines Deutschen Königs vor Europa auftreten, und durch eine große That sich im Angesichte Deutschlands liebenswürdig, und bey der Nachwelt unsterblich machen, weil der Römische Stuhl ihn dem Interesse der Curia dienstbar machte, und seinen schwachen Geist mit ewigen Empörungskomplotten, an deren Spitze ich stehen sollte, verfinsterte. — Ach Kemnat, daß ich dieses Leben noch einmal an der Hand eines großen Kaisers für Deutschland leben — daß ich mehr

Seegen dieser sonst so großen Nation bringen —
und sie aus ihrer Knechtschaft, und von dem Joch
des despotischen Roms erlösen könnte! —

Kemnat. Ihr habt genug für sie gethan;
euer Tagewerk war groß — theuer, ewigunvergeßlich
wird es dem Deutschen bleiben: Ihr habt
euern Enkeln vorgearbeitet; vielleicht wird der
Name Friedrich dereinstens Männer begeistern, die
unter günstigern Umständen eure edlen Grundsätze
für Deutschland — rechtfertigen werden! —

Friedr. Daran zweifle ich nicht; die Menschen
werden unter solchen mildern Grundsätzen in
dem Grad zu einer höhern Vollkommenheit wachsen,
als sie unter der rauhen Zone der römischen
Despotie matt und kraftlos darniederlagen. Aber
theurer Kemnat, wo ist der edle Mann, der nicht
noch mehr gethan zu haben wünscht? was würde
ich gethan haben, hätte der Kaiser meine Absichten
und Plane durch seinen Beytritt und durch
seine Hülfe begünstigt! —

Kemnat. Das Schicksal hat euch nun an
ihm gerächt: vielleicht fühlt er jezt das Uebergewicht
eurer Größe, und das Schimpfliche und Erniedrigende
seiner Rolle, und beschließt wenigstens
noch durch einige edlere Handlungen sein Kaiserleben!

Friedr.

Friedr. Söhnt Deutschland wieder mit sich aus — und läßt mich meine paar Lebenstage noch mit Ruhe leben!

Kemnat. Dafür wollte ich euch wohl Bürge seyn; eure Feinde werden sich wohl bedenken, Friedrich den Siegreichen anzugreifen; flieht der Kaiser schon vor euerm Namen, was wird er erst thun, wenn eure Krieger gegen den seinigen überstünden? — darum zweifele ich nicht mehr an einem allgemeinen Frieden.

Friedr. Aber ich zweifle daran. Feigheit, Arglist und Bosheit sind genau mit einander verwandt; von einem edelmüthigen Feind darf ich wahre friedliche Gesinnungen hoffen, aber von einem Feigen, Arglistigen wie Friedrich III. hat man immer noch alles zu befürchten. — Gern lieber Kemnat lebte ich nun in Frieden —, gern wünschte ich die paar friedlichen Jahre meines Lebens der vollen Ausbildung meines Philipps, dem Glück meines Vaterlandes, und der süßen Freundschaft und Liebe mit euch und Claren zu widmen, um die so lang entbehrte Ruhe und Entschädigung für so manche Leiden — einige Zeit wenigstens zu genießen. Je nun Kemnat! wir wollen ja hoffen, daß auch der Kaiser nach dieser Ruhe sich sehne, und darauf will ich ihn nächstens aufmerksam machen.

Der Held hatte nun nach dem Friedenschluß mit dem Herzog von Veldenz, nichts wichtigeres und angelegneres auf dem Herzen, als die noch übrigen Raubschlößer an den Pfälzischen Grenzen zu zerstören.

Zu dem Ende eroberte Friedrich in Verbindung mit dem Herzog Niclas von Lothringen, die Schlößer, Grosen Greiffenstein, Grosen Gerolzeck und Mauer Münster. Durch diese Eroberungen wurde es endlich auch der bisher noch immer aufrührischen Stadt Weissenburg vor einer Belagerung bange; sie schafte daher in aller Eile die alten Mönche ab, und kam unter der Vermittelung der Bischöffe von Straßburg und Worms dem Helden in allen seinen Forderungen entgegen, und unterwarf sich wieder ihrem großmüthigen Gebieter. — So hatte denn der Churfürst auch in diesem Projekt endlich über die Kabale seiner Feinde gesiegt, und das von hämischen Pfaffen bethörte Volk durch sein großmüthiges Betragen gewonnen.

Friedrich sorgte nun auch für die Sicherheit der Landstraßen im Oden-Walde durch die Zerstöhrung der Schlößer Dorzbach, Laibach und Wachbach, und hatte dadurch den Handel so wie das stille Gewerbe des Landbewohners von den Verfolgungen der räuberischen Ritter, welche jene Gegend bisher sehr beunruhigten, befreit.

Nun war Friedrichs großes Werk gethan! Die durch ansehnliche und rechtmäßige Eroberungen erweiterte Pfalz bildete jezt ein ganzes reiches schönes und glückliches Reich. Frei und ungestört konnte der Landmann jezt seinen Ackerbau, und der Städter seinen Handel treiben; es waren keine Raubschlößer mehr da, aus welchen zügellose Raubgrafen und Ritter den wehrlosen Gaubewohner beraubten, und durch ihre räuberischen Streifereyen die Freiheit und Sicherheit des Handels gestört hatten.

Diejenigen Burgen, welche Friedrich noch duldete, standen unter seinen Befehlen; Churpfalz stand mit ihnen im Burgfrieden, und behauptete das Oeffnungs- und in Kriegszeiten das Besatzungsrecht.

Die Pfalz war nun unabhängig von ihren Vasallen; ihr ärgster Feind der Herzog von Veldenz war ermattet, und unvermögend je etwas ernstliches gegen den Churfürsten zu unternehmen: Auch war sie durch die Zerstörung der Raubnester gegen äußre Feinde gesichert, indem der angreifende Feind sich nun im freiem Felde zeigen mußte, da ihm seine Schlupfwinkel genommen waren. Die Pfälzer hatten sich seit Jahrhunderten als Krieger ausgezeichnet, und immer gesiegt; ihre Tapferkeit war an der Seine und der Donau wie am Rhein gleich groß und berühmt: der Feind der es also wagen

wollte, die Pfalz anzugreifen, mußte alle diese Schwierigkeiten berechnen, oder ein Opfer seiner Tollkühnheit werden, wie der Herzog von Veldenz. —

Friedrich arbeitete noch täglich an innern Verbeßerungen und an guten polizeilichen Einrichtungen: Recht und Gerechtigkeit mußten seinen Dienern heilig seyn, denn der Vater Friedrich wachte, das Volk liebte ihn darum unaussprechlich, er hörte seine Klagen, und gab ihm schnellen Rechtsentscheid.

Die Pfalz genoß also Frieden; Churfürst Friedrich hatte sein Schwerdt in die Scheide gesteckt, und nun wünschte er nur noch mit dem Kaiser in Frieden zu leben, um keinen Feind mehr gegen sich zu wissen.

Friedrich schickte zu dem Ende an den damaligen Papst Sixtus IV. eine Gesandschaft, und ließ den Papst ersuchen, daß er den Kaiser auf friedlichere Gedanken bringen möge. Allein auch dieser menschenfreundliche Versuch scheiterte an Friedrichs grenzenlosem Haß. — Man kann diese Weigerung des Kaisers keineswegs Stärke und Festigkeit der Seele nennen, denn ein Karakter mit so viel widersprechenden Leidenschaften wie der Karakter Friedrichs III. besizt jene edlere Eigenheiten der großen selbstständigen Seele nicht: Man darf daher dieß äußerst harte unbiegsame

Benehmen, eher eine gehässige Hartnäckigkeit — einen trotzigen Eigensinn nennen; und in diesen Zügen zerfällt Kaiser Friedrichs Karakter, in wiefern er sich gegen den Pfälzischen Helden betragen hatte.

Der Kaiser verweigerte also abermals die Anerkennung Friedrichs als Churfürsten — die Bestätigung der Arrogation des Herzogs Philipp, und bestand ein für allemal darauf, daß die Landvogtei Hagenau dem Herzog von Veldenz bleiben müsse. Indessen vertröstete er den Churfürsten, auf den Reichstag zu Regensburg, auf welchem er diese Streitpunkte durch ein eigentlich dazu eingeseztes Reichsgericht wolle entscheiden lassen.

Friedrich antwortete hierauf dem Kaiser: daß er über die Landvogtei Hagenau, welche der Pfalz zugehörte, und ihr unter keinem Vorwand könne entzogen werden, keinen Entscheid und kein Gericht annehmen würde; über alles Uebrige dürfte er sich noch eher mit dem Kaiser verständigen, seiner Verweigerung sogar nachgeben — allein darüber müsse der Kaiser sich bald entschließen, indem der Churfürst im Fall seiner längern Weigerung mit den Waffen sich würde Recht verschaffen, welches sich alsdann der Kaiser selbst zuzuschreiben habe.

Der Kaiser blieb auf seinem Kopf, und Friedrich gab dennoch nicht alle Hoffnung auf, den Kaiser endlich noch dahin zu bewegen.

Pfalzgraf Philipp, dem jeder Wunsch seines grossen Oheims theuer war, und dem auch daher dieses Anliegen seines erhabnen Pflegevaters und Freundes sehr zu Herzen ging; erbot sich selbst zu dem Kaiser zu reisen, um denselben auf friedliche Gesinnungen zu bringen.

Friedrich nahm dieses Anerbieten mit Wohlgefallen an; die edle Denkungsart des Prinzen — sein Werk — schmeichelte dem Helden; und sich auf diese Art gegen Kaiser Friedrichs Vorwürfe gerechtfertiget zu sehen, mußte seine Freude doppelt groß machen. Friedrich willigte in Philipps Vorschlag ein; und versprach ihn nebst einer Gesandschaft auf den nächsten Reichstag abzusenden.

Der Kaiser hatte, wie wir wissen, auf diesem Reichstag zu Augsburg die Pfälzische Streitigkeiten einem Reichsgericht vorzulegen versprochen. — Der Kaiser hatte auch würklich diesen Reichstag ausgeschrieben, allein um sich wegen einer Hülfe gegen die Türken mit dem Reich zu berathen, und nicht Friedrichs Gesuch zu würdigen.

Indessen klärte sich auch dieser Schritt des Kaisers sehr bald auf, und sein weiteres Benehmen, enthüllte abermals Friedrichs III. Karakter,

nach welchem er sich nicht so wohl zur Beruhigung der Reichsangelegenheiten, sondern zur Befriedigung seiner Hab- und Vergrößerungssucht bemühte.

Kaiser Friedrich schien vom Schicksal ausersehen gewesen zu seyn, durch eine falsche Politik und durch ein schwankendes Regentensystem, alle die Fehler zu begehen, welche ein Monarch vermeiden soll, wenn er glücklich und groß ein Volk regieren will. Die Geschichte stellt darum Vater und Sohn gegen einander über, und erhebt Maximilian aus dem Gesichtspunkt, aus welchem sie Friedrich III. tadelt.

Friedrich der Kaiser hatte lang nach der Böhmischen Krone gerungen; Pius brauchte den Kaiser zu seinen hierarchischen Projekten, und milderte seinen ungestümen Wunsch, indem er aus persönlicher Achtung gegen Podiebrad seine Bannstrahlen gegen die Hußitische Sekte zurückhielt. —

Paulus II. ein ungestümer Eifrer für die Vermehrung der päpstlichen Gewalt, gab nun dem Kaiser endlich Gehör, willfahrte seinen Vergrößerungsprojekten, und verdammte Podiebrad mit seinen sectirischen Böhmen. Matthias König von Ungarn, dem die Execution der päpstlichen Bannbulle aufgetragen, und der sich mit dem Kaiser zugleich um die Böhmische Krone bewarb, unterwarf sich nach Podiebrads Tod das Königreich Böhmen; Matthias mußte aber auch dem neuge-

wählten Uladislaus weichen, und Friedrichs Hoffnungen waren zugleich an den Entwürfen seines ehrgeitzigen Nebenbuhlers Matthias gescheitert. — Matthias wollte sich an dem Kaiser rächen, und eroberte dessen Lande und selbst Wien. — So verlor endlich Friedrich sein ganzes Reich; auch verfolgte ihn die Rebellion seiner Unterthanen, und dennoch warf er sich dem Deutschen Reich nicht in die Arme.

Im Gegentheil arbeitete er unaufhörlich an Entwürfen, das Verlorne zu ersetzen, und hierzu kamen ihm die lieblichen Aussichten auf das große reiche und mächtige Herzogthum Burgund sehr willkommen.

Carl der Kühne oder der Verwegne, Herzog von Burgund, Herr von dem jetzigen Holland und den Niederlanden, von der Grafschaft Burgund und dem Herzogthum, was man heutzutage unter dem Namen Bourgogne, und Franche Komte' kennt — Carl gedachte das große Glücksspiel des Mazedonischen Helden gegen Frankreich und Deutschland zu versuchen; und wäre seine Klugheit mit seiner Tapferkeit in gleichem Verhältniß gewesen — Carl würde vielleicht nicht hinter seinem Ideal zurückgeblieben seyn, statt daß er blos als ungestümer Eroberer bey Nancy gegen die Schweizer und vielleicht gar durch die Hand eines Verräthers fiel.

Dieser große und mächtige Herzog hatte eine einzige Tochter, welcher dieses ungeheure Reich zum Erbtheil angehören sollte. — Carl der Kühne war schon lange gegen Ludwig XI. König von Frankreich gespannt, und nichts lag ihm wichtiger am Herzen, als diesen seinen furchtbaren Nachbar zu demüthigen, um das Erbtheil seiner Tochter noch durch Eroberungen zu vergrößern.

Kaiser Friedrich der bey einer solchen Gelegenheit Hoffnung zu haben glaubte, den Herzog endlich in sein Interesse zu ziehen, und durch die Verheirathung Maximilians mit der reichen Burgundischen Erbin sich für den Verlust der Ungarischen und Böhmischen Krone zu entschädigen, willigte daher gern in das Anerbieten des Herzogs, nach Trier zu kommen, und dorten einer Unterredung beyzuwohnen. Der Kaiser hielt sich also in Augspurg nicht lange auf, noch vielweniger gab er bey solchen glänzenden Aussichten den Friedensvorschlägen des Herzogs von Landshuth Gehör, sondern drohete im Gegentheil mit der Reichsacht.

Der Kaiser der über Strasburg nach Trier reisen wollte, wurde daselbst von den Pfälzischen Gesandten und von dem Pfalzgrafen um eine endliche Versöhnung mit dem Pfälzischen Helden angegangen; allein der Kaiser gab auch diesen keinen andern Bescheid, als: daß er nun und nimmer-

mehr sich mit dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz aussöhnen würde, es sey denn, daß derselbe der Landvogtei im Elsaß entsage, dem Kaiser eine gewisse Summe Geldes zahle, den bey Seckenheim gefangnen Fürsten ihr rückständiges Lösegeld und ihre desfalls ausgesezten Pfandschaften und Lehnen erlasse, und die eroberten Schlößer, Städte und Dörfer dem Herzog von Veldenz wieder herausgebe. —

Troz dieser überspannten feindseeligen Fodrung — gab der Held noch nicht alle Hoffnung auf, den Kaiser endlich noch zu gewinnen, und ihn zu mildern Fordrungen zu bewegen — weshalb die Pfälzischen Gesandten auch nach Trier abgiengen, um unter Vermittelung des Herzogs von Burgund, mit welchem der Kaiser daselbst in Unterhandlung treten wollte, ihren Endzweck zu erreichen.

Allein der Herzog Carl, anstatt, daß er etwas für seinen Pfälzischen Bundesgenoßen hätte thun können, zerfiel selbst schon in der ersten Zusammenkunft — mit dem Kaiser.

Friedrich III. ein argwöhnischer schwankender Kopf ließ sich von Ludwigs XI. Intriguen verführen, und mißtraute den stolzen und ehrgeizigen Absichten des Herzogs. Der Kaiser — der sich

nicht anders von dem Herzog losmachen konnte, reisete heimlich von Trier ab, worüber Carl so aufgebracht wurde, daß er den Entschluß faßte sich zu rächen.

Der Kaiser hatte also abermals durch seine habsüchtige Politik, und durch sein ängstliches schwankendes System das Deutsche Reich in eine neue blutige und würklich äußerst gefährliche Lage gestürzt, und wie viel Menschenblut Friedrichs Plan mit Maximilian und Maria von Burgund gekostet hat, davon spricht die Weltgeschichte mit Entsetzen.

Churfürst Friedrich, der sich bey allen diesen Feindseeligkeiten zwischen Burgund und dem Deutschen Reich gleichgültig verhielte, bewieß sich aufs neue wieder als einen großen edlen Fürsten, der sein Vaterland mehr als alles liebt. Denn überall wüthete die Kriegsflamme, überall war tobender Ernst — ungeheure Anstrengung von Seiten des Deutschen Reichs, und furchtbare Anschläge, an deren Spitze der verwegene Carl von Burgund sich befand. Nur in der Pfalz wohnte der wohlthätige Friede. Friedrich wachte über beide Partheien, sein mächtiger Arm hielt das Schwerdt der Entscheidung über das Vaterland, um den zu treffen, der es wagen wollte, frevelhaft dessen Ruhe zu stören.

Während nun der Krieg über dem Rheinstrohm mit all seinen Schrecken drohete, genoß Friedrich das Entzücken, seinem Pflegesohn, dem liebenswürdigen Pfalzgrafen Philipp, die Tochter seines Bundes- und Waffenbruders, des Herzogs Ludwig von Landshuth, Margaretha als Gattin zuzuführen, und den Pfalzgrafen in die Herrschaft über die Oberpfalz einzusetzen.

Welch ein edler junger Mann dieser Pfalzgraf Philipp war, davon zeugt ohnstreitig auch die Akte, worinn er den Churfürsten ersucht, sich mit einer Fürstin zu vermählen, um ja die Pfälzische Thronfolge zu sichern. Der Churfürst freute sich über diese Gutmüthigkeit des Pfalzgrafen; um ihm die Freude zu machen, so ließ er es geschehen, so wenig er auch mag daran gedacht haben sich in seinem Alter noch zu vermählen: denn er liebte seine Clara, sie war ihm genug, und er war entschloßen sein Leben an ihrer Seite zu beschließen.

Von Trier aus reisete der Kaiser nach Augspurg, um daselbst seinem langverhaltnen Groll gegen Friedrich den Siegreichen auf eine so feierliche als empörende ungerechte Weise Luft zu machen. — Einem so beschränkten Mann wie Friedrich III. mußte das glänzende Geschick des Pfälzischen Helden — dem alles glückte — dem noch

nie ein Anschlag mißlungen war, doppelt schmerzlich seyn und sein Herz mit bitterm Groll füllen. Vielleicht dürfte ein solches Gefühl im gewöhnlichen Menschenleben Nachsicht verdienen: allein die Moral ist strenger gegen den Fürsten, weil die Handlungen und Gesinnungen der Art tausendfältiges Uebel erzeugen, und auf das Schicksal ganzer Nationen Einfluß haben. —

Der Kaiser — verunglückt — gescheitert in allen Unternehmungen, verlassen, verfolgt, besiegt — überwunden! man denke sich seinen Zustand, in welchem er Trier verließ, mit welchen Empfindungen er an den Staaten des großen und siegreichen Pfälzischen Churfürsten vorbeyreisete, und wie schwarz und gehäßig in seiner Seele ihm jeder äußre glücklichre Gegenstand muß erschienen seyn, weil er mit seinen Idealen im Widerspruch stand. — Seine Wuth kochte schon lange in der bedrängten Brust: jezt durchfuhr ihn ein Gedanke, der ihn aus der Tiefe seines Mißmuths wieder empor hob, und ihn kühn selbst über die schwärzeste Ungerechtigkeit hinaussezte.

Was er bisher nicht vermocht hatte, das sollte nun eine kühne rasche That vollbringen — und hätte er sich auch nur gerächt, hätte diese seine Rache auch nicht das um sich freßende Zerstöhrungsgift in den Gegenstand seines Haßes übergetragen — so hatte er sich doch als Kaiser gerächt,

und dem geprießnen Friedrich von der Pfalz als seinem Ueberwinder eine stolze köstliche Genugthuung versagt. —

Der Kaiser ließ daher den Churfürsten nach Augspurg vorfodern, um vor dem dortigen Reichsgericht zu erscheinen. Markgraf Albrecht v. Brandenburg wurde von dem Kaiser zum Oberrichter und die übrigen Fürsten zu Beysitzern dieses Reichsgerichts ernannt. Kaiser Friedrich selbst trat als Ankläger gegen den Helden auf. — Friedrichs Gesandte erfuhren jezt erst, von welchem Belang dieses Gericht sey, und was es eigentlich bezwecke: sie ersuchten daher den Kaiser um Aufschub, damit sie ihrem Churfürsten davon Nachricht geben könnten.

Der Markgraf fand dieses Gesuch sehr billig, und accordirte diesen Aufschub. Allein der Kaiser, dessen Rache keine Grenzen kannte, der nur richten und strafen wollte, ohne zu hören, sezte sich an des Markgrafen Stelle, nahm den Gerichtsszepter, und sprach in eben der Sache, gegen welche er als Ankläger aufgetreten war, nun als Richter und sezte einen kurzen Termin, in welchem Friedrich persönlich vor ihm erscheinen sollte.

Die Gesandten des Churfürsten protestirten, und rügten dieses gesetzwidrige Verfahren, und appellirten an die Reichsfundamentalgesetze. — Darauf nahm aber der hartherzige ungerechte

Monarch keine Rücksicht, es blieb bey dem Bescheid.

Unmöglich konnte nun Friedrich weder selbst noch durch seine Gesandte diesem Reichsgericht beywohnen. Kaiser Friedrich verlangte auch kein rechtliches Verhör — indem er nur für Rache und nicht für die Stimme der Gerechtigkeit Ohr hatte.

Auf den festgesezten Tag trat demnach Kaiser Friedrich abermals auf den Richterstuhl, und, nachdem er der damaligen Sitte gemäß, durch den Erbmarschall unter dem Schall der Trompeten den Churfürsten dreymal und öffentlich vor sich laden ließ, sprach er über Friedrich den Siegreichen jenes ungerechte Urtheil aus, welches den Churfürsten zur Ablegung der Churwürde, zur Abtretung des Churfürstenthumms Pfalz verdammte, und wegen verlezter Kaiserlicher Majestät und gebrochnem Landfrieden in eine Geldstrafe und in die Reichs- und Aberacht erklärte.

In der reinsten und heitersten Stimmung wandelte eben der Ehrwürdige Churfürst, von Kemnat, Steinach und Gemmingen umgeben, auf den schönen buschichten Anhöhen unweit des Schloßgartens zu Heidelberg — wo Friedrich mit seinen Vertrauten gern weilte, und abgeschieden von dem Getümmel im Schooß der süßen Einsamkeit sich mit seinen Weisen an den lieblichen Zauberbildern

der bessern Zukunft ergözte, als Matthias von Rammungen ihm die Nachricht von jenem Kaiserlichen Urtheil brachte.

Matthias v. Rammungen. So eben ist ein Bothe von euern Gesandten zu Augspurg angelangt; er bringt die Nachricht, daß der Kaiser euch in die Reichs- und Aberacht verdammt habe! —

Friedr. (gelassen) Und was sagt er noch weiter?

Matth. v. Rammungen. Daß ihr die Churfürstliche Würde niederlegen, auf die Landvogtei Hagenau Verzicht leisten, und eine sichre Summe wegen verleztem Landfrieden und beleidigter Kaiserlicher Majestät zahlen solltet!

Gemmingen. Und der Reichstag ließ das geschehen, und widersezte sich nicht? —

Steinach. Ohne Urtheil und Rechtsspruch?

Kemnat. Wie es Despoten zu thun pflegen?

Friedrich. Wahr mein Kemnat! — wie mögt ihr euch auch noch darüber wundern Männer? — seit wenn hat Friedrich III zu bessern Hoffnungen berechtigt? — Ja! ich habe bisher gehofft, ihn werde endlich meine freundschaftliche und herzliche Bitte rühren, und er werde wenigstens schweigen, wenn er seinen Haß auch nicht

bezwingen könnte. Je nun — er hatte es nicht vermocht, sein Haß war mächtiger als sein Gefühl für Ehre und Recht: Wir wissen ja, Männer, daß in einem stolzen leidenschaftlichen und eigensinnigen Gemüthe kein stärkrer Widerspruch statt findet, als der Begriff von Ehre, und das was man moralische Güte nennt! — Gewiß, ich, der ich bisher Gelegenheit hatte in die geheimsten Winkel seiner Seele zu schauen, konnte es nicht anders erwarten!

Gemmingen. Wohl, doch eine so beispiellose Ungerechtigkeit nicht!

Steinach. Im Angesichte des ganzen Reichstags! — und keiner unter den Reichsständen widersezte sich dieser Ungerechtigkeit, keiner sprach gegen eine solche Rechtswidrige Handlung?

Kemnat. Man fordert euch zur Verantwortung — man räumt also dadurch ein, daß ihr euer Verfahren rechtfertigen könnet: und ohne dieses abzuwarten, spricht der Kaiser in seinen eignen Angelegenheiten, ein Urtheil, das dem schwärzesten Haß angehört; er ist also Ankläger und Richter in einer Person!

Matth. v. Rammungen. Darum ist das Urtheil auch ungültig, und leidet keine Anwendung! — sehr viele Reichsstände und Reichsstädte widersezten sich auch der Execution, und was hatte denn nun der Kaiser mehr gethan, als

sein Kaiserliches Ansehen durch die unerhörteste Ungerechtigkeit beschimpft. —

Gemmingen. So lohnt man also euern Verdiensten? das ist der Dank für euern Patriotismus? O der Schande! Deutschlands Fürsten konnten sich zu einem solchen Gericht bestellen lassen — und schweigend dieses Urtheil, welches über alle ihre Freiheiten spricht, anhören? —

Friedrich. Als ob es der böse Mann mit der Hölle abgeredet hätte, daß er mir eben jezt den empfindlichsten Streich versetzen könnte — jezt da ich mit allen meinen Nachbarn im Frieden lebe, da ich erndten will, was ich gesäet habe, da ich nun ungestört die Liebe meiner Pfälzer genießen und mich der Ruhe nach der gethanen Arbeit freuen wollte; kaum habe ich das Schwerdt in die Scheide gesteckt, so dringt es mir der unversöhnliche Mann wieder in die Faust: Zwietracht und Verheerung ist sein grausamer Wille — denn er weiß es nur zu gut, daß er mit dieser quälerischen Ungerechtigkeit nur Verderben über Deutschland bringt, aber nie seinen Zweck erreicht! — soll ich denn schon wieder Krieg führen — und gegen Wen?

Gemmingen. Gegen den Kaiser; er hat das Loos über sich selbst geworfen: mit einer Ungerechtigkeit steht er nun vor Deutschland — so sehr man auch derley Barbareyen gewohnt ist, so

sehr wird doch diese grenzenlose Ungerechtigkeit ganz Deutschland endlich empören! — keine Ruhe wo noch Lorbeern zu verdienen sind: die Pfalz ist in euch beleidigt, wir alle sind aufgefordert euch zu rächen.

Matth. v. Rammungen. Ich sehe die Dalberg, Sickingen und Venningen hastig auf uns zu kommen.

Kemnat. Vielleicht hat auch die jene schreckliche Bothschaft aufgewiegelt —

Steinach. Was wird Heidelberg — was werden eure Pfälzer dazu sagen, wenn sie erfahren, welche neue und schmerzliche Kränkung ihrem geliebten Churfürsten wiederfahren ist! (Die Ritter kommen näher)

Venningen. Verzeiht mein Gebieter, daß wir es wagen, hier vor euch zu erscheinen; unsre Liebe, unser Patriotismus treibt uns zu dieser Stunde vor unsern Churfürsten. Wisset — wir kommen im Namen der Ritterschaft euch zu fragen, ob euch der Kaiser würklich in die Reichsacht erklärt habe? —

Friedr. So lauten meine Nachrichten von Augspurg!

Venningen. Wohl, so erklären wir euch hiermit im Namen der Ritterschaft, daß wir euch mit Ehre und Gut und Blut zugethan sind; daß wir zu Gott und seinen Heiligen geschworen haben,

nicht eher unser Haupt niederzulegen, als bis wir euch an dieser Ungerechtigkeit gerächt haben. (Die Ritter ziehen ihre Schwerdter, und legen sie zu Friedrichs Füßen.) Eure getreue Ritterschaft hat nur Waffen für euch und das Vaterland, sie hat diese Waffen aus den Händen ihres erhabnen Churfürsten empfangen zur Rache gegen den Beleidiger der Vaterlandswürde; und von euch hören wir nun den Befehl, wenn, wie und wo? wir dieser geheiligten Bestimmung entsprechen sollen.

Friedrich. Ich danke euch Ritter, für diesen schönen Beweis eures vaterländischen Muths; auch ohne diese eure Erklärung war ich davon überzeugt, daß es dem Kaiser mit seiner Reichs- und Aberacht nicht gelingen werde, mir die Treue meiner Ritterschaft zu rauben. Nehmt sie wieder hin eure Schwerdter — sie sind nur dem Vaterland geheiligt, und darum verschmähen die Helden von Pfeddersheim und Seckenheim stolz eine Fehde, welche eine der auffallendsten Ungerechtigkeiten des Jahrhunderts ihnen abzwingen will. Nein Ritter! um einer schnöden Intrigue willen ziehen wir den Degen nicht, wir erwarten zuerst was Deutschland thut, und wie meine Nachbarn diesen kaiserlichen Ausspruch aufnehmen!

Sickingen. Der Kaiser muß diesen ungerechten Spruch widerrufen — mit den Waffen wollen wir ihn dazu nöthigen! haben wir seine

Söldner gezüchtigt, haben wir den ungerechten Mann auf dem Thron zittern gemacht, dann werden sich die edlen Fürsten Deutschlands an uns anschließen, und im Kampf für unsre Freiheit eure Siege beschleunigen, eure Triumphe verherrlichen, und eure gekränkte Ehre um so glorreicher rächen, je weniger der Kaiser auf diese mannhafte Rache gerechnet haben mag.

Friedrich. Nicht so Sickingen; wenn wir diese Reichsacht verachten, weil sie das Werk der Ungerechtigkeit ist, so ist unser Triumph größer, als wenn wir uns durch einen abscheulichen Krieg dagegen empören. Ich liebe euch und mein Vaterland zu warm, als daß ich euch aufs neue, und um solcher niedern Ränke willen aus der süßen friedlichen Ruhe, die wir uns nach so viel blutigen Kriegen erkämpft haben, reißen und den verderblichen Anschlägen jener Ruhestörer preißgeben sollte. Nein wir schlafen nicht — wir wachen fürs Vaterland, und über unsre Rechte; will es das Schicksal, dann ist es noch immer Zeit dem Feind zu beweisen, daß die Ruhe uns nicht entmannt — sondern uns vielmehr stärker und fürchterlicher gemacht habe.

Kemnat. Friedrichs Entschluß ist groß und weise. Des Kaisers ungerechtes Urtheil ist nichts mehr und nichts weniger als fruchtlose Rache, weil er selbst seinem Urtheil keinen Nachdruck zu geben

vermag. Unsre Nachbarn? die werden sich wohl hüten, mit Friedrich und seinen Helden anzubinden, weil sie sich noch nicht von ihrem frühern Verderben erholt haben. — Heil und Seegen darum euerm großen unsterblichen Entschluß; er wird euch abermals gegen die Vorwürfe eurer Feinde rechtfertigen und euern Namen bey der Nachwelt verherrlichen.

Steinach. Wahr und gewiß, das wird dieser große Entschluß! — Friedrich erscheint darin als Freund des Friedens und der menschlichen Wohlfahrt: wäre er ein Erobrer, dann würde er eine solche Aufforderung willkommen nennen, und mit Entzücken an der Spitze seiner Krieger über seinen Gegner hereinbrechen. Friedrich thut aus Vaterlandsliebe darauf Verzicht; seine Arbeit ist gethan, seine Pflichten alle, die ihn an das Vaterland banden, sind groß und herrlich erfüllt. Stärken muß ihn der Anblick von diesen lieblichen Höhen auf sein schönes glückliches Land, dem er Glück, Wohlfahrt, Ehre, Frieden und Sicherheit erkämpft hat.

Kemnat. Ja, es ist der Spiegel seiner Größe: und diese Erhabenheit, womit er den Hohn seines ungerechten Kaisers übersieht, ist der Spiegel seiner Herrlichkeit.

Venningen. So gern wir in den Kampf eilen — so gern wir unser Leben für Friedrichs

Ehre allen Gefahren darbieten, so schließt sich doch unser freudiges Herz um so williger euern erhabnen Gesinnungen auf, je näher wir Friedrichs Größe anschauen.

Gemmingen. O! daß alle unsre Brüder an diesem Augenblick Theil genommen hätten, daß alle eure Pfälzer Zeugen dieses erhabnen Entschlusses wären, und mit ihren Freudenthränen euch dafür danken könnten!

Dalberg. Wahrgesprochen Ritter! — die guten Bürger in Heidelberg haben schon so oft für ihren Friedrich gezittert, aber nie war ihre Angst so groß als jezt, da sie alles mögliche Unglück von dem grausamen Ausspruch des Kaisers für euch und das Vaterland befürchten!

Friedrich. Mathias v. Rammun soll sie darüber beruhigen und ihnen die Fortdauer des Friedens versichern! —

M. v. Rammungen. Mit Entzücken will ich ihnen diese frohe Bothschaft verkündigen.

Sickingen. Nun dann — ein Vorschlag, mein Gebieter!

Friedrich. Sprecht!

Sickingen. Dieser entscheidende wichtige Augenblick muß dem Vaterland unendlich theuer seyn: wer seinen Churfürsten liebt, der muß bekennen, daß er in seinem ganzen Leben ihn oft groß, aber nie größer und erhabner gefunden ha-

be, als in diesem Augenblick. Ihr verachtet groß und kühn das ungerechte Urtheil des Kaisers — ihr würdigt ihn nicht einmal seinem Haß auf irgend eine Art zu begegnen: vertraut mit der Macht und den Kräften der Pfalz, gebietet ihr in diesem Augenblick über die politische Stimmung des Deutschen Reichs — ja ihr schenkt ihm Ruhe und Frieden. — Wie oft entbehrt der Nachkömmling solche Züge in dem Leben großer Männer, weil sie der Neid unterdrückte, oder die Trägheit des Geschichtschreibers vergessen gemacht hatte. Ein Entschluß von der Kühnheit — — eine Erscheinung von der Größe verdient durch ein bleibendes Denkmal verewigt zu werden, damit die Nachwelt auch das Außerordentliche und Große unsrer Epoche erfahren, und das erhabne Genie Friedrichs mit seinen glänzenden Verdiensten gehörig würdigen möge.

Kemnat. Sickingen spricht wahr.

Ritter. Vortreflich! nur weiter!

Friedrich. Und — was soll dann geschehen, Sickingen?

Sickingen. Hier auf dieser Stelle, wo ihr als Geächteter von Kaiser Friedrich III steht, hier wo ihr als der Gefürchtetste unter Deutschlands Fürsten — vom Seegen eines dankbaren Volks beglückt, und geschüzt von eurer Größe — von der Treue eurer Ritterschaft und von dem

Muth eurer unbesiegten Krieger, hättet Krieg und Rache gegen den Kaiser aussprechen sollen, und wo ihr groß die unvergeßlichen Worte gesprochen habt: „Wir verachten dieses ungerechte Urtheil — dieß sey unser Triumph!“ hier heilige ein Denkmal der Nachwelt euern großen unsterblichen Namen. Heilige Schauer müßen den Wandrer ergreiffen, wenn er dereinst nach Jahrhunderten auf dieser Stelle wandelt und sich mit stiller Ehrfurcht eurer Größe erinnert: vielleicht an der Hand eines Freundes zu dem Vertrauten seiner edlern Gefühle spricht: hier wandelte einst Friedrich der Siegreiche — der größte Mann seines Jahrhunderts — das Muster eines großen und weisen Regenten; ein Mann, der sich mit allen Schwächen und Lastern seines Zeitalters herumkämpfte, der von allen Feinden des Wahren und Guten verfolgt — von wenigen Freunden der Menschheit bewundert und geliebt, und von ganz Deutschland gefürchtet wurde. Hier wandelte er oft der große und gute Fürst, um seinen Geist zu neuen — der Menschheit würdigen Entschlüssen zu stärken. Hier stand er im traulichen Zirkel der Freundschaft, und labte sich oft an den süßen erquickenden Wahrheiten, die Natur und Liebe zur Bildung des menschlichen Herzens darbieten: — Hier suchte ihn noch, da er vollendet hatte das schwere Werk für die Sicherheit seines

Vaterlandes, und nun im Alter der Ruhe genießen wollte, hier suchte ihn sein unversöhnlicher Feind der Kaiser auf, um mit den wilden Ausbrüchen seines Hasses und seiner Eifersucht, das Leben Friedrichs zu trüben, und sein Vaterland in ein neues Verderben zu stürzen, und Friedrich sprach hier kühn dem Kaiser Troz: Wir verachten dieses ungerechte Urtheil!" Friedrich — Männer, Freunde! welche große Gefühle wird auf dieser Stelle der Pfälzer athmen, wenn ihn dieser Kaisertroz in die Tage Friedrichs des Siegreichen versezt, und ihm dieses Zeitalter in Erinnerung bringt — wo Tugend, Biederkeit, Energie, Hoheit der Seele und Heldenmuth den Pfälzer bezeichneten und ihn über alle Völker der damaligen Zeit erhoben hatten! — (Die Ritter umarmten feurig und frohlockend den braven Sickingen.)

Kemnat. Hier meine Hand, Sickingen, ich beneide euch um diesen schönen Gedanken.

Steinach. Mein Churfürst! möchtet ihr doch diesen Wunsch erfüllen! —

Friedrich. Er soll erfüllt werden: wie gesagt aber, zur Bezeichnung der Herrlichkeit meines Vaterlandes, und zum Denkmal für die Nachwelt, bey welchem sich der Pfälzer erinnern kann, welche große und glänzende Rolle damals seine Nation gespielt hatte, und welche Vorzüge da-

mals den Volkskarakter und den Karakter der Pfälzischen Ritterschaft schmükten. Auch wird man mir es nicht für Ruhmsucht auslegen, daß ich mit dieser kleinen unschuldigen Rache mich gegen des Kaisers Reichs und Aberacht rechtfertige. Diese Rache kostet kein Blut, und würklich ist sie größer, kühner, rechtfertigender und der Beleidigung angemeßner als jede andre. Darum geschehe euer Wille, Männer und Freunde! in weniger Zeit soll hier ein Denkmal unsern Kaisertroz der Pfalz verkündigen; wie es Friedrich III aufnehmen wird — dieß müßen wir abwarten! —

Die über Friedrich den siegreichen ausgesprochne Reichsacht machte nicht nur keinen Eindruck auf die Reichsfürsten; die meisten Fürsten und Städte, denen die Execution aufgetragen war, lehnten sie im Gegentheil noch von sich ab. Der Erfolg hatte also die Vermuthung Friedrichs bestätigt, daß diese Reichsacht eine fruchtlose Rache bleiben werde.

Indessen bemühete sich der Herzog Ludwig von Landshuth noch immer, den Kaiser auf bessere Gedanken zu bringen, und würklich ließ sich auch der Monarch endlich auf neue Vergleichsvorschläge ein, weil er sahe, daß die Reichsacht ohne Würkung blieb. Der Kaiser stimmte also

seine hohen Forderungen in etwas herunter; allein so gelind sie auch waren, so wenig konnte sich doch Friedrich darauf einlassen, und einen Vergleich annehmen, welcher alle seine Eroberungen und alle Vortheile und Entschädigungen für die Pfalz vernichtete.

Indessen, um seine Bereitwilligkeit zum Frieden zu zeigen, berief der Churfürst die Ritterschaft, die Prälaten und die übrigen Großen der Pfalz, und legte ihnen in Oppenheim die Kaiserlichen Vergleichsvorschläge vor. Allein sämtliche Anwesende stimmten dahin, daß man nach solchen Forderungen eine Versöhnung mit dem Kaiser für unmöglich halten müßte, indem ein solcher Vergleich der Pfalz mehr als ein blutiger Krieg schaden würde.

Friedrich legte nun der Versammlung andre Vergleichspunkte vor, welche man an den Kaiser abschicken mögte.

So großmüthig und billig auch der Churfürst auf manches Verzicht leistete, so blieb dennoch der Kaiser auf seiner Weigerung und antwortete nicht einmal darauf.

Churfürst Friedrich schwieg endlich auch von seiner Seite, und überließ sich der schönern Beschäftigung für die Wohlfahrt seines Volks. — An seinen Grenzen wüthete der Burgundische Krieg — er und sein Volk lebten im Frieden,

und hatten das Glück die seegensreichen Vortheile eines neutralen Staats zu genießen, und sich zu einem beneidenswürdigen Wohlstand hinaufzuschwingen.

Bis zu diesem Glück und zu dieser Größe hatte es der unsterbliche Churfürst gebracht: mit allen lebte er im Frieden, alle fürchteten und ehrten ihn — nur der Kaiser blieb unversöhnlich. In dieser Lage befand sich also der glückliche Pfälzische Staat und sein angebeteter Herrscher, als Friedrichs Lebensende sich unvermerkt näherte.

Der Held, vertraut mit dem Tode, sahe mit der Ruhe des Weisen, und mit der Fassung des tugendhaften Helden seinem Lebensende entgegen. — Jeden Tag mußte Philipp um ihn seyn, und es war Friedrichs süßeste Beschäftigung, den edlen Prinzen auf seine künftige Regierung vorzubereiten, und gestärkt und erleichtert von diesem süssen Geschäft, fand er sich jedesmal, wenn er mit frommer Nahrung fürs Gute Philipps Herz erfüllt sahe, und Philipp mit seinen Thränen die Kraft von den weisen Ermahnungen seines großen Oheims betheuerte.

Eines Tages sprach der Held: „du reisest gen Baiern, mein Sohn — es ist mir, als würde ich dich nicht mehr sehen: ich fühle es, daß mein Lebensende nicht mehr fern ist, darum muß

ich noch einmal — vielleicht zum leztenmal aus vollem Herzen zu dir sprechen!

Philipp. O mein Vater! Jedes eurer Worte soll mir theuer, jeder eurer Wünsche Befehl seyn: ach! daß doch nur der Augenblick noch ferne wäre, der euch von meiner Seite ruft, der dem Vaterland seinen zärtlichen Vater — seinen gefühlvollsten Freund, und mir meinen Lehrer — meinen Vater raubt!

Friedrich. Werden dir meine Grundsäze heilig seyn, dann wird das Vaterland mich nicht mehr vermissen; du wirst meine Stelle ersetzen, und ich — habe dann noch einen süssen Vorgeschmack jener himmlischen Zukunft, da ich weiß, daß mein Name in der Pfalz noch immer mit Seegen genannt wird, und daß ich noch ferner unter meinen Pfälzern lebe! — Ja Philipp — du warst oft Zeuge meiner Handlungen; einen großen thatenreichen Theil meines Lebens hast du mitgelebt, und hast also viel erfahren. Aber ich bin dir noch das Resultat meines Lebens schuldig, und es wird dir deine künftige Regierungsgeschäfte sehr erleichtern, wenn ich dir die Maximen und die geheimen Federn, welche mir bey diesem großen und so unendlich schweren Werk gedient haben, entdecke. Mein erster und heiligster Grundsaz, Philipp! war: ich bin für das Volk da, das Gesez ist größer, höher und heiliger als

ich, **weil es ewig und von Gott ist**: ich bin sein erster Diener; ich muß ihm so gut gehorchen als der Unterthan, weil ich Gott — und dem Staat geschworen habe, nach den Gesetzen zu handeln, und deshalb auch diesen verantwortlich bin. — Diese Sätze fließen ganz natürlich aus jenen Hauptgrundsätzen; darum habe ich keinen andern Krieg geführt als den fürs Vaterland, zur Vertheidigung seiner Rechte, für seinen Schutz — seine Sicherheit, und für seine Befreiung von dem Druck ungerechter Nachbarn: Darum habe ich in großen Staatsangelegenheiten jederzeit die Ersten und Weisesten meines Volks berathet, und mich genau an ihr Urtheil gehalten — darum habe ich bey allen meinen Kriegen jederzeit auf die Entschädigung meines Volks gedacht, seine Drangsale in Friedenszeiten gemildert, und durch Schadenersatz den erlittnen Verlust vergütet: darum habe ich über die Gerechtsame meines Volks gewacht; das Recht jedes Einzelnen war mir theuer, ungehört ließ ich nicht verdammen: darum habe ich den Redlichen gegen den ärgsten Volksfeind, gegen die Kabale, in Schutz genommen; darum flohe ich den Schmeichler und die Wollust, weil ich als Mensch sehr leicht gegen diese gefahrvollen Feinde die Pflichten gegen mein Volk hätte vergessen können: darum mein Sohn! mißtraute ich dem Schwätzer und vertraute mich nur der erprob-

ten Männerbrust an: darum schätzte ich Religion über alles, weil sie mich zu meinem großen Amt stärkte, und meinen natürlichen Trieb zum Guten, mit reinen und höhern Kräften belebte; nie aber gestattete ich Weibern oder Priestern einigen Einfluß auf meine Staatsentschlüße, weil jene zu weich und leidenschaftlich, und diese zu haab- und herrschsüchtig mir schienen! O mein Sohn! es ist ein großes, theueres, wichtiges Wort, der Regent — der Führer und Gesetzgeber eines Volks zu seyn: wer nicht Kraft und Beruf zu dieser erhabnen Bestimmung fühlt, und dem Rath des weisen Mannes widersteht, dem wäre besser, er sey gar nicht gebohren; und wer Kraft und Willen dazu hat, und diese nicht zum Glück se[illegible] Volks treu anwendet, dem wäre besser, [illegible] ein Mühl[illegible] Halse, und er w[illegible] der tief[illegible] Meers. — [illegible] Phi[illegible] Amt eines [illegible] ihm [illegible] despotis[illegible] [illegible]ische [illegible] können; [illegible] Beru[illegible] [illegible] zu [illegible]

[illegible]

gem[illegible]

Goth[illegible]

zigen sei[illegible]

wärtig ü[illegible]

was wird sie erst dem Fürsten thun, der ein ganzes Land unglücklich macht, der nur Verderben stiftet, aber nie Wohlstand? — O mein Sohn! hier helfen uns keine Schlupfwinkel — keine Gesetzverdrehungen mildern unser Verbrechen — keine Demüthigungen vor den Idolen des Aberglaubens schützen uns gegen den gerechten Grimm und gegen das Verdammungsurtheil der Nachwelt. Denn die Menschheit kennt nur zu gut die Bestimmung des Regenten; sie kennt die Fodrungen der Gottheit: — „liebe, schütze, bilde, beglücke, und segne dein Volk!“ — und nach diesem Maaßstab beurtheilt man uns.

Darum laß dir meine Grundsätze heilig seyn; du hast ein treues, gutes, biedres Volk; die Pfälzer lieben und verehren ihre gute Fürsten, und ich muß es sagen; die Wittelsbacher haben ihre Liebe zu verdienen gesucht. Ach! wenn ich daran gedenke, was mir der Pfälzer war — so füllt eine Freudenthräne mein Auge, und lauter Wonne [illegible] dieses gute, edle, biedre Volk schlägt in [illegible] Brust — an mir haben sie es bewiesen, [illegible] einen treuen und verehrten Fürsten zu [illegible]ssen sind. Mich verfolgte der Aber[illegible] verdammte der Papst — mich [illegible]e der Kaiser, alles war gegen [illegible]nd gegen mich verschworen. [illegible] mir der Pfälzer treu? —

ten Männerbrust an: darum schätzte ich Religion über alles, weil sie mich zu meinem großen Amt stärkte, und meinen natürlichen Trieb zum Guten, mit reinen und höhern Kräften belebte; nie aber gestattete ich Weibern oder Priestern einigen Einfluß auf meine Staatsentschlüße, weil jene zu weich und leidenschaftlich, und diese zu haab- und herrschsüchtig mir schienen! O mein Sohn! es ist ein großes, theueres, wichtiges Wort, der Regent — der Führer und Gesetzgeber eines Volks zu seyn: wer nicht Kraft und Beruf zu dieser erhabnen Bestimmung fühlt, und dem Rath des weisen Mannes widersteht, dem wäre besser, er sey gar nicht gebohren; und wer Kraft und Willen dazu hat, und diese nicht zum Glück seines Volks treu anwendet, dem wäre besser, ihm hienge ein Mühlstein am Halse, und er würde ertränkt in der tiefsten Tiefe des Meers. — Die Religion Philipp! heiligt das Amt eines Regenten, ohne ihm zum Rückhalt gegen despotische und verbrecherische Handlungen dienen zu können; sie schärft die Pflichten des Regenten, unser Beruf, sagt sie, ist, Recht zu geben, Gerechtigkeit zu üben, und nach den Gesetzen alles, was das einzelne und das allgemeine Glück hindert, zu beseitigen: straft die Gottheit den Verbrecher, der das Glück eines einzigen seiner Brüder stört, zürnt sie so allgegenwärtig über den, der gegen die Gesetze handelt,

was

was wird sie erst dem Fürsten thun, der ein ganzes Land unglücklich macht, der nur Verderben stiftet, aber nie Wohlstand? — O mein Sohn! hier helfen uns keine Schlupfwinkel — keine Gesetzverdrehungen mildern unser Verbrechen — keine Demüthigungen vor den Idolen des Aberglaubens schützen uns gegen den gerechten Grimm und gegen das Verdammungsurtheil der Nachwelt. Denn die Menschheit kennt nur zu gut die Bestimmung des Regenten; sie kennt die Fodrungen der Gottheit: — „liebe, schütze, bilde, beglücke, und segne dein Volk!“ — und nach diesem Maaßstab beurtheilt man uns.

Darum laß dir meine Grundsätze heilig seyn: du hast ein treues, gutes, biedres Volk; die Pfälzer lieben und verehren ihre gute Fürsten, und ich muß es sagen; die Wittelsbacher haben diese Liebe zu verdienen gesucht. Ach! wenn ich daran gedenke, was mir der Pfälzer war — so füllt eine Freudenthräne mein Auge, und lauter Dank gegen dieses gute, edle, biedre Volk schlägt in meiner Brust — an mir haben sie es bewiesen, was sie für einen treuen und gerechten Fürsten zu leisten entschlossen sind. Mich verfolgte der Aberglaube — mich verdammte der Papst — mich haßte und verbannte der Kaiser, alles war gegen mich aufgestanden und gegen mich verschworen. Philipp! warum blieb mir der Pfälzer treu? —

weil ich gerecht und edel gegen ihn handelte, weil mein tugendhaftes Beispiel seinen Karakter veredelte, weil ich ihm sein Vaterland werth machte, und durch Menschlichkeit und Güte sein Herz für dieses theure Land gewann: da er nun einmal wußte, daß ich sein Freund und Vater war, nun kannte er auch keine Gefahren mehr; nun schlug er gegen wütende Feinde, nun blutete er für mich und für sein Vaterland, und erfocht sich Siege, welche Deutschland in Erstaunen setzten, und der Nachwelt Ehrfurcht für die Pfälzer abnöthigen können. — Philipp — es kommen zuweilen im Leben der Fürsten ähnliche Vorfälle; wehe dann dem Fürsten, den das Volk nicht liebt, den es vielleicht als ein Ungeheuer, als einen Wuchrer oder als einen Wollüstling verabscheut; der Feind hat gewonnenes Spiel, sein eignes Volk empört sich gegen ihn, und trachtet nach seinem Leben, weil es ihn haßt.

Philipp! darum mache dich vorzüglich der Liebe deines Volks werth; handle gerecht, offen und wahr; heilig sey dir der unerschrockne Wahrheitsfreund, verabscheuungswürdig der Bösewicht, der sich vor dir windet, sein Gift unter einer schönen Außenseite verbirgt, und dir dein Volk von dem Herzen loßreissen will. O mein Sohn! nichts gewinnt mehr das Volk, als grader Gang und offne Gerechtigkeit. Mein Anblick möge dich in

diesen Grundsätzen stärken! — Nicht wahr Philipp, du siehst, daß ich heiter bin? — daß mein Herz in der Nähe der Todesstunde ruhig schlägt? — Warum? Mich quält keine böse That, es sind nicht schmeichelnde Empfindungen, womit sich so mancher Wüterich — und so manches Ungeheuer sein Bisgen Ruhe gegen die Schrecken der Todesangst erbettelt; nein es ist die kalte trockne Reflektion meines noch sehr wachen Bewußtseyns, mit der ich vor Gott zu treten gedenke! — Ich weiß es Philipp, daß ich es verdiene, daß meine Pfälzer um mich weinen! O Gott! der Gedanke ist gewiß ein Vorgeschmack der Himmels-Seeligkeit — ein dankbares weinendes Volk an der Bahre seines vollendeten, guten und gerechten Fürsten. Nicht so aber der böse — der unwürdige Fürst in der Todesstunde: auf seinem Gesicht wüten die Furien der Verzweiflung — in seinem Herzen wogen Angst und Schrecken, weil der Tod ihm fürchterlich ist, und er vor dem Rächer zittern muß. Ist er dieser schaudervollen Gefühle nicht einmal fähig, so ist er noch elender, und selbst für Rache und Vorwürfe zu gering. Darum mein Sohn! bleibe wie ich, treu der großen Bestimmung, wozu dich der Staat nach meinem Tode, durch feierliche Schwüre heiligen und einweihen wird: ringe nach dem Glück, welches ich in diesem Augenblick genieße, nach der

süßen Ruhe, mit der ich die Stunde meiner Auflösung erwarte.

Philipp. O mein Vater! ich fühle es — ihr habt alle meine schlafende Gefühle rege gemacht; ich sahe euch handeln, und euer Beyspiel sey von nun an die Richtschnur meines Regenten-Lebens. Ich schwöre es euch mein Vater! daß ich nie anders, als nach den Gesetzen handeln, und nach euern Grundsätzen die Pfalz regieren will.

Friedrich. Schütze Claren — sie war mir theuer, und wird mir noch im Tode unvergeßlich seyn: ihre tugendhafte Liebe hat mich oft erquickt, und mir manche Sorge gemildert. Alles was du ihr thust, sey ein Beweiß deiner Liebe zu mir; und wirst du auch meinen Sohn unterstützen, so will ich es nicht Dank nennen, auf den ich als dein Pflegevater vielleicht einigen Anspruch hätte — nein! ich will es Liebe — Gerechtigkeit will ich es nennen. Denn ich habe darum nur sparsam für meine Lieben gesorgt, um dir nicht vorzugreifen, ja, um dir Gelegenheit zu geben, deine Regierung mit einem Beweise von Ehrfurcht anzufangen, mit welcher du Friedrichs Lieben im Angesicht der Pfälzer ehrst! —

Philipp. Sie sollen mir das seyn, was ich euch war.

Friedrich. Du reisest gen Baiern — Sohn ich werde dich nicht mehr sehen; empfange meinen

Seegen, es sind die wahren und herzlichen Gefühle eines treuen Vaters. (Philipp kniete am Bette seines großen Oheims nieder) **Gott seegne dich mein Sohn mit Weißheit; mit einer starken wohlwollenden Seele, und mit einem festen Willen:** in seinem Namen rufe ich dir noch einmal zu — werde ein guter Mensch, bleibe ein gerechter Fürst; ehre die Menschheit, ehre dein Volk, und das Gesetz; bleibe tugendhaft, fromm; fleuch vor der Wollust, und werde durch Tugend und Wahrheit dereinst würdig, vor Gott mit der Ruhe und vor der Nachwelt mit der Sicherheit erscheinen zu können, womit ich nun vor diese unsre unbestechliche Richter zu treten gedenke. — Lebe wohl! —

Philipp umarmte im höchsten Ausbruch seines gerührten Herzens den großen Churfürsten; Thränen des tiefgefühltesten Schmerzes flossen von seinen Wangen: sprachlos verließ er den Erhabensten seines Stammes, ach! und er sahe ihn nicht mehr, wie es Friedrich ihm vorausgesagt hatte.

Friedrich der Siegreiche starb. Die Pfalz klagte um ihren edlen Freund; lange konnte das Vaterland nicht vergessen, was ihm Friedrich gewesen war.

Er nahm den Ruf eines großen und gerechten Fürsten — eines biedern Volksfreundes mit sich in die Gruft.

In seinem Leben war er die Zielscheibe einer arglistigen Politik, und eines schwachen und um dieser Schwäche willen ungerechten Kaisers: diese unglücklichen Konjunkturen seines großen thatenvollen Lebens gestatteten ihm wenig Ruhe, er hätte vielleicht bis an seinen Tod nie Frieden genoßen, wäre nicht sein großer Geist über die kleinliche Intriguen seiner Gegner, und über die Ohnmacht seines Zeitalters erhaben gewesen.

Die Menschheit seegnet solche Fürsten: der Pfälzer darf ihn stolz das Muster eines guten Regenten nennen, und ich glaube es vor meinen Lesern verantworten zu können, wenn ich Friedrich den Siegreichen, den Marc Aurel des Mittelalters nenne.

Ende des zweiten und lezten Theils.

